

Princeton University Library



32101 066911510

Stur Loeffe
Turmbau / Roman



Fischer Verlag Berlin



Von Oskar Loerke ist im gleichen Verlage erschienen:

Wineta. Erzählung.

Franz Pfinz. Novelle.



Der Turmbau

Roman

von

Oskar Loerke

E. Fischer, Verlag, Berlin

1910

3469

.952

.391

(Turm)

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1910 S. Fischer, Verlag, Berlin.

Erstes Kapitel

Der Traum vom Symbolischen liegt in fast allen Menschenleben.

Alles bedeutet uns mehr, als es ist — oder ist uns mehr, als es bedeutet: sonst versinken wir.

Und im Unbewußten beherrscht fast jeden etwas wie der Wahn, als ließe der große, bunte Tanz der Welt um feinetwillen sich zurückdrehn, und er könnte noch einmal und voller verströmen seine Lust und Brunst, seinen Schmerz und seine Werke.

Aus diesem Wahn quillt unsre schönste Fröhlichkeit und in Stunden des Aufhorchens unsre Tapferkeit.

Die stillsten aller Tragödien haben hier ihre Wurzel, Tragödien, die so heimlich sind, daß die Betroffenen sie nicht spüren. Nur je und je öffnen sich einem der ihnen Verfallenen die Sinne dafür.

Mathilde Lichtward wurde von ihrem Schicksal in eine nicht reiche, aber ehrgeizige Bauernfamilie als Mädchen und jüngstes Geschwister neben zwei Knaben geworfen. In dieser Konstellation bei ihrer Geburt lag schon das Gedrückte ihrer späteren Jahre. Der ältere Bruder starb, nachdem ihm ein Drittel von Geld und Sorge der Eltern geworden war, Hermann, der

zweite, wußte mit seinem Wesen die Überzeugung zu wecken, als sei er die anderen beiden Drittel wert. Und sie flossen ihm reichlich zu. Nicht, als ob das Mädchen mit offenem Willen benachtheiligt worden wäre. Es kam leiser:

Den Bildungstrieb eines Knaben mußte man fördern, und obwohl Hermann, aus Härte gegen sich selbst und bei hohen Zielen, Umwege machte und die Zeit, in der für ihn gesorgt werden mußte, verlängerte, wurde Rat geschafft, zumal er zart an den Angehörigen hing. Der Vater starb, und die Mutter kehrte nun erst recht alle Mühe und Wärme dem Sohne zu, weil er außer Hause lebte, während sie Mathilde, die bei ihr blieb, ja jeden Augenblick mit der Notdurft des Lebens versehen sah. So überschätzte sie, was sie an Mathilde tat: denn gehörte es nicht beinahe mit zu Hermanns Ausbildung, daß seine Schwester ebenfalls über Bauernstand und -mittel gehoben würde? Aber während Hermann, nach einer größeren Gymnasialstadt in Pension gegeben, und später auf der Universität, Herr über sich selbst war, zog Mathilde samt der Mutter in das nächste Nest mit Töchterschule, aß mageres Essen und trug schlichte Kleider. Schlimmer war, daß sie außerhalb der Schule mehr und mehr vereinsamte: brachte den Bruder seine Ausbildung in höhere und weitere Gesellschaftsschichten,

so führte die ihre sie wohl dem Bruder nach, aber ihre wachsenden Ansprüche schufen zu der tatsächlichen Dürftigkeit ihrer Verhältnisse einen Gegensatz um den anderen. Wer in die Stube ihrer Mutter paßte, dem konnte sie nicht mehr unbefangen nahe sein, wer zu ihr paßte, fand sich in dieser Stube nicht zurecht. Im Kleinen ließ sich wohl vermitteln, nicht jedoch in allem Wesentlichen. So machte sie ihr Lehrerinneneramen und lebte, nachdem auch die Mutter gestorben war, als Erzieherin auf Gütern in der Nähe ihres Geburtsortes. Sie glaubte, all dies müsse so sein, weil es ruhig, selbstverständlich und notwendig gekommen war.

Aber sie war weit davon entfernt, an irgendeinem Punkte dieser Entwicklung etwas Endgültiges zu gewahren, unterließ daher, Sinn und Inhalt hinein zu legen, und lebte ohne viel Lärm und Schmerz ihre Jahre ab. Sie nahm alles zu gleicher Zeit zu wirklich und zu unwirklich: sie nahm es vorläufig.

Die Kraft zu tieferem, größerem Leben fehlte ihr nicht. Es wäre auch schon nach der Familienerbschaft an persönlichem Gepräge verwunderlich gewesen. Der Urgroßvater zum Beispiel hatte mit bedeutendem Blick, Fleiß und Tüchtigkeit sich eine Art von kleinem bairischem Königtum zusammengeschweift, indem er all seinen Dorfgenossen soviel Land abkaufte, wie er irgend bekommen konnte; und noch eine Marotte des Groß-

vaters, der alle seine Töchter mit Pfarrern verheiratet wollte und verheiratete, und der, um Mitgiften zu schaffen, das viele Land wieder verschleuderte, zwang zu gewissem Respekto. Den Vater hatte der Wille nach einem irgendwie bedeutenden Leben übersprungen, in Hermann und Mathilde war er wieder wirksam — unsichtbar und heimlich in dem Mädchen.

Der lückenlose Zwang und Schub im Alltagsgewebe, kaleidoskopisch drehend von Sekunde zu Sekunde, von Monat zu Monat, ließ sie unbesorgt warten. Schloß sie die Augen, zu sehen, so schienen ihr viele Mädchen, tausende, eine unabsehbare Schar, und Männer auch, in ihrer Lage . . . Und sie trugen es vorläufig. Warum? Mußte es so sein? Die Welt war so . . .

Ihr Kinderhaus war nicht sehr warm gewesen, der Mutter Sorge nicht sehr groß: aber beim Steigen die runde Stiege hinauf, bei Besuchen anderer Kinder war es ihr gewiß geworden, daß ihr Wärme und Sorge auch noch irgendwie werden müsse.

Ihre späteren Beziehungen zu den Menschen hatte sie nicht gesucht und gewählt, sondern sie waren ihr zugestoßen und galten eigentlich nicht, wiewohl sie sich nicht zurückzog und freundlich war.

Aber auch dieses Froh- und Glückseligsein galt nicht.

Darum hatte sie Freundinnen nur durch Zufall gehabt und mit ihnen ohne Tiefe und Freimut ver-

kehrt; dennoch träumte sie von besserer Freundschaft und versparte sie nur noch, . . . weil sie mußte. Zu ihrem Amte war sie vielleicht am meisten durch die drohende Aussicht auf eine häßliche Kleinbürgerliche Ehe gekommen, und mehrere Male war sie entsagend beiseite gegangen, als eine Liebe in ihr aufsteigen wollte, ganz still.

Wie sie im Verborgenen hoffte, zeigte sich vielfach: darin, daß sie gern schenkte, mehr, als sie eigentlich zu verschenken reich genug war, darin, daß sie für andere hilfreich einsprang und gern fremde Schuld auf sich nahm, stets ohne das Bewußtsein, etwas irgendwie Bemerkenswertes zu tun. Oder gar zur Obstblüte, wenn die Bäume im Garten als weiße und rote Funkenhügel brannten wie nach einer Musik und sie in heller, schlafloser Nacht die duftende Asche niedersprigen sah, dann gaben diese Fanale Zeichen dem Leuchtenden ihres Lebens.

Wenn sie mit den zunehmenden Jahren auch ihr Herz mitunter wie vor etwas Ungeheuerlichem, Grausamem aufklopfen fühlte, so wartete sie noch immer ferner. Sie mußte einfach.

Denn in der Enge hatte sie nicht nur die elementaren Lebensverhältnisse, sondern auch die innerlichsten Begriffe großer Dinge mit Gleichgültigkeit vergiftet: Gott, Glück, Lust, Schmerz, Welt, Berge, Meere, Tod . . .

Diese feurigen Schatten und alle anderen dergleichen, die aus dem heiligsten Schauern unseres Persönlichsten aufsteigen und nach Ab- und Ebenbildern außer uns suchen, schrumpften zusammen und wurden grau im Staub der Enge. Sie hatte in der Seele alles wirt zusammengehäufelt, sobald sie es in sich gefühlt und zugleich bemerkt hatte, daß sie es nicht ausleben könne, weil dann etwas Rechtgewachsenes unter lauter Zwergenkleines geraten wäre.

Aber die unerfüllte Kraft zu innigerem Leben blieb in ihr und sammelte sich merkwürdig.

Diese Kraft quoll immer gleichsam außerhalb der Welt: Nicht begrenzt von einer Uhr, die jedem unendlichen Gefühl die Tragik der Kürze zeigt, nicht beschränkt von den buckligen und hugligen Formen der Wirklichkeit, die das maßlose Wollen in Enge preßt, wucherten die Kräfte und konnten in der Seele sich mengen und mischen wie Düste.

Darum zerbrach bei manchem Versuch, eine Form mit Leben zu erfüllen, die Form an einem Drang zu Unmöglichkeit, so als könnte in das zart gegliederte Holz eines Lebensbaumes der gärend vermengte Saft von Tanne und Eiche schießen.

So wurde Mathilde fünfundzwanzig Jahre alt, und vielleicht nur wenige Jahre noch dazu, so wäre alles in ihr still und stumm vergangen wie bei vielen

Schwestern, und sie hätte es an keinem Schmerz gefühlt, und niemand hätte es gewußt.

Da legte das Schicksal seine Hand auf sie.

Sie hatte vor Jahren auf dem Abiturientenkommers ihres Bruders einen ganz entfernten Verwandten aus einer verarmten Nebenlinie kennen gelernt, mit dem ihre Familie zwar nie in Verbindung gestanden hatte, und den sie wie jeden andern Fremden mit Sie anredete, der ihr aber durch seine riesenhafte Gestalt und den Ernst seines Gesichts im Gedächtnis geblieben war. Er war Zieglermeister auf dem Gute Dreirußen. — Und auch er erinnerte sich Mathildes, als sein Herr, der Gutsbesitzer Ensedirk, für seinen Sohn Engelbert eine Erzieherin suchte, und empfahl sie. Mathilde tat sich zum Herbst gerade nach einer neuen Beschäftigung um: — sie kam nach Dreirußen. Aber kaum, daß sie in der kameradschaftlich munteren Behandlung durch den Gutsbesitzer Ensedirk, in dem freundwilligen Anschluß von dessen achtzehnjähriger Tochter Mia und in der aufmerksamsten Hochachtung durch das bedienstete Personal zu fast mehr als behaglicher Ruhe gekommen war, rührte eine Leidenschaft all die tiefbetäubten, großen Schatten in ihr an, und sie begannen darin zu brennen. Sie mußte nun Krieg führen mit dem

leuchtenden Spuf, der seinen endlosen Heerbann entboten hatte.

Nichts weiter: sie lernte den jungen Christian Klingspiel kennen, einen Fasching von Mensch, den Besitzer des bedeutendsten Hotels in der benachbarten Stadt, der auf Dreirufen mitunter vorsprach, da sein verstorbener Vater mit Gutsbesitzer Ensedirk befreundet gewesen war. Wohlbegabt, einen großen geschäftlichen Betrieb zu führen, kümmerte er sich nur leichtfertig, lachend und spielend darum, und wenn er auch einmal in raschen Schlägen etwas erwarb, so legte er lieber das überaus beträchtliche Vermögen des Vaters in teuren Liebhabereien, in Sport und Spiel an. Vielleicht packte sein Wesen so tief in Mathilde hinein, weil seine Person ohne Rest im Gegenwärtigsten, Nächsten aufging, immer froh und berauscht von dessen Fülle schien und durchaus keine Hintergründe fühlte. Christian Klingspiels lustige Dankbarkeit und Bescheidenheit ließen das nicht zu. Das Schwierigste wäre ihm einfach gewesen, und am Ende war all das Faschinghafte, das Billardspielen, Reiten, Kugeln und Kegeln nur ein Mittel, um der Empfindung des Leeren und Platten im Dasein von fern vorzubeugen.

Wirklich hätte er sich gern einer Frau von Ernst und innerer Schwere verbunden. Als er nun zum erstenmal mit Mathilde geredet hatte, da spürte er das Andrängen und

Brausen ihrer ganzen versunkenen Lebenskraft so stark, daß er, obwohl tief hingezogen, ihr unentschlossen widerstand.

Aber Mathilde war ihm verhaftet.

An demselben Tage verfiel ihre Seele in anderer Weise dem Ziegler Andreas Barth. — Beauftragt von seinem Herrn, dem Kirchenpatron, ging Barth an diesem Oktobersonntag auf den zwischen Gutsgehöft und Ziegelei gelegenen Friedhof und suchte nach einer Liste die über dreißig Jahre alten Gräber heraus, die im künftigen Frühling umgegraben werden sollten. Gegen Abend kam Mathilde, in bebenden Gedanken an Christian, den kleinen Engelbert Eysedirk an der Hand, dort vorüber, als die vom letzten Stoppelgras heimgetriebene Ruhherde ihr plögllich wie tollwütig entgegenstürmte. Ein paar mutwillige Knaben hatten den ohnehin sehr bödsartigen Bullen gereizt, sich aber sofort in einen Ziegelschuppen geflüchtet. Der wilde Stier raste ihnen nach und rührte dabei mit seinem Zorne den Rinderhaufen dermaßen auf, daß dieser in dichtem Wirrwarr donnernd seinem Stall entgegenstampfte. Der Bulle ließ sich durch das Beiseitescheuen der Kühe auf die rote Jacke Mathildes ablenken und schoß heran. Es war ein Wunder, daß Mathilde und der Knabe nicht von der ihm voranstampfenden Herde umgerissen wurde.

Ein krampfartiger Ruck quetschte sich durch sie in blindwütendem Suchen. Christian, Christian, hilf!

dachte sie in den paar kurzen, glühenden Sekunden, die das Ungeheuer vor sich her zu jagen schien. Die unwillkürliche, tierische Todesfurcht ergriff nur ihre Gliedmaßen. Gleichsam gefroren, klammerte sich ihre Linke zuckend um die Rechte Engelberts. Der kreischte in Barths Ruf vom Kirchhof: „Her mit dem Kinde!“ schrill hinein, und im gleichen Augenblick hatte er sich losgerissen, um behend über den nicht hohen Kirchhofszaun zu klimmen.

Mathilde sah nun taumelnd auf den dummen Stierkopf, der dampfend näher wuchs, riesenhaft . . . in gehässig ohnmächtiger Bitternis: gerade heute, da mein Leben Sinn bekommt und Leben wird — gerade heute! Sie spürte schon den Gestank des Fells . . .

Da sprang der hünenhafte Ziegler vom Kirchhofszaun, da packte er sie auf und drehte blitzschnell sich vor die Hörner, aus wütenden Lippen mit den Zähnen blizend, da schwankte er und brüllte: Der Stier hatte ihm am Oberschenkel das Fleisch aufgeschlitzt. Doch stürzte er nicht und ward auch nicht in die Luft geschleudert, er sprang vor einem neuen, gutgezielten Stoß der Hörner beiseite mit Mathilde im rechten Arme. Mit der freien linken Hand warf Andreas Barth sein rotes Taschentuch über ein Horn und Auge des Tiers, das nun zweimal den Nacken in die Luft schleuderte und aufbrummte. Dennoch verlor es sein Ziel nicht und tappte in halber Wendung gegen die Fliehenden. Der

Ziegler war schon dabei, mit seiner Last den Zaun zu ersteigen. Dem neuen Angriff entging er nicht. Freilich riß das Horn nur das Leder seines Stiefels auf und schürfte die Haut des Fußes, denn er hatte das höchste Zaunbrett fast erklettert.

Währenddessen schwärmte Mathildes neues, schwindelnd süßes Leben aus dem eisigen Sturz ins Nichtsein zurück in das Sein, das dieser todverachtende Mensch ihr schuf. Ihr Jubel darüber war ein endloses Vertrauen zu ihm. Nicht den rasenden Stier sah sie an, ihre Blicke bohrten sich in die magere Härte seines Gesichtes, ihr Ohr trank das Schmerzgebrüll ihres Helden . . . Aber vielleicht wurden sie beide doch zerissen, jetzt — — — jetzt:

Dieser Wutstoß des Bullen hätte ihm den Bauch aufgeschlitzt und ihn getödtet, wenn er nicht in ungeheurer Anstrengung mit dem ganzen Körper rückwärts emporgeschneilt wäre. Dabei stürzte Mathilde, die ihm halb auf den Rücken gekrochen war, ins Kirchhofsgras neben Engelbert und er ihr nach. „Die bunte Jacke aus!“ kommandierte er atemlos, bevor er noch das Gesicht aus dem hohen Gras erhob. Und Mathilde gehorchte alsbald.

Ihre Augen wichen nicht von ihm. Sie sah sein Blut dunkelrot die Weinkleider entlang rinnen und schwarz am Leder der Stiefel. Er faltete unter flackernden

Atemstößen ihre Jacke mit dem Futter nach außen und setzte sich dann erschöpft auf ein Grab. Der Zaun krachte unter den Hörnern des Stieres. Dann kam Hilfe vom Gut. Mathilde war von schmerzdem Glück wie verklärt, sie verwechselte in ihrer schwärmerischen Erregung einen Augenblick lang die Gestalt des Todesbesiegers mit der Gestalt des Todes — beide waren sie gleich stark und gleich geheimnisvoll in ihrer Kraft. Sie dankte nicht in Worten, ihre Dankbarkeit war etwas Heiliges, und sie breitete sich aus wie ein Fieber vor einem Unbekannten, dem man nicht Fortdauer, sondern ein neues, verklärtes Leben nach dem Tode schuldet.

Und als sie am anderen Tage mit Worten ihre Last an Dank abtragen kam, wies Andreas Barth sie rauh von sich — und fettete sie dadurch fester. — Ob sie nicht mindestens seiner Arbeit ein wenig zusehen und ihm erzählen dürfe, da er außer durch das Verdienst seiner Tat durch eine wenn auch ferne Verwandtschaft und die Empfehlung nach Dreirüsen mit ihr verbunden sei: er habe ja so viel Ernstes an ihren letzten Geschicken geformt? Er antwortete kurz und verschämt, jetzt, gegen den Winter, sei in der Ziegelei keine Arbeit, wenn sie im Frühjahr wiederkehren wolle, so habe er nichts dagegen.

So kam ihr das neue Leben zunächst beinahe vor,

wie etwas, was ihr nicht gehörte, und so widmete sie seine Kräfte ganz Christian Klingspiel.

Dieser ging immerhin damit um, sein Verhältnis zu einer Verkäuferin, das sie als halbe Kinder miteinander angefangen hatten, und worin sie jetzt nur noch durch die Gewohnheit zusammengehalten wurden, aufzugeben. Er erzählte Dora von Mathilde, und sie empfing ihn bei jedem Wiedersehen nun so:

„Die andere ist da, ich kann gehen.“

Er pflegte zu antworten: „Seitdem bist du mir wirklich so viel nicht mehr —“

Und ihre Entgegnung darauf lautete: „Du auch nicht. Also, wir gehen auseinander?“

Dann schwiegen sie und hielten weiter zusammen.

Mathilde blieb in Ungewißheit. Sie meinte, es handle sich bei ihr nur um einen jäh vorüberbrausenden Sturm. Und doch stiegen in ihr herauf magische, vergessene Stimmen und Gefühle selbst ihrer frühesten Zeit.

Ihr wirklich Erlebtes der ganzen Vergangenheit wurde dadurch so kahl, öd und klein, daß ihr fast der Zusammenhang damit durchschnitten schien. Ihr Inneres flackerte ohne Halt, und der einzige, der Klärung bringen könnte, schien ihr der Bruder. Nur ihn durchkreifte

dasselbe Blut wie sie, und nur er hatte mit diesem Blute einen Teil ihrer Vergangenheit miterlebt. Freilich seit ihren Entwicklungsjahren waren sie auseinandergekommen und hatten später kurze Tage des Wiedersehens mit fröhlichen und mehr äußerlichen Berichten des inzwischen Vorgefallenen und geselligen Unternehmungen angefüllt. Besonders Mathilde war spröde gewesen.

Sie hatte geglaubt, sein Weg entführe ihn ihr immer mehr, und wie er in seinen Studien geschwankt, wie aus dem Historiker ein Philosoph und schließlich und endgültig ein Architekt geworden war, das hatte sie nicht berührt. Jetzt drängte sie Hermann zu wie einem guten Freunde, um so voller, je mehr die Zeit heranrückte, die ihn für lange in ihre Nähe bringen sollte. Er hatte den Auftrag erhalten, in der nur eine Stunde von Mathildes Aufenthaltsort Dreirüsen entfernten Stadt den unvollendeten gotischen Dom mit einem Turme zu versehen.

Am Sonnabend nach Neujahr konnte Mathilde ihn abholen, auf ihre Bitte allein. Sie fuhr frühmorgens in die Stadt, und der Schlitten glitt ihrem Erwartungsfieber stets zu langsam; die Fahrt steigerte es noch, zumal sie heut abend auch Christian wieder sprechen sollte.

Es war erst zwielichthell. Die Rufen des Schlittens richteten sich zu Schwanenhälsen auf, und an den Schnäbeln hingen phantastisch die Laternen. Ihr Schein

rutschte während der ganzen Fahrt über sonderbar breite, nur ab und zu von schwarzen Linien durchkreuzte Schneefüssen, die zu beiden Seiten der Chaussee bis kurz vor die Stadt lagen. Mathilde zählte sie und schob sie mit ihren Augen immer schon hinter den Schlitten, bevor die Schatten der Pferde an ihnen vorbeigelaufen waren und das Laternenlicht sich herübergekrümmt hatte. Erst bei dem einzigen Hause, dem man bis zur Stadt begegnete, einer Abdeckerei, stellte sich Mathilde vor, daß unter den fleisrigen Schneewulsten ja wilde Rosenbüsche versteckt waren, die breit und ungestört wuchern durften und in den Sommermonaten gewiß erquickliche Unterbrechungen am fahlen Wege bildeten, nur ließe die Abdeckerei wohl pünktlich wie die Blumen ihre Düfte auch fliegen und würde zur Parodie der Rosenbeete.

Mehr als eine Stunde wartete Mathilde auf dem Bahnhof, in höchster Ungeduld.

Das Wiedersehen mit Hermann war eine Enttäuschung. Er war Mathilde zuerst fremd wie jeder andere Mensch, und er brachte dem Vertrauen, als werde er ihrem bewegten Inneren Ordnung und Auswege schaffen, keineswegs etwas entgegen. Er war fast verdüstert ernst und offenbar auch in Gegenwart der Schwester mit sich selbst beschäftigt. Seine Arbeit schien ihm weit mehr die erste Verheißung seiner

Reise gewesen als Mathilde, denn er wollte, bevor er einen anderen Gang tat, empor zum Dom und schlug Mathildes Bitte, zunächst mit ihr doch etwas zu genießen, unter freundlicher Entschuldigung, aber fest aus.

Eine neue, ratlose Erwartung kam in Mathilde auf und eine unbestimmte bittere Furcht vor ihrer Zukunft. Solange der sonnabendliche Wochenmarktverkehr um sie und Hermann klapperte und plapperte, schwieg sie und blieb, auch wo sie keinem Einkaufsforb auszuweichen brauchte, gern einen halben Schritt zurück.

Als sie in ein totes, steiles Weigäßchen abgebogen waren, blieb Hermann plötzlich stehen und sagte lächelnd:

„Wir sollen die Geschwister Lichtwarf sein? — Meine Schwester Mathilde ist nicht fünfundzwanzig, sondern fünf Jahre alt. Basta!“

Er drehte sich ab und ging weiter.

„Fünf? Dann bist du zehn. Das stimmt mir auch viel besser für dich als dreißig; ich weiß mit deiner unwahrscheinlichen Länge, deinem Schnurrbart und mancherlei in Gesicht und Stimme nichts anzufangen. — Im Ernst.“

„Darum bist du wohl so still?“

„. . . ich verstehe beinahe nicht, wie ich dir ab

und zu habe Briefe schreiben können. Daß du Bau-
meister bist, . . . ich dachte dich mir doch eigentlich
mehr vor einem Steinbaukasten. Und du willst nun
im großen einen Doppelturm an den hohen, dicken,
dunklen Dom da —“

„Ganz im Ernst. Darum war ich still . . . Da
liegt er. Tatsächlich ein schöner Torso: ich kann ihn
verderben — vielleicht. Guck: die Stadt steigt rund
zu ihm auf: darum kann ich ihr ganzes Bild ver-
schimpfieren, statt es zu vollenden. Und die Stadt
ist für einen weiten Teil der Stromebene ein Merkmal
und Zeichen, nicht wahr? Wenn man streng ist, kann
ich also auch die ganze Landschaft verderben statt
heben. Für mein erstes größeres Werk genug Ver-
antwortlichkeit vor mir selbst. Ich habe das ganz
deutlich schon gefühlt, als ich die Lage zu den ersten
Vorarbeiten und Vermessungen hier war. Ich hatte
das Bedürfnis, darüber zu einem nahen Menschen zu
reden; mich hätte es geklärt. Leider hattest du ja
damals deine Gouvernantenstelle in Dreirußen noch
nicht . . . Nun ist inzwischen wohl meine Skizze im
Wettbewerb gekrönt worden, aber was sagt das? Ich
bin kein Künstler, vielleicht ein Mathematikus mit
Geschmack, der aber das Bauen gründlich lassen wird,
wenn er mit aller Anspannung nicht dennoch Gutes
schafft. — Du machst mir dazu ein ganz trauriges

Gesicht, Mathilde? Mein Entwurf ist schon klar, aber ich habe beim Gedanken daran doch ein Unbehagen, ich weiß nicht, warum. Entschuldige, ich bitte nochmals, daß ich zu Essen und Trinken nicht die rechte Ruhe habe und mich zuerst dem Eindruck des Doms hingeben muß. — Wartest du ein Weilchen?"

Er ging in das Haus des Rüsterkastellans, damit dieser mit dem Schlüssel in die Kirche voran gehe.

Währenddem stieg Mathilde die letzten hundert Schritt zum Dom bergan. Auf dem Vorplatz breitete sich ein kleines Leichbecken, dessen Eis im Vormittagslicht rötlich wie Apfelsinenschale leuchtete. Sie glitschte langsam darauf hin und her, halbe Schritte weit, senkte den Kopf und beobachtete, wie unter ihren Füßen in der glatten, dunklen Tiefe des Eises allerlei bleiche, wie aus Zuckerkand geformte Dinge sich gebildet hatten, Kugeln, Fischblasen, Nadeln, Wickel, Eier. Aber ihre Augen glitten bald weiter in das gestaltlose Dunkel darunter, und sie dachte: Also auch Hermann stand in einer Anfechtung wie sie? Dieses Zusammentreffen ließ sie die doppelte Bange, für ihren fremden Bruder und sich, empfinden und brachte ihr noch tiefer zum Bewußtsein, daß sie an einem Wendepunkt stehen müsse, und die durch Christian erregte Unruhe über ihr Leben sammelte sich plötzlich beängstigend. Sie mußte schnell den Blick erheben.

Feierlicher Januardunst blaute den milchigen Sonnenschein; in dem steigenden Geschwele schien die ganze Stadt ein wenig über der Erde zu schweben wie ein riesiger Kronleuchter, der um den schweren roten Dom als um eine Achse befestigt war. Auch diese Empfindung hob ihr diesen Tag aus der Reihe aller anderen und ließ ihn sonderbar, geheimnisvoll erscheinen.

Der Küster war sehr geschwätzig.

„Ich habe erst seit ein paar Tagen die Ehre,“ sagte er, „den Herrschaften dieses erhabene Bauwerk zu zeigen, welches ein vollkommenes Werk ist. Vor Jahrhunderten ist es vorne ganz notdirftig zugebaut worden. Kann sein, daß die Mittel fehlten, kann sein, daß der fiehrende Mann wegstarb. Aber jetzt wird ein Herr Baumeister Lichtwarf kommen und die fehlende Ergänzung machen, nachdem durch mildtätige Sammlungen weit und breit, durch Magistratsbeschluß und Regierungszuschuß das Geld zusammen gekommen ist.“

„Wenn das nicht ein großes Werk wird!?“ wandte sich Hermann lächelnd an Mathilde.

„Ein großes Werk, ja,“ bestätigte der Küster und fuhr atemlos fort: „Das da, das auf allen Strebe-pfeilern, eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, die Vogelgestalten mit den runzligen Bauernköpfen, das nennt man den Wassersschlag, weil aus den schiefen Mündern

das angesammelte Regenwasser schießt.“ Er hatte aus der Brusttasche einen großen Staublappen gezogen, mit dem er emporwinkte.

„Ach bitte, lassen Sie mich ein paar Zwischenbemerkungen machen,“ unterbrach Hermann seine wirren Auseinandersetzungen, und nun erläuterte er Mathilde, die aus Verlegenheit sich fest in seinen kühlen Bann begab, bei den Strebepfeilern beginnend, das Konstruktive ein wenig, so weit es von außen möglich war. Die gruseligen Reize, die Mathilde bei Betrachten dieses gotischen Kolosses empfunden hatte, zuckten auf, von einem großen Sinn belebt. Ja, der Kampf mit diesem Spuk konnte Hermann wohl auch vor eine Lebenskrise bringen! Sah sie genau hin, so wurde die steinerne, graue Wirrsal simpel, suchte sie dann wieder etwas in sich, so begann es in den Sechspassen der zweitheiligen Fenster oder den Wimpergen droben zu tanzen.

Der Rüstler schloß das Portal auf, über dem eine Steinkugel aus einer Notschlange eingemauert war.

Drinnen roch es laugig, es roch nach Jahrhunderten. Und Jahrhunderte währte nun der schwebende Kampf: steinerne Schub und Widerschub, stemmender Drang und Gegendrang. Obwohl aus Ziegeln, war der Dom keine Hallenkirche und strebte auch sonst nach der Kühnheit eines Steinbaues. Die Pfeiler und die Dienste und Hohlkehlen an ihnen waren, als Einzel-

heit gesehen, plump, aber verfolgte man ihr Aufschließen bis zur Kreuzung der Rippen und Gurten, ging man von Pfeilergeviert zu Pfeilergeviert abgründtief unter den mit Hundeköpfen geschmückten Schlußsteinen der Gewölbe hin, so vernahm man wie eine rauhe Hymne den Sturm der Mauerstränge nach oben. Wo Tragendes und Getragenes sich schied, waren ganz schlanke Kelchkapitälé eingefügt, begonnen von liebevoll die Pfeilerform nachziehenden Astragalbändern, abgeschlossen von dünnen Abaken, lose umschlungen von gemeißelten Petersilieblättern. Aber doch wurde dadurch der ungestüme Flug der Linien kaum unterbrochen, er riß nur einen Beisatz von Süße mit zur Höhe. Und der Aufstieg tat die Mauern rechts und links auf, hoch, schmal und geheimnisvoll. Buntes Glas spielte mit dem Licht alchemistische Spiele: ließ es zwischen dem Maßwerk dort als einen Uhu klimmen, dort einem himmlischen König die Falten seines Fingers bluten. Das Licht erfand, murmelte und sang Sagen, es schrie Wehe, es weinte als Marien träne. Vor den Rittern auf den Glasfenstern, die in weißduschimmerter Rüstung auf ihren Pferden saßen, erschrak Mathilde fast. Das lebendige Licht brachte sie durch die Zeiten heran, und ein starkes Gefühl ihres Daseins hauchte einen an. Der eine dieser Ritter schien ihr Ähnlichkeit mit Christian Klingspiel zu be-

sigen, der sie nun einen Augenblick lang unerreichbar dünkte, eine Figur gemaltes Glas. Aber unter der Decke horstete das Dunkel, und dort wurde das gerade gegenwärtige Leben getödtet. Menschenlaute schienen nicht von Menschen zu stammen, sondern von Säulen und Bogen dort bei den Hundeköpfen geplappert zu werden, die Schritte schollen oben noch einmal wie von Doppelgängern.

Mit solcherlei Empfindungen ließ Mathilde sich von Hermann führen, und sie waren nur eine Verwandlung ihrer schwebenden Not. Das immer wiederkehrende, heiße Gefühl, daß der Bruder fremd sei und nicht helfen könne, daß sie trotzdem an einer Wende stehe und daß nun endlich Zeit sei, vom Vorläufigen zum Endgültigen zu kommen, nistete sich in ihr ein. Sie schwieg und ließ Hermann sprechen, ebenso wie der Küster.

Dessen Ehrgeiz und Kenntniß freilich wurden durch das Schweigen nur aufgestapelt. Er hatte mit seinem Staubtuch gelegentlich rasch über ein Geschnitz oder einen Beschlagn gerubbelt, und als Hermann, der immer schwerfällig und ab und zu aufseufzend gesprochen hatte, schließlich eine lange Pause eintreten ließ, fing er an, mit einem kuriosen Kram aufzuwarten.

Er führte seine Gäste zuerst in einen Keller und hob dort alte große Stiefel empor und schüttelte sie.

„Was da klappert,“ sagte er, den ernstesten Ton Hermanns nachahmend, „sind Menschenknochen, Zehenglieder und Knöchel. Es war einmal hier einer, der war zu faul, seine Stiefel auszuziehen, und rief: der Teufel soll sie ausziehen! Da kam auch der Teufel und riß so heftig an den Beinen des Mannes, daß Haut, Fleisch und einige Knochen mit in den Stiefeln verblieben. Der Mann starb bald daran, vorher aber bekehrte er sich und vermachte sein ganzes Vermögen und als Warnung auch die Stiefel der Kirche.“

Sie stiegen wieder herauf. An einer Säule hing ein silberner Pfeil, der einem gottlosen Ritter, als ein großes Getümmel stattgefunden, aus unbekannter Hand in den Gaumen geflogen und unverrückbar haften geblieben war, bis der Ritter Buße tat und den Pfeil an einem silbernen Kettchen der Kirche zu stiften versprach.

Unter der Orgelempore befand sich eine ungeschlachte kupferne Uhr. Sie war die Stiftung eines Meisters, dem in den Achselhöhlen, an der Scham, am Kinn, Haupt und Augen plötzlich alle Haare ausgefallen und nach inbrünstigem Gebet wiedergeschenkt worden waren.

Hermann befiel eine Ungeduld. Er machte zuckende Bewegungen, tat die Lippen des öfteren zum Sprechen auseinander und bat den Küster, ihn mit seiner

Schwester zu geruhiger Betrachtung ein wenig allein zu lassen. Ob er sich nicht inzwischen beschäftigen könne?

„Aber sehr gern, meine Härrschaften!“ Er riß den Staublappen wieder aus der Brusttasche, ramte an den Altar und kletterte pudend dort herum. Er liebte und hätschelte seine Kirche, als sei er der Kiese und sie das Spielzeug.

Für Hermann war es umgekehrt; er sagte zu Mathilde bitter:

„Siehst du, ich hab' es gewußt, Mathilde. Es hat sich langsam vorbereitet.“

„Was?“ fragte Mathilde ängstlich.

„In diesem Moment passiert es mir zum drittenmal, daß mir der Sinn meiner Existenz umfällt.“ Er sagte es streng, ohne Weichlichkeit. „Ich darf zu dir doch reden, nicht wahr? Ich meinte es immer ein bißchen ernst mit dem Leben, suchte nicht mein Amt, sondern meinen Beruf darin. Am tiefsten als Sekundaner, hier in dieser Stadt, als ich die Versammlungen der ‚Gemeinde für entschiedenes Christentum‘ bei Joseph Barth besuchte, ein Theolog oder vielmehr ein Gottesmann werden wollte und Gott nicht fand. . . . Dann als Student, als die Geschichtswissenschaft mich enttäuschte, weil sie nicht die einzige Wissenschaft, sondern nur eine war. Und da ich nun noch eine Stufe be-

scheidener wurde und sagte: ich war ein guter Mathematiker und habe einen Zusatz dazu vielleicht in mir, das wird zusammen einen Architekten geben, — ist das auch Täuschung.“

„Warum, Hermann?“

„Weil ich erst heute fühle, daß ich ein Barbar bin, wenn ich dieses barbarische Werk vollende. Gäbe ich die Fortsetzung gleich groß, so wäre sie doch zehnmal weniger. Das ist fremder Geist und fremde Zeit.“

„Willst du den Auftrag jetzt noch fallen lassen?“

„Nein, Mathilde. Ein anderer würde dann ja doch bauen müssen. . . . Aber ich habe den Auftrag heimlich als das empfunden, was man eine Lebensaufgabe nennt.“

„Zu den Lauen und Halben möchten wir ja auch nicht gehdren.“

„Eben. Darum liegt hier mein Beruf nicht.“

Er schwieg lange und begann wieder: „Sieh, das werde ich nun, bis ich sterbe, nicht vergessen: da du, hier ich, ein Streifen Vormittagslicht zwischen uns, alles ganz still, steile Gewölbe, leere Räume, und in mir die Katastrophe . . . still. Das Schrecklichste ist, daß so etwas ohne Geräusch und eigentlich auch ohne Erschütterung hereinbricht. . . . Ich stehe vor dem Anfang.“

Mathilde erzitterte, und die letzten Worte sanken tief in sie. Es war heute ein Schwalch in ihr offen, durch den sie versanken. Sie wuchsen in verummendem Dunkel: ich stehe vor dem Anfang. Sie war gezwungen, zum erstenmal unummunden klar, da neben ihr einer über sein Leben richtete, über das ihre mitzurichten.

Und unentrinnbar fuhr Hermann fort zu verurteilen, grausam Mathilde miteinbeziehend: „Wir haben's eigentlich nicht zu viel gebracht, Mathilde. Als Kinder in demselben Garten, mit denselben Interessen standen wir im Gelingen immer da, wo wir wollten. Weißt du, als auf der Chaussee die Märchen gefahren kamen? Und noch als Kinder wurden wir getrennt, und das Leben wurde schwer. Jetzt sind wir wieder beisammen, versuchen wir die alten, glückhaften Geschwister zu sein!“

Diese Abrechnung mit dem ganzen Leben in der ersten Widersehensstunde erschütterte Mathilde im Grund und benahm ihr fast den Atem. Sie war ein heiliges Hochamt, so in harten Worten gesammelt, in diesem Raum mit dem Nachknurren der grauen Leere.

Wir haben's nicht weit gebracht? Hermann auch nicht? Sie sah es nun ein, die Gedanken dieser Kirche

waren einst groß und stark gewesen, aber jetzt waren sie dumpfig. Wenn ihre Ausgestaltung der Gipfel seines bisherigen Lebens war, — —

Und daß Hermann wie sie vor allem Anfang stand, so gewiß, dies brachte ihn ihr innerlich nahe, ließ sie ihn lieben und in Hoffnung für sich selbst erstarben. Neben einem Leidensgenossen ging es sich gut. Und da begann sie von dem für heut abend bevorstehenden Wiedersehen mit Christian Unendliches zu erwarten.

Als der Küster sie und Hermann vor ein großes, in dunkelrotes Leder gebundenes Buch führte, in dem vom jungen, Vikar, dem Poeten, die Geschichte des Kirchspiels und der umliegenden Gaue zusammengefaßt sei, und das bei der neuen Einweihung des Doms nach Vollendung des Thurms auch öffentlich erscheinen werde, — da drängte sich Mathilde dicht an Hermann und blätterte mit ihm. Hermann freute sich darüber, wußte aber vor eigener Nachdenklichkeit nur die Erwiderung, daß er ihr aus dem Vorwort vorzulesen begann:

„Wer diesem ernsten Land mit seiner weiten Verhalteneit, seiner oft sandigen Herrlichkeit entstammt, muß von Liebe schwer sein, wenn er des Landes Herz klingen hören will.

Wie ist das Herz seiner Seen? Man erzählt, sie seien so entstanden: Orgeln sind samt dem Fracht-

farren und den Pferden eine Viertelmeile vorm Gotteshaus verschlungen worden, und Gewässer ergossen sich darüber, Jäger versanken, Schilffser, Dörfer, ganze Städte versanken, und Seen wurden. Geht nach Luczmin, Kensan, Müskendorf, Schlagentin, Sbonkowo, o fragt nur alle zwei Meilen. Darum schlägt schwer das Herz ihrer Seen.“

Mathilde hörte nur etwas Trauriges im Ohre schallen. Sie wurde immer linder und gattlicher und legte ihren Arm dem Bruder um den Hals, als wolle sie noch aufmerkamer zuhören. Hermann las langsamer:

„Wie ist hier das Herz einer Hufe Sand? Erzählt man nicht von manchen fingerlangen Muttergottesbildern, die, aus Furchen geackert, immer an ihren Ort heimgekehrt waren vor Morgen, aus den Händen spielender Kinder, aus verschlossenen Schreinen, aus Kirchen sogar? die sich auf Weiden oder Linden nah ihrer Fundstätte niederließen und blieben unter einem Strahlen, das Blinden half und vor dem selbst Kinderherden die Knie beugten? Man darf dem Sande nicht sein Herz nehmen. Es ist zu schwer.“

Mathilde zog ihren Arm fester um Hermanns Hals und fühlte des Landes Seele in sich und ihm. Er bückte sich mehr herab und ihr entgegen, auch sie

neigte sich etwas mehr, und sie waren voll köstlicher Hoffnung des Anfangs. Hermann las:

„Wie ist hier das Herz der Steine? Drei Gesellen wollten einen alten Opferblock zum Mühlstein schleifen, da brach der erste den Arm, den zweiten machte ein Splitter blind, den dritten holte Krankheit jenseits der Grenze ein. Und versteinete Ehegatten stehen zwei Gewende voneinander; rißt man sie, so werden die Striche blutrot. Und die unheiligen Sonnabendtänzer mit ihren Musikanten starren, 42 Granite, bis zur Brust vererdet, im Walde . . .

Die Sagen verflingen mehr und mehr, aber ohne Wort und ungestalt wehn sie wie ein Atem der Erde noch immer in den schweren Heimischen.“

Hermann richtete sich schnell auf und sagte:

„Das scheint ein vertriebener Bauer zu schreiben, der nun in Gedanken seine Schollen wendet und seine Schwermut ihnen gibt. — Wollen wir gehen?“

Mathilde nickte. Als Hermann sich bei dem Küster für die Führung bedankt hatte, sagte er zu Mathilde:

„Ich denke, ich bin auch ein Bauer geblieben wie mein Vater und meine Väter. Wirklich, am liebsten möchte ich auf einem hinlänglich großen Flecken Erde König spielen, — nur müßte er viel größer sein als das Väterliche.“

„Da hättest du ja ein neues Lebensideal schnell

gefunden — das vierte schon, nicht?“ erwiderte Mathilde ein wenig spöttelnd.

„Dieses brauchte ich nicht erst zu finden,“ meinte Hermann verlegen.

„Na, du hast ja nie alte Verluste lange beklagt statt neuen Gewinn zu suchen,“ lenkte Mathilde wieder ein. „Fahren wir nun aber nach Dreirüfen! Du wirst, wie gesagt, herzlich erwartet und, was ich dir eigentlich nicht verraten soll, heut abend gut bewirtet.“

Zweites Kapitel

Entschuldigt mich, bitte! Da mein Herr Bruder hier so festlich empfangen wird, muß ich schon noch sorgen. Neben der Bowle soll doch ein Strauß stehen. Mia, bist du so freundlich und zeigst ihm den Park?"

Mathilde reichte, ein verhaltenes Fiebern in den braunen Augen, ihrem Bruder und Mia Ensedirk die Hände und eilte ihnen voran die Verandatreppe in den tauenden Januarschnee hinunter. Sie raffte den dunkelgrünen Tuchrock ein wenig zusammen und begann anmutig und doch so aufdringlich gelenkt, als sei sie eben von schwerer Krankheit genesen, quer über das große Rondell zu stolpern. Als sie auf die Mitte kam, war ihr Schwung so groß geworden, daß sie um einen Mast, der dort errichtet war und eine herabhängende, von kopfgroßer Holzkugel beschwerte Schnur zu halten bestimmt schien, ihre Rechte klammerte und den Körper halb herumschwippte.

„Für Hausschuhe ist er fast zu tief,“ rief sie zurück. „Kommt ihr nicht?“

„Gehen wir also, Herr Baumeister!“ forderte Mia auf. „Sonst wird es uns zu dunkel.“ Es war allerdings erst einhalb vier Uhr nachmittags und der Himmel völlig blau über der reglosen Welt. Hermann nickte

ihr eifrig zu, zwar ernst, aber nur deshalb, weil um seine Schwester noch immer die kalte Kirchenluft zu grauen schien, innerlich jedoch freute er sich sehr darüber, daß Mathilde es hier auf Dreirufen besser hatte als Erzieherinnen gemeinhin, und besonders erquickte ihn das verwandtschaftliche „du“ zwischen ihr und Fräulein Mia Ensedirk.

Mia begann ihre Führung, indem sie auf die Holzkugel zulief und sie in pendelnde Bewegung stieß. So hätte die polnische Herrschaft, die vor hundert Jahren das Gut besessen, die Kugel schwingen lassen, — eine ältere, zerbrochene natürlich, die gegenwärtige sei auf ihren Wunsch den Überlieferungen gemäß ergänzt — und wenn sie recht unbändig getaumelt hätte, dann wären die feurigen Herren zu Pferde um den weiten Buchsbaumkreis galoppiert und hätten ohne Acht der Lebensgefahr mit Büchsen danach geschossen. Dazu sei man heute natürlich lange zu feig. Sie hatte sich in Eifer geredet, mehrfach niedergebückt, Schneebälle geformt und nach der Kugel geworfen.

„Zu feige?“ meinte Hermann schmunzelnd. „Wenn Sie wenigstens sagen wollten, nicht waghalsig genug. Es war ja fast ein Gauklerspiel, sein Gegenüber nicht zu treffen, wenn die Kugel damals schon so tief hing wie heute und nicht sehr hoch über die

Puscheln der Tschapkas ausschwang. Sie können das ja einmal mit einem Schneeball und mir versuchen.“

„Ah, schön!“ stimmte Mia ungestüm bei. „Nun laufen Sie aber!“ Und sobald er zu ihr im Durchmesser stand, schleuderte sie einen dicken Ball schräg über seinen Kopf ins Geäst eines der gewaltigen Walnußbäume, welche den dem Hause gegenüberliegenden Halbkreis des alten Reiterweges säumten, dem Buchsbaum parallel, durch ausstrahlende Wege zu vier Paaren geordnet. Es ging ein kurzes Schüttern durch die pelzige Krone, die in rheinweinfarbenem Lichtraum geschlafen hatte, und als die noch poröös gelagerten Kristalle abspritzten, schienen sie sich blau zu färben. Während Mia dem Schnee mit großen Augen zusah, rief sie, ihren Körper auf den Zehenspitzen wiegend: „Habe ich Sie getroffen? — Sehen Sie wohl, Sie kluger Herr Baumeister?“

„Aber auch nicht die Kugel,“ erwiderte dieser, und in plötzlichem Übermut: „Der Krieg ist erklärt. Wehren Sie sich!“ Er buk im Handumdrehen wohl zehn Bälle und warf sie alle auf Mia, bemüht, gut zu treffen, und unbesorgt um allzu große Wucht.

Sie war erst ein wenig überrascht und errötete leicht, doch dann scharren ihre Hände so hurtig wie die feinen den Schnee zusammen und schrammten selbst die Erde mit. Dann ward in ihr eine gewisse Scheu größer

als die Wildheit und zwang sie, sämtliche Bälle hoch über Hermann hinweg zu werfen, um aus dem Geäst der Nußbäume ihm Schnee auf Kopf, Nacken und Kreuz zu schütteln.

Nach weiblichem Kampf kreischte sie auf, er lachte.

„Au! Ihr!“ rief nun Mathilde mit ihrer funkelnden Altstimme aus den Bäumen heraus und zog die Blicke der beiden an sich. Sie brach aus einer breiten, runden Eiche, die wie eine in Watte verpackte Bronze aussah, die niedrigsten und dünnsten Zweige. Ihr Haar war etwas heller als das Winterlaub und etwas glanzvoller, ein paar Wulste Schnee waren darauf gefallen.

„Mathilde, ich glaube, du bist noch gewachsen,“ sagte Hermann, von ihrem Anblick überrascht, und verfolgte ihre geschäftigen Finger, bis Mia neben ihm sagte:

„Friede auf Erden!“ und ihm bestimmt die Hand reichte. „Jetzt wollen wir wirklich weitergehen. Schwesterchen ist schon am See gewesen.“

Mathilde kam ihnen mit Winsen in der einen freundlich drohenden Hand und dem Eichenlaub in der anderen entgegen und verschwand durch die Berandatür. Sie entzog sich den beiden, sie mußte allein sein.

Die klare und willige Vernichtung ihres bisherigen Lebens im Dom hatte etwas Befreiendes, Entschnürendes gehabt. Eine inbrünstige Zuversicht durchglühte sie. Christian Klingspiel, der in wenigen Stunden bei ihr

sein würde, ward anders als je während der Dauer ihrer Bekanntschaft, ward erfreulicher der Grund eines hundertfältigen Dehnens und Auferstehens fern in ihr — wie der fremde, vorüberziehende Mond die fernen Gewässer der Erde zu Hause saugt. Ein leeres Wort Christians, vor einem Monat beim Abschied gesagt: „Aufs nächste Mal!“ wurde ihr nun nach Abwurf der Vergangenheit eine eherne, nicht mehr auszulöschende Verheißung, so, als könnte Christian ihre Form zu leben mit einem Schlage wandeln. Und wie sie Hermann sich frohlich aufrichten sah im Kinderspiel mit Mia, ebenfalls nach dem Selbstgericht im Dom, so wollte sie sich erheben . . .

Sie spürte ja schon etwas Herrliches in ihrem Inneren und um sich reifen. Der Traum, sie feiere ihren ersten wirklichen Feiertag, brannte sich ihr mit dem Fortrücken der Zeit immer mehr ein, wie an seltenen Tagen sich eine Melodie immer brünstiger einbrennt. Das Empfangsfest für ihren Bruder verwandelte sich zu ihrem Lebensaufgangsfest. Noch nichts hatte sie für sich ernstlicher getan, als jetzt den Schmuck für dieses ihr Fest zu besorgen. Nichts hatte ihr jemals mehr bedeutet als jetzt ein jeder Schritt. Sie ging zu den Mägden und half die blanken Gläser durchwischen. Sie ging zum Gärtner und besah, was er aus der Stadt eingeholt hatte, durch die Räume im

Gutshaus, rückend und ordnend, und noch einmal in den Park, die engsten und verschwiegensten Wege hinab, gegen den See.

Mehrmals stand sie still.

Unsichtbar, geheimnisvoll stieg es aus ihr auf . . . in den Fichtengang hinein . . . in jeden einzelnen Baum . . . in die Erde . . . den See . . . zu den Särgen von Vater und Mutter gar, in ihre Mädchenjahre . . . neu stand alles da, als hätte sie jedem erst seine besondere Seele, das Herz geschenkt, von dem das Buch im Dome gesprochen.

Aber während dies aus ihr rauschte, schien etwas auch in sie zu ziehen. Weit durch den blauen Dunst des Horizontes regte das innige Wesen der Welt sich heran, auf sie zu, in sie hinein . . . nicht Musik, nicht Duft, nicht Gestalt . . . Die Schatten davon vielleicht, ein süßes Einziehen.

Dieser schwebende Kreislauf war so unbegreiflich, daß sie fast weinen mußte vor Glück; um dabei nicht überrascht zu werden, ging sie in ihr Zimmer. Christian sollte ihr helfen, das Unhaltbare zu greifen und zu bewahren . . .

Inzwischen führte Mia Hermann im Park auf und ab, durch lange schmale Gänge voll holzigem Wintergeruch, über Stein- und Knüppelstufen oder ganze Treppen mit moosigen Bordsteinen, an Bänken vorbei

und Hochsigen in den Bäumen. Einer Schaukel ging sie quer durchs Gestrüppe rasch aus dem Wege, weil auf dem neuen Sitzbrett von ihrer Hand zu lesen war:

Die Schaukel ist Wagen und Schimmel,
Wir reisen ohne Gebimmel,
Wir fahren in den Himmel!

Die meisten Bäume waren Weißbuchen. Ihre tau-nasse Haut leuchtete wie Aluminium. Unter den Füßen knickten und rauschten bisweilen kleine Ästchen und seufzten die zusammengetretenen Blätter des Vorjahrs, die, wo die Stämme recht dicht wuchsen, rot aus dem Schnee ragten wie verrostete Beschläge alter Truhen und Pforten.

Sie hatten den Park durchquert und standen am Ufer des Sees, der ihn im Süden begrenzte wie das nach Ost und West gegiebelte, übrigens ziemlich bau-fällige Haus im Norden. Der graue, gefrorene Spiegel war vielleicht zweihundert Meter breit. Ein Drittel dieser Zahl mochte die Höhe des jenseits schroff anschrägenden Hügelrückens bezeichnen. Links war das Ufer durch Ellern, Buchen und krause Kiefern verborgen, rechts lief auf steiler Abdichtung, wengleich sich mit dem Hügel senkend, die Chaussee. Dorthin strebten Hermann und Mia den launischen Kehren des Uferweges nach; nur ihre schon wesenlosen Schatten im roten Schnee be-hielten eigensinnig ihre Richtung schräg nach rechts.

Obwohl sie sich vor erst drei Stunden zum ersten Male begrüßt hatten, verübelten sie sich nach der Art guter Bekannter ihr Schweigen nicht. Sie besaßen schon ihre Erinnerung des Schneeballens und wiegten sie im Inneren wie auf leisen Gängeln, Hermann gar wie auf schweren goldenen.

Auf der diesseitigen Ecke des Sees nahe der Chaussee stand ein riesenhafter Mann und hieb mit einer Hacke Eis los. Das Geräusch des Hauens erregte einen meckernden Widerhall. Drei andere luden die großen Stücke auf die Schultern, kletterten zur Chaussee hinauf, gingen diese entlang bis zu einer Pforte in der Parkmauer und packten im Eiskeller, der dicht daneben unter fauergrünen, turmhohen Lannen lag, ihre Bürde ab.

Während Mia den Baumeister nach dem Eiskeller führte, erklärte sie ihm, zu den drei Trägern hinunternickend:

„Das sind unsere Musikanten. Natürlich im Nebenberuf, sonst Kossäten. Der große im See ist schon feiner, das ist unser Zieglermeister, unser lieber Andreas Barth, der, dessen Sohn Paul ja Ihre Schwester mit meinem kleinen Bruder zusammen unterrichtet. Sie wissen ja, daß er unter eigener Lebensgefahr Mathilde vor dem störrischen Bullen — wie, nicht? — Das hat sie Ihnen nicht geschrieben? Merkwürdig, sie spricht auch nie davon, und kommt die Rede darauf, — sie

steht auf und geht weg oder weint oder sonst so etwas.“ Mia erzählte zu großem Erstaunen Hermanns die Geschichte, die sich im Herbst am Kirchhof zugegetragen hatte, und fuhr dann fort: „Sie sollen ja seinen Bruder, den Joseph Barth, den Mormonenprediger da in der Stadt, gut kennen, wie Mathilde sagt. Den mag unser Ziegler aber durchaus nicht leiden, obschon er sonst ein so guter Kerl ist. Und mich selbst hat er so als Siebzehnjähriger manchmal im Kinderwagen gefahren. Mein Vater wieder kennt ihn von klein auf und schätzt ihn so, wie er früher seinen Vater geschätzt hat. -- Sehen Sie, alte Liebe rostet nicht: das Eistragen, das selbstverständlich nicht seines Amtes ist, tut er mir zu Gefallen. — Er gehdrt mit zu den vier Musikanten, spielt Kontrabaß und Tuba auf jeder Hochzeit, jedem Kinderfest und was sonst vorkommt.“

Sie warfen einen Blick in den naßdunklen Keller und kletterten dann auf seine flachgewölbte Höhe, wo, von den dicken Fransen langer Lannenzweige allseitig erreicht, eine Bank wie auf weißem, riesigem Maulwurfshügel stand. Sie gewährte über die Mauer einen ernststen, schdnen Ausblick die Chaussee auf und ab, in die Weite der Felder. Die leere, leise Straße wirkte hier als ein Gedicht von Wandern und Ferne und Abenteuer, und in dem allen von einer Seh-

sucht, die reißig ist und sich aufmacht. Mathilde hatte gebeten, eine Bank auf diesen Platz zu stellen.

Die beiden standen erst still nebeneinander, dann deutete Hermann nach links und fragte:

„Dort liegt die Stadt?“

„Nein, dort im Norden, gerade entgegengesetzt. Sie sind ein Kind der Gegend, nur vier Meilen weiter her, und wissen es nicht? Bauen Sie ja einen recht hohen Turm an die Kirche, damit Sie's nicht wieder vergessen. Aber sehen Sie, unsere Musikanten! Der erste, das ist Kropatek oder Waldhorn, der zweite ist Kruschka oder Tenorhorn, der dritte ist Augustin Schwan oder Pifton.“

Mit den Absätzen zuerst auftretend, schlichen die drei Männer ungemein langsam und behutsam die Chaussee herab, kurz hintereinander, gewaltige Eisstücke an die schief sitzenden Mützen gelehnt. Ihre Jacken troffen. Sie redeten kein Wort, verschwanden im Keller, aus dem alsbald ein dumpfes Klirren drang, und schlichen ducknackig, die von den breiten Fausthandschuhen wie von Gewichten beschwerten Arme fast bis an die Knie senkend, schlichen ebenso lautlos und langsam zurück. Nur Augustin Schwan duckte nach wenigen Schritten den Kopf verstohlen weiter vor und plagte — wahrscheinlich sollten es die beiden auf dem Gewölbe nicht hören — seinem Vordermann

mit sägender Stimme in den Nacken: „Kickst? D' beiden?“

Hermann versetzte das Wort in eine angenehme Peinlichkeit, er richtete sich straffer auf und sah die Chaussee entlang.

„Als meine Eltern da herum noch ihr Bauerngut hatten,“ sagte er, „und ich ein kleiner Bube war, stand ich an der Chaussee, die dort vorüberführte, auch so und paßte fleißig auf. Die Chaussee hat mir einmal eigentlich die ganze Welt gebracht. Unser Garten war das Paradies, ich ein Teil davon, und daher wurde damals die Welt, die gestaltweise auf der Chaussee vorüberschunkelte und in den kleinen Zaungast einging, auch von paradiesischem Stoff. — O mein! was rückte alles auf dieser Straße aus dem Weltanfang in das Weltende vorüber! Die Urbilder meiner Begriffe und Gefühle.“

„Zum Beispiel große Heufuder,“ rief Mia ungezogen in seine Versonnenheit hinein.

Er sah sie lachend an, sie lachte wieder, und nun kamen sie in ein Aufzählen all der Bilder, die auf der Chaussee einher klapperten, unter vielfachem Blickkreuzen, so daß Hermann seinen Gedanken, wie damals doch ein beglückendes und selbstverständliches Fertigwerden mit den Dingen im Gegensatz zu später möglich gewesen wäre, als eine herbe, mutige Schwere

mut in sich behielt und sich an Mia, die ihn von seiner Niederlage fortgelenkt, freute.

„Hohe Heufuder führen sogar einen ganzen Monat lang,“ bestätigte er.

„Und vorher Grünfutter,“ meinte sie trocken.

„Und Roggen und Weizen die Menge,“ stimmte er in ihren spöttelnden Tonfall ein.

„Krähen und Spazén,“ fuhr sie unbeirrt fort.

„Auch Finken und Kuckucke,“ setzte er dazu.

Aber nun befiel sie selbst eine Neugierde, wie es ihr gewesen sein möchte, als sie zum erstenmal die Namen für all die bunten Dinge der Welt erfragt, und eine Ahnung, daß irgend etwas das Bruchwerk in jedem Augenblick vollkommen gemacht hätte.

„Grüne rauchende Zeltwagen mit Zigeunern,“ rief sie innerlich erwarmend und erzählte davon, — „und Herren in Britschken, Bettler barfuß, — ach! und der Harfner? — der Händler, o der! der Topfbestriker! — ach! und die Ärmste, eine Taubstumme mit Bligschaden.“ Von jedem wußte sie eine kleine Geschichte.

Hermann hatte gelegentlich zwischen ihr Erzählen geworfen: „Auch die Sonne ging mir auf am Ende der Chaussee.“ — „Die Gewitter gingen da auf.“ — „Wie schön manchmal die Drähte an den Telegraphenstangen spielten!“ — „Spazierten nicht abends Gespenster und Geister da entlang?“

So standen Hermann Lichtwark, der Baumeister, und Mia Ensedirk vor der Bank. Sie tändelte mit einem Tannenzweig, den sie bald fortschnellen ließ, bald, um Nadeln zu rupfen, heranzog, er hatte ein paar Tannenzapfen neben seinem Fuß aufgelesen und in der Hand behalten, und jedesmal, wenn die kümmerlichen Musikanten leichenstill mit ihren wie betend um die schimmernden Eisklumpen erhobenen Armen die Chaussee heranstapften und mit gesenkten Armen sich die Chaussee hinab entfernten, dann drückte jenes Unausgesprochene an sein Herz. Dann verweilten seine Augen auf Mia, doch nicht zudringlich, sie aber musterte ihn flüchtiger, wenn er fort sah.

Mia besitzte überreiches Haar, lauter starke Fäden, aus der Entfernung kaffeebraun, beinahe schwarz, von nahe aber mit einem tiefroten Anhauch. Auf dem runden unteren Lid unter den blaugrauen Augen saßen sehr dicke, kurze Härchen von humoristischem Ausdruck, die einen schief nach rechts, die anderen schief nach links. In den geraden Lippen und dem rundlichen, weichen Kinn zuckt es manchmal, stets unerwartet, von verschmiztem Schmollen oder Behagen.

Hermann trägt einen blauen Anzug an seinem tüchtigen, oben breiten Körper. Seine Stirn neigt sich in stolzer, gerader Linie nach hinten. Seine Sinnesorgane zeigen eine derbe Härte, besonders Mund,

Ohren und Nase; in die grauen Werktagsgaugen dagegen verläuft sich häufig eine silberne Seltenheit, entweder eine Lust oder ein Schreck, ein Staunen oder Fragen.

Mit den zunehmenden Spätstunden staute sich rings das Schmelzen im Schnee. Es war so dämmerig geworden, daß die Eisträger Karikaturen aufrecht wandelnder Tiere glichen.

„Gehen wir, ich friere,“ sagte Mia mitten hinein in ihr Erzählen.

In der Nähe des Hauses vernahmten sie einen versonnenen, bisweilen unterbrochenen Gesang.

„Frau Zinke singt. Sie soll uns etwas vorsingen,“ sagte Mia und beschleunigte ihren Gang. Frau Zinke, die Sechzigjährige, sei die Jugend des Hauses. Sie führe, seit die Mutter am Leberkrebs erkrankt und gestorben, die Herrschaft oben und unten, kreuz und quer, mit Schelten und Gesang. Sie Sorge für Achtung der alten Zeit und alter Bräuche, setze jeden in zukünftiges Elend, der vom Bäcker Brot kaufe, anstatt selbst zu backen, und sie spinne noch, als die einzige im Hause, und nur für sich selbst.

Als Hermann und Mia zu ihr eintraten, saß sie wieder am Spinnrad, eine schwarzgekleidete, hagere Frau von städtischem Aussehen. Die Schultern unter dem kupferroten Wolltuch schienen in schöner Linie abzufallen. Sie hörte auf zu singen, erhob sich, voll-

führte nach der Vorstellung eine etwas gezierte Verneigung und sagte:

„O Gott, der Herr Baumeister! Die Bowle ist noch nicht angelegt. Das hat Fräulein Mathilde vergessen. Wo bleibt der Waldmeister vom Stadtgärtner? Auch solch ostelbischer Luxus, Waldmeister im Januar! Geld und gute Sitten — hoppsa. Na, jedenfalls muß er gerupft werden. Das will ich gern besorgen. Eine Flasche Wein steht ja schon da. Entschuldigung, wenn —“

„Nein, nein, Frau Zinke, du sollst singen; ich werde rupfen,“ sagte Mia.

„Schön und gut,“ erwiderte Frau Zinke. „Und der Herr Baumeister rupft auch! Ich bin sofort da! Marie, Auguste, Zette, wo ist der Waldmeister? Es geht doch einfach nicht, daß —“

Damit war sie zur Thür hinaus.

Auf dem Tisch brannte schon die Lampe, in einem Haufen Flachs fast begraben. Nur sehr wenige Stücke Hausrat dunkelten in der großen, mit weißer Tapete ausgekleideten Stube. Die vier glänzenden Fensterflügel standen weit offen; dennoch ließ die Glut des weißen Kachelofens den Raum überheizt erscheinen. Das Lampenlicht machte den Dämmerhimmel so tiefblau und hell, daß er die Augen beinahe schmerzte, und als Frau Zinke den Waldmeister im Wasser brachte, schien nicht er, sondern der Himmel den be-

schwingten Duft auszuströmen. Frau Zinke huschte fast ihren Worten nach noch ein paarmal durch die Stube.

„Diesen einen Stuhl besitze ich nur,“ lachte sie, „und den brauche ich zum Spinnen, notwendig brauche ich den. Da! meine Herrschaften, mehr habe ich nicht,“ und damit platzte sie eine kleine Fußbank vor die jungen Leute. „Nun zanken Sie sich, wer den Sitz bekommt.“ In ihrem geschwinden Wesen lag eine lose, nun schon unbewußte Koketterie, die eigentlich Frau Zinkes Fülle an Treuherzigkeit, Frohsinn, Schaffenslust erst ganz zeigte und herber, stattlicher, weniger weibisch machte.

Hermann und Mia drängten sich vor ihren Füßen auf der Fußbank zusammen. Ihre Gesichter strahlten in offener Freude sich an, empor, ringsum, in den schmerzhaft holden, holden Himmel; ihre Hände rupften von den grünen Bündchen die Spitzen und taten sie auf eine gelbe Fransendecke, die auf einem Tablett vor ihnen ausgebreitet lag.

„Nun sing', Frau Zinke,“ bat Mia.

Aber Frau Zinke sagte in fragendem Tone, das Tuch fester ziehend:

„Man friert? Man wird alt? Man muß laufen?“

„Die Fenster schließen auch!“ entgegnete Mia vergnügt.

„Die Fenster schließen? O Gott, bei dem Abend? Jugend! Jugend! Schnellchen, lauf, Mia, mach' zu, wenn du frierst, mach'!“

„Nein, nein, ich nicht,“ wehrte diese ab. „Aber sing', Frau Zinke. Sing' das vom Alter!“

„Ich zier' mich nicht, Kinder,“ sagte Frau Zinke wie zur Entschuldigung, zog neuen Flachs herab, trat das Spinnrad und sang mit noch klingender und anheimelnder, mitunter nur von schrulligen Manieren verunzierter Stimme eine Art Volkslied. Grau sei der Flachs und grau sei das Alter, grau sei dem Alter das Schwere, grau sei dem Alter das Leichte, grau sei ihm die Stadt und der Wald, grau gar die Ewigkeit. Zinngrau sahen die Augen die Sonne, spinngrau sähe sie das Herz. Es waren vier lange Strophen in altertümlichen Verschränkungen und Ausbiegungen der Reime und Verse, und jedesmal, wenn Frau Zinke an den Refrain kam, zog sie den Flachsfaden weit aus und sah die beiden Jungen auf der Fußbank an, wie deren Finger fleißig die grünen Blättchen ästen, und wie die Köpfe mit einem stillen Lächeln gesenkt waren. Der Refrain aber lautete:

Ich alte Fraue
Spinne das Graue,
Trete das Rad mit zitterndem Bein,
Blau blüht der Lein, blau blüht der Lein.

Hermann sah ernst befriedet Mia an, die eine Träne zwischen einigen der kurzen schiefen Wimperhärtchen des Unterlides glänzen hatte, und vergaß, daß

er gekommen war, in der nächsten Stadt einen Turm zu bauen, der ein Zeichen seines mißlungenen Strebens sein würde.

Sie scharren den Waldmeister in einen irdenen Topf, gossen die Flasche Wein darüber und banden ein Tuch über seinen Rand.

Als sie fertig waren, kam Mathilde und wollte helfen. Sie lehnte sich verlegen an einen Türpfosten, sah auf Hermann und Mia und hörte Frau Zinke zu, die ein anderes Lied begann. Sie hatte ihre Zeit auf Christian bald ausgewartet, aber eine Traurigkeit war über sie gekommen. Ja, wenn es sich doch bei ihr nur um ein kleines Liebespiel gehandelt hätte! Hätte doch nicht alles sich wandeln gewollt! Wollte doch Tod nicht Leben werden!

Sie erstaunte anfangs über das Glück von zwei anderen Menschen an ihrem Tage, aber sie freute sich darüber, denn je mehr sie ihnen gönnte, desto mehr gönnte sie sich. Jenes Quillen dauerte fort: es kam immer auf sie zu, in sie hinein, und ging von ihr aus, aber ihre Fragen, Wünsche und Empfindungen waren nun schwermütig wie Todsünden und sprachen: Heute nimm uns auf, oder wir verlassen dich auf immer.

Es war, als schrie ein Schwarm von Schiffbrüchigen aus der Brandung, dicht am Versinken.

Und doch war ihr dies ein Glück.

Drittes Kapitel

Wie immer bei Tisch, ausgenommen die großen Gesellschaften, saßen Gutsbesitzer Konrad Ensedirk und sein Inspektor Kranebuhl nebeneinander. Sie hatten die Geschichte des Winkels Erde, der Dreirüsen heißt, ein Menschenalter lang gemeinsam geleitet, alljährig Sensen und Scharen ausgesandt, die Fuder gezählt und die Staken berechnet, in guten Jahren sich zusammen bezechet und in mageren zusammen geflucht. Ihr Verkehr war oft rauh und wortkarg, ihr gegenseitiges Einverständnis in Worten und Gedanken nie geradeaus zugestanden, tatsächlich jedoch von einem solchen Grade, daß beispielsweise einer den andern bat, in die Stadt mitzukommen, um ihm beim Aussuchen eines Anzugstoffes zu helfen. Nicht minder lag es dicht beim Schabernack, den sie ab und zu sich spielten, bisweilen unter Aufgebot einer ganzen Kotte Instleute oder vieler Gespanne Pferde. Es bestand noch immer zwischen ihnen die kriegerische Kameradschaft aus Frankreich her, wo sie zwischen Tagen voll Blut und Entsetzen, schweißschwarz und verlaust, in ausschweifenden Gelagen mit Unflätereien und krachendem Gelächter das Leben gefeiert hatten, Gelagen, dennoch von allem Trügnen, ja Kindlichen überglänzt. Einst hatte damals der Unteroffizier Kranebuhl seine Leute sämtliche Eimer,

Wannen, Fässer, großen Töpfe und Näpfe aus dem Quartier schleppen lassen, um darin bei einem vorüberkommenden französischen Proviantzug Rotwein aufzufüllen, und der Vorgesetzte Eysedirk hatte das Soldatennest überrascht, wie die Kerle zu Dmelettes, Käse und Honig den Wein aus neuen Holzschuhen tranken und die Wände mit den Neigen bespritzten, und selbst an ihren Helmspitzen waren rotflüssige Perlen herabgetroffen; Eysedirk war schimpfend stehen geblieben, doch dann mit dem Rufe: „Becher her!“ selber auf den Rand einer leeren Bettstelle niedergesunken, zu frommem Gesang.

Von diesen und anderen Schwänken erfuhr selten ein Bekannter des nunmehrigen Gutsherrn und Inspektors etwas Erkleckliches, die beiden vollends warfen sich kaum einen Ortsnamen wie Berron oder Salins zu, was einmal wie eine Strafpredigt, ein anderes wie Beifall, bald wie Spott und bald wie Ermunterung klang: kein Uneingeweihter konnte die Chiffren lösen.

Das einzige aus dem Feldzug ganz lebendig Herübergerettete war die Lust an festlicher, selbstverständlich nun gesittet eingeschränkter Geselligkeit. Der Hausherr war dann stets aufgeräumt und zupfte mit Scherzen, Spizen und Sprichwörtern an seinen Gästen, während der Inspektor mehr in sein Glas zu sehen beliebte und stumm und zart über die vielen roten Aderchen seiner

roten Wangen strich. Er machte dann die Augen eines, der noch nichts erlebt hat, und auch sonst verbarg er den alten Kriegermann. Wer hätte jenen Weinschlemmer in ihm vermutet, der seine Junggesellenwohnung im Erdgeschosß des Speichers besuchte, wo Kranebuhl übrigens mit Eysedirk alle wichtigen landwirtschaftlichen Fragen beriet. Aus einer damenhaften Neigung hatte er in den schneeweißen Lüllgardinen hoch und niedrig rote Teufelchen aus Chenille angebracht. Knapp daumenlang, Rumpf, Arme, Beine, Schwanz, Hörner — alles von der gleichen Raupendicke, die Augen aus blödweißen Glasperlen, kletterten sie affenartig und noch toller verrenkt in den Falten oder ritten in den Landschaften der Nachtvorhänge auf einem Brückengeländer oder dem Mond. Zwei dieser seidigen Teufel waren in Mias Zimmer übersiedelt, einer suchte sich fortwährend die waghalsige Höhe eines der fünf Saalfenster herunter zu stürzen.

Mathilde sah manchmal zu ihm hoch.

Christian ließ warten . . .

Die Tafel war in einer Ecke des geräumigen Saales aufgeschlagen worden. Von dessen mattweißer Tapete leuchteten, nach der Quinkunr gemustert, silberne Drudenfüße in wohl zwölffachen Fronten. Diese Bekleidung brachte etwas verwaist Flackerndes in den Raum, was aber die schweren, festen Möbel beinahe

wieder aufhoben. Auf der Tafel standen vier Kristallvasen, die in angenehmer Verteilung das Eichenlaub von gebleicht gelblicher Pracht enthielten, die harten atlasnen Oblaten der Silberscheide, und jene kleinen grellroten, jene spizig und ausgeldschert hängenden Lampions der Fissalis in ihrer toten Behmut, dazwischen ragend braune Binsenlanzen. Die Bowlenterrine war schon geschliffenes Glas mit weißmetallnen Füßen, Kanten und Henkeln.

Es war einhalb neun Uhr abends geworden, man hatte einen guten Imbiß genommen und mehrere Gläser getrunken. Klingspiel fehlte noch immer und wurde von allen vermißt. Obwohl nur Konrad Eysedirk und Mia, Hermann und Mathilde Lichtwardt, Kranebuhl und Frau Zinke, sowie zwei hübsche, sechs-jährige Jungen, Engelbert Eysedirk und der Zieglersohn Paul Barth am Tische saßen, erfüllte den Saal eine warme Munterkeit. Wurde das vielfältige Gespräch etwas dünner, so hatte Mia meist eine ihrer tief nachdenklichen, aber völlig belang- und zusammenhanglosen Bemerkungen zu machen, etwa: „Ich finde, Margot Elba hat große Nasenlöcher.“ Margot Elba war eine untergeordnete Schauspielerin am Stadttheater. Dann lachten alle, Mia jedoch, bis auf ihren Mund, blieb ernst.

Endlich trat ein junger Herr, in elegantem grauem

Reitkostüm, mit auffallend lichten blauen Augen herein. Er trug, heiter lachend und ein allgemeines Gelächter erregend, auf der rechten Schulter einen Sattel, in der linken Hand ein Zaumzeug mit kostbar blinkenden Metallbeschlägen, und auch die Sporen seiner braunen Reitstiefel warfen das gleiche Blitzen. Zutraulich und weltmännisch waren seine Bewegungen, verwegen und zugleich glücklich betulich seine Gesichtszüge, zwei ungezogene Schelme jene Augen.

„Guten Abend, Herrschaften!“ sagte er atemlos. „Puh, habe ich geschleppt, von der Stadt zu Fuß! Verzeihung, Herrschaften, erst also mal das alte Wichtige, Herr Eysedirk, ich möchte nicht gern das Geschirr wieder zurücktragen.“

„Herr Christian Klingspiel, Sohn seines Vaters — Herr Baumeister Lichtwardt,“ stellte Eysedirk vor.

„O, Pardon, ja, ich bin der Christian Klingspiel und der Sohn meines Vaters, der mit Umsicht und Geist große Unternehmen in Gang und durch seine Spielleidenschaften wieder zurückbrachte, wie Herr Eysedirk immer behauptet. Von Umsicht und Geist zwar will ich bei mir nichts gesagt haben, aber die für einen Hotelier ganz unpassende Sucht zur Verschwendung muß mir wohl wirklich anhaften. Eigentlich warum? Weil ich ein Reitpferd nicht bloß geliehen, sondern zu eigen haben möchte? Schimpfen Sie ruhig,

Herr Ensedirk, dies hier“ — er hob flink ein Wein und drehte das Sporenrädchen — „ist versilbert, und dieser Ring und dieses Stängchen und dieser und dieser und dieser Beschlag. T“ — er schnalzte — „wird das sich fein machen auf dem gelben Hengst.“ Während er alles vorwies, umleuchtete ihn eine kindliche Freude. „Herr Ensedirk, ich habe um Ihren Aldebaran ein ganzes Jahr gebeten und gehandelt, Ihr: ‚überlegen Sie’s recht gut‘ und Ihr: ‚aber es ist doch Luxus!‘ oft genug gehört. Hier ist das Geld. Abgemacht, ja?“

Er legte zwei Tausendmarkscheine schmeichelnd vor den Gutsbesitzer. „Nicht wahr? Sie haben zu dem Hengst kein Paßpferd, und als Reittier benutzen Sie ihn nicht. Bitte, nicht wahr?“

Des etwa achtundzwanzigjährigen schönen Menschen hatte sich eine knabenhafte Zudringlichkeit, ein fortreißender Eifer bemächtigt. Er flüchtete sich, ungewiß, ob er seiner fast schwermütigen Neigung zu Rathilde so bald nachgeben sollte, noch rasch in dieses lustige Loben.

„Was sollen wir mit ihm tun, Kranebuhl?“ fragte Ensedirk.

„Pontarlier!“ erwiderte Kranebuhl, und er meinte wohl, daß man eine Lebenslust wie die bei dem Rotweinzechen aus Holzschuhen, das in Pontarlier stattgefunden hatte, unterstützen müsse.

„Wenn Ihnen denn nicht zu helfen ist,“ wendete sich Eysedirk schmunzelnd an Klingspiel und nahm die Tausendmarkscheine in die Hand. „Aber Sie haben noch immer nicht Platz genommen. Es stört die Gemütlichkeit und sieht aus, als wollten Sie schnurstracks schon wegreiten. Vorläufig wird getrunken, und ein Fremdenzimmer ist für Sie oben zurechtgemacht.“

„Morgen in die Stadt, heidi! auf Aldebaran!“ rief Christian Klingspiel strahlend aus, schnippte und hüpfte, und dabei drehte er plötzlich und zum erstenmal seit seiner Ankunft seine Augen zärtlich auf Mathilde.

Die gab den Blick nicht wieder, ergriff ein Glas um das andere und füllte sie neu mit Bowle. Worin lag bei diesem nichtigen Geschäft soviel versonnene Bedrängnis und Qual? In der herben Neigung des Kopfes? In der stumm wiederholten Bewegung des Aufnehmens und Niedersetzens der Gläser? Im Gegenüber eines aufrecht schlanken Wesens und winterlichen Basenschmucks? Schwebten das die dünnen, sich kreuzenden, sich hebenden Arme vor? Rann das als Wein im durchsichtig gelben Strahl aus dem Silber? Verbreitete es sich im Dufte des Waldmeisters, der sich, je mehr Gläser voll wurden, beschwingt und träumerisch von neuem erhob?

Mathilde feierte für sich allein ihr Fest.

Und die alten Kriegerleute sahen sie an und wußten nicht, warum ihnen die Stimmung des todumlauerten Weingezechs in Pontarlier, einmal erweckt, so lebendig heute wiederkam.

Eysedirk ließ Klingspiels Sattel und Zaum in den Stall tragen und erteilte die Anweisung, den Hengst Aldebaran morgen früh seinem neuen Herrn gut zu striegeln und zu füttern.

Auf Klingspiels Gesicht war durch Mathildes Schweigsamkeit ein armes, frierendes Lächeln erschienen, das er stets zeigte, wenn etwas ihm weh tat. Aber nach wenigen Minuten ging seine Trübung im allgemeinen Braus und Schwall unter.

Die drei Alten, Konrad Eysedirk, Kranebuhl und Frau Zinke, wollten anfangs ein gesetztes Grüppchen bilden, aber sie trieben schon im Wirbel. An Lust war keine Teuerung. Die beiden Knaben tollten durch alle Zimmer, trampelten über den Köpfen der Tafelrunde, und die Kronleuchter flirrten unter ihren Tritten.

Christian kam mit Mathilde nur in ein konventionelles Gespräch und widmete sich etwas neugierig besonders dem neuen Gaste, ihrem Bruder.

Mathilde wartete. Die innerste Musik ihres Lebens hatte sie nie so voll durchrauscht wie heute. Und in der Nähe Christians schwoß sie noch und noch an,

obwohl Mathilde bangte, ihre Erfüllung sei vielleicht etwas anderes als das Leben mit ihm?

Was wollte sie? — — — Nur nicht zurück in das Laue, Zwecklose!

So riefen all die Rufer in ihrem Inneren weiter nach dem Menschen, der sie so aufgewühlt hatte. Vielleicht war ein Pferdekauf schuld, daß Christian sie nicht aus dieser schwebenden Inbrunst hinaus und weiter führte! Sie beneidete das Tier.

Sie ließ ihre Seele in dem zwitterigen, bittersüßen Glück, das diesen Abend trotz allem überfüllte, treiben, wohin sie mochte. Aus dem verwunschenen Waldmeisterduft, der um Silberscheide, Eichenlaub, um all das Winterliche lag, aus der Erinnerung an die Dornfenster mit den Ritterbildern und an das schwere, traurige Buch stieg ihr eine vage Romantik auf. Und aus dem Lärmen hier, das sie nichts anging, flüchtete sie sich in diese Romantik und kleidete den Neid auf das Tier in balladenhafte Träume. Wo doch hatte sie solcherlei gehört wie dieses?

Ein Ritter wollte in die ferne Welt reiten und bedachte nicht, daß eine Frau ihn liebte. Er hatte sich ein schönes Roß gekauft, aß den letzten Imbiß und wollte dann fort. Da nahm die Frau ein Messer und stieß es dem Pferde ins Herz. Der Ritter kam und wollte aufsteigen. „Dich lockte die Weite,“ sprach

sie, „weißt du nicht, daß ich dich liebe? Da liegt mein Nebenbuhler tot, nun zürne mir und geh, oder lobe mich und bleib!“

Es überrieselte Mathilde bei diesem Sinnen wie unter süßem Anhauch. Sie seufzte. So etwas müßte man auch können, wortkarg und streng, und mit dem Ernst, der sagt: so mußt ich, mein Leben hing daran!

Sie tat dabei allen, die ihr zutranken, reichlich Bescheid, und suchte die viele Freude rings um sich auch in sich als Freude zu fühlen. Die Wogen des Traums und die der Wirklichkeit mischten sich wirrer und bedrückender.

Sie las noch einmal in den Gesichtern und stand dann auf. Niemand fragte, wohin? Sie hatte sich selbst eben im Dunkel des Stalls gesehen, im Geruch feuchten Häckfels unter dem Bauch Aldebarans hockend, wie sie ihm die Sehnen an den Füßen durchschnitt, sie fühlte sich, getroffen von den Hufen, in eine saufende Ohnmacht stürzen.

Sie ging in der Küche ans Schlüsselbrett und nahm einen Schlüssel. Die Dienstmädchen saßen am Tisch, ins Essen vertieft. Sie schloß die Speisekammer auf und trat ohne Licht hinein. Ihr war, als würde ihr Kopf von immer heftigerem Wirbel auf dem steifen Hals herumgeschlenkert, als sie die Tür hinter sich zugelinkt hatte. Das graugrüne Licht des Halb-

monds schien mit den schweren, dumpfen und sauren Gerüchen der Kammer vollgefogen und selber zu riechen.

Dicht vor dem Fenster heulte es: der dort angefettete Wolfshund fror und sehnte sich. Er wimmerte, torkelte und richtete sich mit hellem Angstschrei stracks in die Höhe, seine geisterhaft stupiden Augen zwischen den langen Zotten herausdrehend.

Mathilde sah das nur wie einen gläsernen Schein, innerlich ungerührt, und in schwärmerischem, unheimlichem Glück vorwärtstappend.

In einem Schranke, hinter einer Reihe gewaltiger irdener Einmachtpöfe, denen Pergamentpapier aufgeschnúrt war, lag eine Lüte voll vergiftetem Weizen.

Aldebaran muß ein Was werden!

Von einem prophetischen Zorn wie benommen, bohrte Mathilde ihre Rechte zwischen den irden kalten Wänden durch, die Hand fuhr tief in den kühlen Weizen und ließ die giftigen Körner durch die Finger spielen.

— — Da war alles vorbei. Sie lachte lautlos auf, vergrämt und in Scham vor ihrem Beginnen. Das Schwärmende verrauschte immer mehr.

Sie war wie alle Tage, das Quellen hörte auf.

Sie ging zurück in die Küche und wusch sich langsam die Hände, alle Finger einzeln. Dann eilte

sie zu dem Hunde hinaus, rührte ihm das Stroh in seiner Hütte locker auf, führte ihn hinein und stand aufrecht bei ihm Wache, bis er sich gestreckt hatte.

Sie hatte nun doch etwas begangen, konnte man aus dem Stalle auch keinen Kadaver forttragen. Aber wie hing das mit ihr zusammen? Wohin hatte sie sich verirrt? Sie begriff es nicht. Sie sah ihren Gang in die Kammer als melancholische Groteske. Und diese Frage konnte an ihrem besten und liebsten Tage aufsteigen? Wo war aber die Verklärung im Horizontkreis der Erde und im Horizont ihres Lebens?

Man fragte sie im Saale, wo sie gewesen. Sie erzählte vom Hunde und befeiligte sich, da sie ein Unbehagen vor sich selbst spürte, ihrer gewohnten stillen Herzlichkeit gegen alle.

Nichts packen, — nichts halten!

Nach einer Weile erhob sich Konrad Eysedirk unbeachtet, öffnete ein Fenster, ließ den Vorhang über seinen Rücken fallen und schien ein wenig Stille und Nacht atmen zu wollen. Trefflich! Wie ihnen befohlen war, standen sie da zum Schlage elf, die vier Musikanten. Das Mondlicht spiegelte sich in ihren ganz ungemein hohen Zylinderhüten. Viel zu lange, schwarze Röcke verhüllten bei Kropatek, Kruschka und Augustin Schwan die grauen, teils blanken, teils befleckten Arbeiterhosen. Kropatek hielt sein Waldhorn

mit steifem Arm auf dem Knie, als wollte er sich photographieren lassen, Kruschka sein Tenorhorn in der linken Achselhöhle, mit gewichtigem Ducknackten posierend, Schwan sein Piston bereits am Munde schräg empor wie ein Frühlingsbote, und sein Körper besaß den Schmelz eines echten Trompeters. Von ihnen gesondert hielt sich der riesige Zieglermeister Andreas Barth. Sein Rock paßte, und er trug dazu auch eine schwarze Hose. Die dicke B=Luba an seine rechte Brustseite geschmiegt, an die linke seine Frau, eine kleine, doch hübsche Blondine mit sympathisch fränklichen Gesichtszügen, wartete er.

Ehsedirk nickte ihnen zu und ging hinter den Vorhang zurück. Sehr laut, so daß die Gesellschaft sich wunderte, und halb gegen das geöffnete Fenster, begann er eine Rede zu halten:

„Meine Damen und Herren, verzeihen Sie, wenn ich mich des bevorstehenden Turmbaues zunächst meinetwegen freue. Ich bin stolz, daß auf meinem Grund und Boden der beste Lehm auf drei Meilen im Umkreise gegraben wird, daß ich neben dem schönen Verdienst die Ehre habe, das gesamte Bausteinmaterial aus meiner Ziegelei zu liefern, obwohl eine weit größere und modernere in der Stadt betrieben wird, und daß ich so zu der Vollendung eines schönen, Jahr=hunderte lang unterbrochenen Werkes, des Doms, auch

etwas beitragen darf. Aber Herr Baumeister Lichtwark ist der Grund dazu. Und wenn wir vielleicht einmal später hier, wo ich stehe, den Grundstein zu einem neuen Gutshause an Stelle dieser baufälligen Baracke legen, so ist er wieder der Grund. Und wenn dieser Abend schön war, so ist er es zum drittenmal. Darum: er lebe!"

Frau Zinke schrie laut: „Bravo!“ Die beiden Jungen halfen, und mit schmetterndem Tusch und Lebehoch beschloßen die Musikanten den Ehrenschermon für Hermann.

Der hatte das Schlußgericht über sein Streben mit neuem Mut nun völlig überwunden und ward wohl der Beweglichste und Ausgelassenste. Im Saale brach der Kehraus an. Esfedirk rief die Musiker herein. Andreas Barth und seine fränkliche kleine Frau, die gekommen war, um ihren Sohn nach Hause zu holen, mußten sich zu einem Schluck Bowle an den Tisch setzen. Kropatek, Kruschka und Augustin Schwan wurden mitten im Saal, wo das Licht am hellsten war, auf drei Stühle gereiht, und es war ein vergnüglicher Anblick, sie in einer Hand ihr Instrument, in der anderen ein zierliches Glas herrschaftlich halten zu sehen, und wie sie mit den Beinen die Rockenden über die schmutzigen Hosen zu balancieren versuchten.

So wurde Mathildes Fest ganz das Fest Hermanns

und das aller anderen. Sie betrachtete des Zieglers ernstes Gesicht, und der Gedanke quälte sie, daß er ihr sein Leben beinahe geopfert hätte, ohne nach dem Werte des ihren zu fragen. Es war ja nichts wert. An ihrer Hilflosigkeit wuchs er wieder zu verschwiegener, heldischer Größe empor. Aus dem jäh auftauchenden Wunsch, daß er sie damals von dem Stier doch hätte zerreißen lassen sollen, klärte sich wiederum eine peinvolle Ergebenheit, ein gegenstandsloses Vertrauen und der Pflichtzwang, seine Rettertat durch ihr Leben zu rechtfertigen. Ihr schwacher, beklommener Wille dazu schien ein Unrecht gegen ihn, und ihre Dankbarkeit fuhr daraus heiß empor wie eine Reue. Sie kasteite sich darin beinahe, und darum gab sie heute selbst einem so geringen Verlangen wie dem, mit ihm anzustoßen, nicht nach, — selbst da nicht, als Hermann unter dem Eindruck von Mias Erzählung es tat und Barth die Hand schüttelte.

Beim Gutenachtsagen gab es ein langes Händereichen, bevor Hermann, Mathilde und Christian Klingspiel die Treppe zu ihren Zimmern hinaufstiegen. Oben auf dem Flur hielt jeder der Männer Mathildes Hand noch einmal. Hermann sagte:

„Mir schien, als wärest du nicht so froh gewesen wie wir, Mathilde?“

„Mir hing die Einsamkeit des armen Wolfspizes nach.“

Viertes Kapitel

Christian Klingspiel stand mitten im Gutshof, klatschte in die Hände und rief. Der Sterne große Winterjacken zuckten noch über ihm, doch fraß schon ein Schwund im mächtigen Dunkel.

Christian war nach den paar Stunden unruhigen Schlafes als der erste im Hause aufgestanden, müdes Nachglänzen, stückweis deutliches Sirren im Kopfe. Ein Krug Wasser hatte alles noch mehr verbleichen lassen, und nun hingen die weichen Erinnerungen ans Fest nur noch well an der einen großen Glücksempfindung, die er vorstellte mit Leib und Leben.

Die reinen Weingeister machten den Gedanken klingen, daß Mathilde ihm doch wohl gewogen wäre, und der Weg zu ihr und von ihr würde nun doppelt köstlich sein, wenn er ihn auf dem Rücken des lang-erwünschten Tieres Aldebaran trabte. Aldebaran trieb ihn heut ohne Abschied zur Stadt zurück, und er schien seine Kraft in ihn zu strömen, als er aus dem Stall ihm entgegengeführt wurde.

Der Hengst war ein Riese, aber schlank vom kleinen Kopf bis zu den feinen Füßen. Er schlug Funken aus den Steinen, wie er gezäumt und gesattelt heranschritt. Der verschlafene Knecht mußte mit der Laterne um ihn herumleuchten: sein gelbes

Fell glänzte sanft, am Bauche nur war es zottig, und die Silberbeschläge bligten königlich darauf. Tat er einen Schritt, so spielten die Muskeln schmiegsam und sicher unter der Haut, besonders an der Brust wiegten sich alle Linien in kraftvoller Anmut. Der breite Schweif fegte fast den Boden. Etwas unbestimmt Strogendes leuchtete aus den dunklen Runden der Augen.

Das Trinkgeld an den plierigen Knecht war nicht gering, als Christian in den Bügel stieg und das Silberrädchen seines rechten Sporns einen krummen Flug über Aldebarans Rücken tat. Der Reiter faßte den hinteren Rand des Sattels, geschwinde seitwärts herumschnellend, sah zu Mathildes verhängtem Fenster auf und klatschte auf die schöne grauschattierte Mähne. Er saß nicht wie ein Rennreiter, er saß hintüber wie ein junger Lichtprinz und Siegsnarr, als ritte er, den alten Namensvetter seines Rosses aus dem Nachthimmel zu schnappen und an einem Bändchen dem Apfelschimmel ans Ohr zu hängen.

Das Tor war ihm breit aufgemacht. Hunde schlugen im Keller an, wo sie gestern eingesperrt waren, um den Anfschlich der Musikanten nicht zu verraten.

Unter den auszufliehenden Sternen liegt in naher Wiese das Ding, daran Christian Klingspiels bei heller Seele und lichtem Geiste bis ans späte Lebensende

reichendes Schicksal entspringen soll. Soweit rings die Augen langen, ist alles herrlicher: jede der beschnittenen Weiden, die längs der Wiese in der Erde stecken wie riesige Morgensterne aus uralten Kämpfen, jede ausgefallene Vogelfeder: Neben überschneitem Loche steckt eine alte, backsteinerne Drainagerdohre, so dick wie ein ganzer, so lang wie ein halber Arm. Gedankenlos sind zwei Spaten Lehm dazu gestochen worden, gegen Abend, unter Rdnigskerzen hervor, gedankenlos hat sie der Ziegler Andreas Barth vom Tische aus dem Berge von Lonteig gelbßt, geknetet und eingequetscht einer Form, die vor und nach dieser Rdhre zehntausend andere aus sich ließ, und der Ziegler hat ferner Dinge dabei gedacht. Zum Feuer des Ofens, das sie gebrannt, sind an fünf Stellen Kiefern geschlagen worden, aus Brombeeren und Wacholderwildnis, und die fünf Stämme alle, die sich zum breiten Feuer wandelten, sind unschuldig. Aus dem Schuppen, der sie unter siebenhundert ihr gleichen roten Rdhren verwahrte, ließ sie eines windigen Morgens Kranebuhl holen und in die Wiese graben, wo Wasser im Dunklen durch sie floss und mit melodisch plapperndem Kluffern in einen Graben fiel, gleichgültig, 820 Tage und Nächte lang. Dann sind die Knaben Engelbert Ensedirk und Paul Barth gekommen, von der verborgenen Musik gelockt, und haben die Rdhre zum Spiel aus Gras und

Wurzeln gerissen. Ist die Musik schuld? Neben einem Loch schief eingerammt, hat die Röhre, fast bedeckt, nutzlos in der Erde gestanden. Ein alter Storch ist von Agypten gekommen und vorbeigestelzt, hat seinen Kot auf den Rand fallen lassen, niemand hat sich um das Stück gebrannten Lehm gekümmert.

Aldebaran schnob heran und wieherte hellauf, eine Herzenslust seinem Herrn und Leichtfuß. Der kannte die Wege und Felder Dreirüsens wohl und wußte, daß auf der Wiese gegenüber dem Friedhof eine breite Viehtränke angelegt war. Über die sollte sein Pferd jagen und springen und zeigen, welche tierische Gottheit in seinen Sehnen saß. Er setzte Aldebaran in Galopp, nahm auch glatt den breiten Graben und raufte dem Hengste, der in der wilden Gangart weiter sprang, zufrieden derbe die Mähne, als plöblich die Vorderfüße in das zugeschneite Loch brachen. Der Hengst stürzte, sich überschlagend, mit dumpfem Ton nach vorn, ohne indessen einen Knochenbruch oder eine sonstige Verletzung zu erleiden. Der völlig unvorbereitete Christian Klingenspiel flog jäh aus Sattel und Bügel, seine Stirn schlug mit entsetzlichem Anprall breit auf die Kante der Röhre und ramnte sie ein paar Millimeter tiefer in die Erde.

Er schnellte sofort auf.

D, er war völlig schwindlig: die bläuliche Schnee-

fläche stieg und neigte sich wie ein ungeheurer Schmetterlingsflügel, seine brennende Stirn rammte noch immer ihrer ganzen Breite nach etwas ein, rammte nach allen Seiten in die Luft hinein. Sein erstes war die Scham vor der Möglichkeit, sein Taumeln möchte ihn haltlos hinstürzen lassen; um dem zu entgehen, bückte er sich freiwillig in übergroßer Hast und setzte sich mit gebreiteten Schenkeln zu seinem Blute in den Schnee. Sein Kopf nickte über, noch einige Klümpchen tropften, bis zur Nasen- und Kinnspeige kühlwarm am Gesicht entlangrinnend, und dann fielen sie zu Boden. Sein Lächeln des Leidens war, ihm unbewußt, aus den Mundwinkeln geschlichen. Holdrith, Christian Klingspiel, dachte er, dir wird doch nichts weiter geschehen sein? Er suchte sich ähnlich schwerer Stürze von anderen Menschen zu entsinnen, ohne mehr als ein dunkles Gruseln aus seinem Gedächtnis zu wirren.

Der Schwindel hatte nachgelassen. Er zog einen kleinen runden Taschenspiegel aus der Weste, sah hinein, erschrak über sein durch drei Blutstriemen gleichsam barbarisch rotgestreiftes Lächeln und hielt es gewaltsam im kalkigen, übernächtigen Gesicht des Spiegels fest. Die Morgendämmerung ließ das Glas noch dunkelblank beschattet und die Tiefe des Glases beängstigend weit und schwammig erscheinen. Der Hand, die es hielt, kam ein schmerzhaftes Drücken

und Klemmen an, als Christian Klingspiel bittend flüsterte: „Mathilde!“

Ein goldenes Nachsurren des Abends irrte durch seinen Kopf.

Er stand auf und rieb die gar nicht große, sichel-förmige Stirnwunde mit dem eiskalten Schnee ab. An der Drainageröhre saß kein Tröpfchen Blut, nur noch der weißliche Kot des Storches.

Aldebaran hatte sich nach vielem Umherschlagen mit den Beinen aufrichten können, stand einige Schritte weiter zitternd da, zuckte mit den Ohren und schien, obschon er den Kopf steif geradeaus streckte, seitwärts zu lugen.

Christian atmete, die Schulter hebend, den lustigen Leichtsinn von vorhin ein und den Schrecken aus, nicht jedoch eine tiefe, gleichsam lachende Schwermut. Er piffte auf das Vergnügteste eine lange Fanfare und ließ das Pferd im Kreise am Zügel gehen, ob es sich nicht beschädigt hätte. Es schritt leicht wie vor dem Fall. Er führte es auf den Weg, blieb stehen, stieg versonnen auf, gab die Sporen und ließ Aldebaran traben, wohin er wollte, und gelangte so auf den Gutshof zurück. Dort blieb das Tier stehen. Christian Klingspiel erwachte nun gleichsam, richtete sich ruckend aus seinem gebückten Sitz, stieg ab und bat einen vorübergehenden Knecht, Wasser zu pumpen, das er

in den Händen fing und an die noch blutende Stirn führte. „Erzählen Sie,“ sagte er leicht hin, „wir wären in ein unerkennbares Schneeloch gefallen, beide ein bißchen aufgestoßen und dann gesund weiter gereist. Grüßen Sie auch die Herrschaften und grüßen Sie Fräulein und Herrn Lichtwarf von mir.“

Als er wieder umkehrte, quälte etwas Düsteres ihn, an der Unfallstätte vorbei zu reiten, und er schlug darum die Chaussee auch diesmal nicht ein. Sie im rechten Winkel schneidend, also von Westen nach Osten, wie das Gutshaus ausgerichtet war, führte ein Feldweg vom Hofe zum Strome hinab, der von Südwest nach Nordost fließend und an der Dreirüsener Seite ein paar Hdhen von fern begleitend, die Chaussee in der Stadt traf. In der Nähe des Gehdftes lagen beiderseitig von diesem Wege zunächst Felder, dann links der Gemeindefriedhof, rechts jener Unglücksanger. Im Fahlweißen lag ein Häufchen roter Pfennige, Blut. Die Sonne, scharfer als eine Hundezunge, würde sie in zweien Stunden ablecken. Beim Hinschauen überlief es den langsamen Reiter.

Auf der Seite des Kirchhofs erhob sich, ein Stückchen weiter, wie eine Krbnung der hdchsten Hügelluppe, die Ziegelei, im Gevierte zwei Schuppen, der Ofen, ein Ställchen und das Wohnhaus des Meisters. Dann fiel der Weg recht jäh ab, die Weidenstümpfe immer

zu seiten. Klingspiels wie willenloser Körper wankte in steilen, harten Stößen nach den langsamen Fußritten seines Pferdes. Unten zogen sich, zwei eintönige Reihen, die Arbeiterhäuser des Gutes Dreirußen hin, die letzten kaum eine Minute vom Strom entfernt. Vor dem Damm machte der Weg ein Knie und strebte ihm nach durch zwei ärmliche Ortschaften ebenfalls der Stadt zu.

An der Biegung erwachte Christian wieder aus einer magischen Schlawheit des Leibes und einer weichen Zeitlosigkeit des Gemütes. Er stieg ab. Die endlose Ebene drüben tauchte hinter den Damm, dessen geringe Höhe er erkletterte. Unheimlich dunkelgrüne und schwarze Massen, schoben sich die Fluten. Als ein leichenhaftes Wesen und Licht erfüllte ihr ganzes Gebiet der Eisgang. Weiß erstarrte Vermummung, trübe Pilgerzüge nach Norden, gleichmäßige Flucht, beeiltes Auswandern — zogen und schwammen runde Schollen, grintige Schwarten, graue Eisiseln, alle umspült von schwarzen Wasserpfehlen. An einem Steinhaufen barsten viele Stücke mit unterirdischem Panschen, Schurren, Krachen, Donnern, Schollern.

Was war es mit Christian Klingspiel? Ein Kinder- gesicht wendete er umher, und ein kindisches Liebes- fieber wollte ihn auflösen, ja, kindisch mußte es sein, denn es umfaßte merkwürdigerweise mit gleicher In-

brunst Mathilde und Aldebaran. Oder war es ein kindisches Heimweh, als besäße er die beiden liebsten Spielzeuge schon nicht mehr? Denn wie ein Schmachzender und nicht wie der Herr stand er vor Aldebaran, wie ein Unterliegender.

Sein Blick! Gbdienst und Gebet zum Tier war der, nicht Bewunderung, nein, Frage nach Ungewissem, Zagen vor der rollenden Zukunft.

Dieser gelbe Hüne im Silbergeschirr dampfte, diese Lohe Leben wieherte gellend, dieser Klumpen von prächtig Tierischem, Strogendem erhob hoch den Hals, das breite Maul und bleckte den Himmel an.

Da warf Christian jede Besorgnis endgültig von sich, pfiß und sang.

Und Aldebaran mußte langsam stolpern und stapfen, den kümmerlichen, gewundenen Uferweg einher, der mehr für Hundewäglein und quietschige Karrenräder gebaut war als für den blank geschirrten Stolz selber.

Fünftes Kapitel

Mathilde, in den nächsten Wochen ganz Haltung und Stolz, hörte von Christian wenig. Auf die Nachricht, daß er gestürzt sei, trug sie stille Kälte zur Schau, um so mehr, als alle sie umdrängten, und wo nicht trösteten, so doch mit Fragen im Auge ansahen. Und sie erkundigte sich mit dem gleichen Atemzuge nach Christian und nach den Verletzungen Aldebarans. Nachher freilich, wenn sie in der Bodenstube die beiden Knaben unterrichtete, wartete sie einen Tag um den andern, ob nicht ein Schlitten in den Hof klorre mit der Nachricht: Klingspiel ist tot!

Schloß sie dabei die Augen, so webte eine glanzvolle Sphäre um sie.

Sie behandelte die Kinder in der Ungewißheit hingegeben aufmerksam, sanft und mit dem Willen, an ihren zarten Seelen nichts zu übersehen und zu verfehlen. Sie schlüpfte beinahe dankbar in die Fabelwelt, wo alles so einfach, hell und kummerlos war. Frühmorgens sehnte sie sich nach den beiden zuhorchenden Knabenköpfen, sehnte sich, daß Engelbert sich auf sein gespreiztes Händchen stützen und von Zeit zu Zeit die Weisheit eines so gut wie Hundertjährigen ausseufzen, Paul Barth dagegen die Augen ründen und mit seinem wachsam überlegenen Lächeln ihr folgen möge.

Ihr selber stieg von Zeit zu Zeit und immer wieder die Schamröthe in die Wangen darüber, wie sie den Hengst vergiften gewollt, wie sie überhaupt mit einem Tiere wie gleich und gleich um Gunst gerungen, sich eigentlich unter das Tier erniedrigt . . .

Und dennoch, dieser Gedanke war, so unbegreiflich die Tat ihr blieb, die Thür zu ihrem ganzen Leben, das, ein dunkles Labyrinth, von dort nach rückwärts ausstrahlte. Alles Heischende ihres Wesens wirbelte als Funkensturm durch diese Thür in düstere Gänge, und er genügte, alles schwanfend zu erhellen . . . Nutzlos hingebachte Zeit.

Inzwischen fegten sich die Winde draußen an den grauen Wolkenschichten grau und räumten sie doch nicht aus der Welt. Das Graue war vielleicht meilen dick zwischen Sonne und Erde gestaut und schien, was es konnte, ersticken zu wollen. Es stiente. Der Schnee wurde im Frost nicht fest. Den ganzen Tag rutschten hinten von den Ställen Leichenlaken, die in der Luft zu rauchen anfangen und bald wie aufgedröselte Stricke, bald wie puffendes Pulvergebläse, bald wie nur halb gestaltetes, bleiches Huschwerk verschwand.

An einem dieser Tage tauchte die Kunde auf, Christian Klingspiel sei von seiner geringen Wunde nun wieder völlig genesen, und es stürmte weiter.

Die glanzvolle Sphäre beim Augenschließen verlosch in Mathilde.

Was sollte sie tun? Das Heer der feurigen Schatten war aus ihrer einsamen Unterwelt gestiegen und wollte in der allen gemeinsamen Welt bleiben, die gleichsam andere Dimensionen besaß: aus Klang, Licht und Form.

In sich war sie allzu lang geblieben, darum suchte sie in der Freude an allem, was in dem Dreirüsener Gesichtskreis vorging, Genüge, in Bewunderung der ihr nahen Menschen. Christian allerdings mußte sie vergessen, sonst wollte die Sänftigung in der Liebe zu Fremdem nicht standhalten. Und doch fühlte sie zur Zärtlichkeit einen inneren Zwang.

So wandte sie ihn auf Hermann, der doch wenigstens ihres Blutes war. Von Anfang an hatte dieses Mitfühlen mit Hermann etwas Vampyrishes.

Des Bruders Leben und Wirken hatte sich schon nach fünf Wochen Aufenthalt in der Stadt so ausgebreitet, daß sie unaufhörlich darauf stieß und hingewiesen wurde. Er hatte sich in einer stillen Gasse zwei möblierte Zimmer mit der Aussicht auf den Strom gemietet. Einmal, nach einem Besuch auf Dreirüsen, blieb er über Nacht, sie fuhr mit ihm nach der Stadt und sah so recht deutlich, wie er bereits in einem Netz von Verbindungen steckte. Gleich im Briefkasten vor seiner Tür fand er ein Pack Visiten-

farten. Leute jeden Ranges besuchten ihn. Er hatte Einladungen erhalten, bat Mathilde um Urlaub, einige Billetts zu schreiben, und hatte beim Ausgehen nachher in jeder Straße irgendwen zu grüßen. Obgleich sie eine beträchtliche Zeit länger als Hermann hier lebte, wurde sie durch seine Vermittlung zu einem Ball eingeladen, zu dem sie sich erst ein passendes Kleid bestellen mußte.

Ja, Hermann wurde überall geschätzt und wohl aufgenommen und schon jetzt in viele Sommerpläne heimlich eingereiht. Sein Benehmen war stets fest, ja hart, wie sein Gang, wie seine Stimme, wie sein Bewegen. Jeder, der als Neuling ihn in Gesellschaft traf, vergaß wohl alle andern Teilnehmer während einer Woche, ihn sah er gleich einer Statue klar. Oktoberluft begrenzte sein Wesen. Das Sichere an ihm tat männiglich wohl. Auf Pünktlichkeit ohne Pedanterie, gelassenes Aufmerken für alle, völliges Mittun durfte man rechnen. Der Anteil seiner Person ließ sich für jeden bestimmten Verlauf ahnungsweis umreißen, und Hermann brauchte den Umriß nur zu füllen. Seine Gegenwart war so erwünscht, weil sie auf beliebige Zeit voraus und zurück und bis in abgelegene Luftschlößchen der Vorstellung hinein so sehr Gegenwart war. Sein hingeegebenes Lachen, seine auffpringende Ausgelassenheit überraschten zuerst, die

silbernen Seltenheiten in seinen Werktagsaugen befremdeten, und sie behielten auch nach der Gewöhnung das Seltfamlische des Fremden. Sie zerrissen die Atmosphäre einer bestimmten Pflicht, die immer um ihn schwebte, und man wünschte neugierig wohl, einen großen Ausbruch, etwas sehr Finsteres oder Blighelles an ihm gewittern zu sehen.

Die persönliche Beliebtheit verschaffte ihm manchen Auftrag und viel Vertrauen auf seine Tätigkeit. Mathilde vernahm davon in Dreirußen oft genug. Hermann war in Ensedirks Munde das dritte Wort. Ensedirk war wegen seines brillanten Ziegelgeschäftes andauernd vergnügt und erhoffte durch die Propaganda des Turmbaus einen großen Aufschwung seiner Ziegelei. Selbst für Mathilde, die doch Hermanns Ansicht darüber kannte, wurde der Turmbau etwas Gewichtiges, Herrisches und Knechtendes, wenn sie von der Auslichtsbank des Eiskellers die ersten Vorkehrungen dazu betrachtete. Die Brunnenziegel von den letzten vorjährigen Bränden her wurden verladen, und die roten Wagen knirschten schwer in den schiefergrau eisigen Geleisen der Chaussee hinunter, zwischen den breiten wilden Rosenbüschen hin. Mathilde zählte die Wagen, die an der Senkung der Chaussee verschwanden, und auch jene, die von der anderen Richtung, aus dem Walde, hochbeladen mit Stubbenholz für die neuen Ziegelbrände,

sich heranmühten. Sie hörte mitunter Knechte und Tagelöhner klagen, eine wie schwere Arbeit das Holzfahren sei, und wußte, daß viele sich gar zu eifrig am Schnaps trösteten, sich verspäteten und manchmal von Kranebuhl darum wütend angelassen wurden. Sie dachte bei dem allen an Hermann, um dessen willen die vielen Hände am Werke waren, und sah im Geiste einen plumpen, doppelspitzigen Turm entstehen.

Ensedirks Phantasie schweifte weiter, er entschloß sich nun ganz fest, ein neues, prächtiges Herrschaftshaus bauen zu lassen, und schien sich bereits auf die Zeit zu freuen, wann Hermann als Baumeister und Gast eine Weile ständig in Dreirüfen wohnen würde.

Vorläufig wurde in der Woche wenigstens einmal ein Schlitten in die Stadt geschickt, der ihn herausbrachte. Er konnte trotz der vielen Verpflichtungen so oft kommen. Er schien ganz frei, als gebiete er allen. Selbst vor Mia war er nicht anders; wohl gab er sich ihr voller hin, doch so, als könnte er ruhig abwarten, was von der Kunkel laufen würde.

So hatte er sich zu einem Mittelpunkte der Lebenskreise gemacht, in die er nun eben gestellt war.

Mathilde schlüpfte in diesen Mittelpunkt und sah ihre Umgebung nicht aus ihrer eigenen Tiefe, sondern aus der Ferne eines anderen Menschen. Sie glaubte,

nichts anderes sei ihr übrig. Und sie war doch, obwohl nur Gouvernante, nicht schlimmer gestellt, als etwa Mia.

Wenn diese ihre Möglichkeiten ausnutzte, so befaß sie dabei freilich einen ungemein glücklichen, willfährigen und phantastischen Sinn. Sie tat einfach, als wäre Dreirußen die Welt und die Welt Dreirußen, und weil sie so sicher und anmutig in dieser Ansicht lebte, ließ sie sich ein jeder gern gefallen. Drüben in der Stadt bat sie die Fremden so ruhig um einen Gefallen wie die Bedienten hier, und Mädchen und Instleute behandelte sie, als müßten sie stets gern und selbstverständlich das eine große Ereignis des Dreirüfener Weltlaufs betreiben. Einzig Frau Zinke durfte alles noch weit besser wissen als sie. Selten als Aufseher unterm Gesinde, gingen die beiden vielmehr vor oder nach den Leuten in Küche und Keller, zum Kleinvieh oder ins Backhaus. Konrad Eysedirk sah ihnen häufig still nach und dachte, zumal er schon ältlich wurde, daß Mia ohne Zwang erfülle, was er in ruckweisen Mühen gewollt, daß sie überall Ziel und Zusammenhang finde, während er als Gutsbesitzer kein „kleiner Rdnig“ gewesen war, wie man ja wohl sagte, sondern nach den Schlingerjahren der Jugend ein wenig im Schlendrian fortgefahren war. So wenig war er Rdnig, daß er es in Gegenwart Kranebuhls nicht ein-

mal anzustellen wußte, einem alten Weib aus seinem Armeninsthaus ohne Scham etwas zu schenken, sondern rief: „Komm her, alte Her', da!“ Auch er sah den anderen mehr zu, als daß er selbst wirkte, und freute sich an ihnen, aber ohne viel eigene Wünsche.

Mathildes Versuch hingegen, als Zuschauerin Genüge zu finden, wurde immer hinterhältiger. Da sie ihr Weltbild nicht nach außen leben konnte, versuchte sie die Welt nach innen zu ziehen und sog freundlich still mit Augen und Ohren und Nerven, zärtlich und aufmerksam bis zur Zudringlichkeit.

Allgemach tat die Freude weh . . . erstickend, doch trat in ihr keine Bewegung ein, bis sie in die Denkweise des Zieglers Andreas Barth geriet.

Sechstes Kapitel

Auf dem Gehöft der Ziegelei, nahe dem Tonschneider, war ein kleines Tongebirge geschichtet. Das wurde immer im Herbst für die nächstjährige Arbeit gestochen und während des Winters „ausgesetzt“. Sobald der Frost aus dem Ton wich und man seine Finger hineindrücken konnte, begannen die Arbeiten zum ersten Brande. Weil Mathilde im vorigen Jahr zur Zeit des ruhenden Betriebes nach Dreirüßen gekommen war, so ging sie jetzt häufig den Hügel hinauf unter dem Vorwande, die Ziegelei kennen zu lernen. In Wirklichkeit tat sie die Feiergänge zu ihrem Lebensretter, die er so lange verwehrt: sie trat da oben in den Bezirk eines Menschen, der zu innerst vom Brudershaß lebte.

Frau Marie Warth vertraute Mathilde nach und nach die Geschichte ihres Mannes an, geheimnisvoll und im Tone großer Verehrung für ihn, und vielfach mit dem lastbaren Aufatmen der Herzkranken. Sie erzählte etwa dies:

Andreas Warth hatte seit der Kindheit scheel auf seinen Bruder Joseph gesehen. Er war der rechte Sohn seines Vaters, ebenfalls eines Zieglers in Dreirüßen, Joseph war das Kind einer Dirne. Der Vater hatte um der Nachrede, er schäme sich Josephs oder

schiebe ihn mit lässiger Sorge hinten herum, zu entgehen, dem Bastard alles zugute getan und ihn in eine städtische Lehre gegeben, während Andreas in die Zieglerei gepackt wurde. Da hatte er schon als Kind für den Stiefbruder hunderte und hunderte von Ziegelhucken schleppen müssen, vom Vater, der durch sein eigensinniges Widerstreben ungerecht und verärgert gegen ihn geworden war, oft gehezt: „Mach', mach', Joseph wird eingesegnet und braucht einen schwarzen Rock,“ oder: „Eil' dich, daß du auch weiße Vorhemdchen tragen kannst wie Joseph!“, und davon war er mager geblieben, aber auch stark geworden, — vier kleine liebe Geschwister freilich schienen ihm daran fortgestorben zu sein. Am meisten hatte ihn gewurmt, immer wiederholt zu hören: „Du bist bloß lang, er hat Verstand.“ Wie hätte er aber aus dem Grau und Knarren der Tretmühle enttrinnen können? Zuerst hatte er sich getrübtet, der gleisnerische Dummkopf und Zärtling Joseph werde von selbst bald zugrunde gehen, aber es war ihm immer besser gegangen. All sein Fühlen wiegelte es auf, daß Joseph seinen Aufstieg durch Ausnutzung von Loren, Heuchlern und Frömmlern erschlichen hatte, indem er sich zu einem Afterspaffen und Winkelprediger ausgewachsen und drüben in der Stadt so wohlbehäglich lebe wie die Maus im Speck. Hunderte von blassen Pietisten versammelten sich jeden

Sonnabend in seinem nassen, stockigen und wackligen Saal im Hofgebäude, und er besaß Anhang in der ganzen Umgegend, selbst unter den Instleuten auf Dreirüfen. Es gab ja hier unter den Greisen und Greisinnen auch noch solche Dummen, die beim Kirchgang ihre Schuhe in weißen Lüchern bis zum Eingang der Stadt trugen und sie erst dort im Chausseeegraben anzogen, und deren Kinder waren von der Gemeinde Josephs. Dem Andreas aber war von zwei geliebten Mädchen die Anknüpfung eines Verkehrs und also die Heirat verweigert worden, weil es ihnen peinlich gewesen, mit dem Bruder Josephs gesehen zu werden oder gar ihn zu ehelichen: und den Grimm darüber hatte er auch heute noch nicht ausgelitten.

Joseph sog inzwischen mit süßem Maul Geld und faltete die feinen Hände, die vor Faulheit froren, vor dem Bauch. Er machte allerhand Humbug in seinem Saal, redete salbungsvoll von „entschiedenem Christentum“ und kleidete sich dafür wie ein geheimer Rat. Dagegen stak Andreas gelb im Lehm, sein Anzug klebte und war schwer wie ein Küras. Er hatte um Josephs willen nicht bloß als Knabe schuften müssen: weil er damals unentrinnbar in das Gefängnis der Ziegelei eingesperrt worden war, so schuftete er eigentlich auch jetzt noch Josephs wegen und würde es immer tun. Und er betrieb darum gerade dieses Handwerk un-

willig, obwohl er nicht arbeitsscheu war und seinen Herrn Eusebirk stets höchlich lobte.

Zur Zerstreung seiner Unruh über das halb erfüllte und halb verpfuschte Leben hatte er das bitter-süße Nebensach eines Musikanten übernommen, das ihn nun bald zu einem Braut- und bald zu einem Totentanz führte, und er liebte seine grimmigen Bassinstrumente über alles. Einmal, als Marie schwerkrank gewesen an ihrem Herzen, hatte er mit dem Kontrabaß einsam im Ziegelschuppen gefessen, wo es gut thönte, der Bogen hatte mit dem Binde auf den Saiten geheult, und der Kopf war gesunken . . .

Doch sei er gütig und weich nur zu Spaß und Schein, im Wesen vielmehr hart und grausam. Dies zu beweisen, führte Frau Barth Mathilde auf den Boden, wo sie die Äpfel von einem Baume, gegen den ihr Mann alle neugeborenen Kagen totschlug, in ein besonderes Hürdchen gelegt. Sie hegte, goß und jauchte diesen Baum in abergläubischer Furcht besonders liebevoll und wunderte sich trotz alledem, daß er besonders gut trug, doch scheute sie sich vor den Früchten und ließ sie immer bis zuletzt liegen. Sie sagte zu Mathilde: „Wenn der Baum dick im Laube steht, gehe ich recht zag herum und denke, die Vögel dadrin werden nicht richtig singen, sondern mal miauen und schreien. Das ist dann mein Tod.“ Die Kage müsse immer

wieder gebären, und Andreas beraube sie immer wieder ihrer Kinder so grausam. Gegen den Bruder zwar habe sich seine Wut erst selten und erst im Kleinen gezeigt, weil der Joseph mit teuflischer, unwiderstehlicher Sanftmut ausgewichen sei oder beschwichtigt hätte. „Er kommt ab und zu auch her,“ sagte Frau Barth, „und manchmal hab’ ich geflattert und gedacht: Andreas, heute vergreifst du dich an deinem Bruder.“ Sie preßte die Hand auf die Brust und atmete wieder stießschwer. —

Das Bild des Zieglers ergänzend und vertiefend, war Mathilde um diesen vielfach her. Sein schweigsam abweisendes Wesen ließ das Dunkel in seinem Schicksal als ein Geheimnis bestehen und machte es so bedeutend, wie seinen Kampf mit dem Tode in der Gestalt des Bullen, den er schon vergessen zu haben schien. Er gab nur über sein Handwerk Auskunft, zwar freundlich, aber doch zu knapp für die erregte und immer mehr unzufriedene Neugier Mathildes, und so mußte das Leben, das über dem sichtbaren, kraftvollen Wirken und Werken in der Dämmerung des Schuppens unsichtbar schwebte, im Gestürm und Geruch des Vorfrühlings geisterte und jankte, mit weiten Hintergründen, herben Entwicklungen, wohl berechtigt und verehrungswürdig scheinen. Mathilde lernte Barth mit den zuwartenden Augen seiner Frau ansehen, die

alles plödzlich Heftige entschuldigte, die mit leisen Schritten um ihn herumwiegte. Die Geräte, die Frau Barth ihm reichte, die Speisen, die sie ihm bereitete, die Kleidungsstücke, die sie ihm bürstete — bei allem war das Glück eines Vergeltens und Schonens. Und vielleicht lag noch die Ahnung darin, daß sie ihn als Frau enttäuscht hätte, sie, die an ihm übergenuß gefunden.

In der That, Andreas Barth empfand die Ehe als seine innere Gefangenschaft wie das Handwerk als äußere. Sie war in Trotz, Wut und Übereilung zustande gekommen, eben weil ihm wegen Joseph die Mädchen seiner Wahl ausgewichen, und das Waßspiel im Schuppen war das Ausrinnen seines geknechteten Inneren gewesen . . . Doch gab er den Druck von der Frau her vor dieser als Druck des brüderlichen Mißstandes aus, weil sie zart und gut war, und suchte sich vor ihrem Forschen und ihrer fragenlosen Geduld in Kommen und Gehen zu retten, indem er freiwillig andeutete, wie immer derselbe Totenwurm Bruder in allen Wänden fresse, die um ihn wären, unter seinen Füßen im Boden nahe, über ihm in der Luft und in seinem Herzen, also, daß er nie frei wäre. Obschon er übertrieb, und vielleicht auch durch die Übertreibung, machte der Haß ihn stark und tüchtig fürs Dasein. Er zuckte und schwelte in seinen Wurzeln, da, wo sie

aus dem Individuellen schon herausragen: er machte ihn zuletzt manchmal sogar groß und erhaben sanft. Er war in der letzten Weite sein religiöser Grund. So bekämpfte sein Gefühl das gleiche Gefühl im Bruder. Wie alle Bornierten der Aufklärung nannte er die Wahrheit eines anderen Lüge, weil sie in anderer Form wuchs, hier in der längst verfluchten des Christentums.

Trog der Schranken, — das Spiel einer großen organischen Kraft konnte Mathilde nicht entgehen, sie betrachtete und begriff alles aus einem Zentrum, aus eben jenem Tag ihrer Rettung, und sie wurde, selbst steuerlos, in diese Strömungen hineingerissen. Sie stand und sah, als wäre es mehr als Alltag, wie Barth vom Werkisch mit beiden Fäusten Lehm riß, ihn in die Form klatschte, mit dem Brettchen geruhig glättete und den rohen Ziegel auf eine Unterlage kippte: dabei ließen ihre Blicke seine Hände stärkere Griffe tun, ringend mit den Hörnern eines Stiers, Gerechtigkeit heischend am Genick seines feindlichen Bruders. In ledrigen, klumpigen Falten schoß dann mitunter die gelbgraue Haut um die Augen zusammen, und Jahre lang Getragenes konnte ein Kundiger darin zucken sehen. Mathilde sah den mageren Menschen in den lehmigen Kleidern nur wie einen hohen Knochenhaufen stehen, der sich duckt und huscht. Sie sah es

mit der Seele als nur symbolischen Ausbruch, wenn die breite Hand des Zieglers mit den knolligen Fingern einmal unwillig in den Eimer trüben Wassers fuhr, wenn der goldene Ring im Trüben auch verschwand, und der Ziegler dann verdrossen die Form besprengte und heftig durch seine schweißklebrigen Haare fuhr.

Als sie einen kurzen Besuch ihres Bruders und Christian Klingspiels zufällig hier veräuimt und dies mehrere Tage betrauert hatte, fühlte sie sich zum Ziegler und seinen Leuten mehr gehdrig als zu den Dreirüsenern.

Die neue Kraft des Vorfrühlings, der sie hier antraf, blies ihr das Gift dieses Stückes Erde ein. Damit ging sie hin und her in der großen bretternen Krone auf der Anhöhe, die durch die beiden Schuppen, das Wohnhaus und den Ofen um einen kleinen Teich und Garten gebildet wurde. Spröde Gerüche nach Holz und warmem Ton lasteten hier jederzeit. Der Frühlingssturm zuckte, gischtete und gurgelte an der Krone, spie Licht durch die Rigen, blaues, wildes Licht und biß in Wangen und Augen.

An einem solchen Wettertage, es war kurz vor vier Uhr, brachte Mathilde den kleinen Paul nach einer Unterrichtsstunde heim. Sie hatte an diesem Tage ihr Armband verloren, ein ganz dünnes goldenes

Kettchen, und trotz langen Suchens nicht wiedergefunden. Sie war verstimmt darüber, weil die Kette das einzig Gediegene aus ihrer Kindheit war, wenn auch nur ein Schmuckgegenstand. Sie sah Barth im schwarzen Traueranzug mit Zylinder in dem einen Ziegelschuppen. Seine Tuba stand, auf ihren Trichter gestellt und blizblank gepußt, auf der Bank vor der Haustür, neben den drei Musikanten Kruschka, Kropatek und Schwan, die, ebenfalls bereit, an einem Grabe zu blasen, schüchtern aneinandergedrückt warteten. Barth hielt die Uhr in der linken Hand, während die Rechte aus den Gerüsten, wo die Vagen zum Trocknen aufgestellt waren, hastig die Bretter riß und alles im Winde Zersprungene wütend herunterwarf. Sein sauberer Gehrock war von den halbtrockenen Lehmstücken wiederholt getroffen worden und trug Schmutzschrammen. Während seine Frau die Lehmstücke hinter ihm her sammelte und in einen großen Korb tat, schimpfte und fluchte er:

„Eine Ruh hat man, — und die muß sterben.
— Und grad' heute muß die Kres krepieren.“

Er mußte beim Begräbnis eines Dreirüsener Instmannes mitspielen helfen, und sein Bruder würde nach dem Pfarrer am Grabe reden. Er durfte sich, nachdem er einmal zugesagt, dem Musikantendienst so spät nicht mehr entziehen. Er mußte dienen und

blasen, wenn der Bruder wünschte und befahl, und dieser Bruder würde wieder einmal sichtbar vor allen Leuten stehen und ihnen die Herzen zuckern!

In plötzlicher Wallung ergriff er den großen, vielleicht zwei Zentner schweren Korb mit den zerbrochenen Wagen und riß ihn schleppend zu dem Tonschneider, um dessen Grube ein alter dürrer Gaul an langem Horizontaldrehbaum im Kreise stampfte. Sein ebenso alter verhugelter Treiber zuckte nur die Achseln, als Barth wie unsinnig den Korb in den Tonschneider umstürzte und schrie:

„Franz! noch einmal durchkneten! Alles noch einmal!“

Der alte Mann rief nur gemächlich seinem alten Gaul zu: „Pr! Pr! Liffak!“

„Ja, schuft auch, Liffak! Immer herum, immer herum!“ rief Barth.

Frau Barth hatte sich inzwischen zu Mathilde geschlichen und ihr erzählt, daß ihnen eben eine Kuh gestorben sei, für Leute ihres Standes schon mehr ein kleines Schicksal als ein Unglück. Und Mathilde erlebte mit, wie Barth nicht dieses Schicksal empfand, sondern die durch seinen Bruder Joseph veranlaßte Lebensenge, die einen kleinen Unfall zum Schicksal aufbauschte. Und er sagte, daß sie es hörte, brutal heraus:

„Einem Manne wie mir ist das Leben der Kuh beinahe mehr als das Leben des leiblichen Kindes.

Die Ruh bringt Nutzen, das Kind bringt Sorge. Die Ruh ist die Hälfte von dem, was man hat. Ja, warum, Fräulein Mathilde? . . .“

Dabei strich er seltsamerweise so liebevoll und zärtlich über den Kopf seines Jungen, daß er darin seine Worte hundertfach zurücknahm und daß Mathilde ein Herzklopfen bekam: Barths Liebe wie Schmerz schienen beide aus einer sehr großen Tiefe zu kommen.

„Ich dachte, Sie wären nicht so arm,“ sagte Mathilde, aufschauend im Gefühl der leiblichen Verwandtschaft und seelischen Freundschaft, und wollte nun einmal, was seine Frau erzählt hatte, aus seinem Munde ganz klar hören. „Gibt Ihnen Herr Ensedirk denn so wenig?“

Er sah sie an, beinahe ängstlich, und zählte dann verlegen auf: „Nein, nein, von jedem Tausend Ziegel krieg' ich sieben Mark, Dachsteine acht Mark, von jeder Firstpanne fünf Pfennig, Kuhweide, Gartenland, freie Wohnung, ich kann mir ja sogar meine Leute halten, einen Streicher, einen Abträger, einen Aufkarrer — aber ich bin verpfuscht! Ich hätte viel mehr können sein . . .“ Dies sagte seine Stimme krächzend und knarrend.

Als wäre er erwacht, drehte er sich um und ging dem Hause zu, um die Kleider zu säubern und die Seele abzubürden.

Doch warf er die Thür hinter sich. Die drei Musikanten auf der Bank, die an ihren Instrumenten gesingert hatten, hielten mit einemmal die Hände still und sahen auf sie nieder. Nachdem Barth in der Stube verschwunden war, steckten sie die Köpfe zusammen und flüsterten.

Ein heftiger Sturmstoß setzte ein, und ein Platzregen stürzte herunter auf ihre Zylinderhüte und blanken Trompeten. Sie blieben sitzen.

Er tyrannisiert hier alles, dachte Mathilde, doch nicht verurteilend, sondern im Mitschwingen eines seltsamen, eigenen Kraftgefühls. Ganz fern in ihr wurde ihr Vertrauen zu Barth, ihre Abhängigkeit von ihm, ihre Dankbarkeit, wirksam.

„Oha,“ sagte Frau Barth, die tatlos bisher dagestanden hatte, und holte die an den Giebelseiten der Schuppen aufgelehnten Schilf- und Winsenmatten, um sie an den Längsseiten vor den Wind zu stellen. Mathilde folgte ihr und half schleppen. Frau Barth war schüchtern und bänglich und sagte tonlos:

„Na nein, nein, Wind und Luft ist gut für die Wagen, aber wenn zu viel kommt, plagen sie. — Nein, nein.“

Als die Frauen sich umdrehen, nahm Barth gerade seine Tuba von der Bank, die anderen Musikanten erhoben sich und folgten ihm langsam. Er tat ganz,

als wären sie nicht vorhanden, ließ sie am Wege warten, ging die Stalltür öffnen und klopfte der toten Kuh die Weichen, trat noch einmal an den Lonschneider und streichelte, klatschte Liffak. Weil er von dem Bruchwerk zuviel auf einmal in die Grube geworfen hatte, holte er schnell ein paar Stücke wieder heraus und wies den alten Franz freundlich an, damit fortzufahren. „Na, denn machen Sie man.“ Aber seine Stimme krächzte wieder, gelähmt wie vorhin.

Dann ging er, ohne sich nach seinen Genossen umzusehen, und sie stiegen alle vier nach dem Strome zu hinunter, finster und langsam, erst allmählich ein paar Worte wechselnd. Über ihnen wehte schon der Frühling zwischen den ausgeregneten Wolken einen wohl neunzig Meilen langen rosafarbenen Atem durch die Welt.

„Der Joseph muß heute auf dem Sarg reiten, der Andreas stößt ihn heute in die Kaule,“ sagte Frau Barth leise und führte Mathilde nun auch an die tote Kuh.

„Nein, machen Sie sich keine Gedanken, Frau Barth,“ sagte Mathilde. Sie wußte nicht, warum sie trotzdem wünschte, etwas derart Gewaltfames möge geschehen. Wider ihre Überzeugung fügte sie hinzu: „Ihr Mann tut Unrecht gegen seinen Bruder.“

„Wer will das sagen?“ erwiderte Frau Barth tapfer.

Mathilde fühlte sich ihrer Unaufrichtigkeit überführt, sprach nur noch einige Worte und ging. Aber ihre Leere war nun voll großen Klanges. Es erquickte sie, an den Ziegler zu denken, der, betrogen um ein besseres Leben, sich mit klogiger But und Gewalttat doch Luft und Freiheit schaffte, da oben in der düstern Bretterkrone, der Güte, Sorgfalt, weisen Ernst dabei nicht verlor, in seiner ingrimmigen Arbeit doppelt Tüchtiges leistete und seinen leuchtenden Eigenschaften durch seine dunklen vielmehr das Leichtfertige nahm. Sie freute sich, ihn seit jener heldischen Tat am Kirchhof zu verstehen, wo gewiß viele ihn mißverstanden.

Sie wollte nichts von dem nachahmen, auch dies stand ihr fest. Trotzdem war ein unbestimmtes Locken in ihr, irgendwie selbst zu tun, was Frau Marie von ihm fürchtete und er bestimmt mit Joseph nicht tun würde. Konnte das erneute Bewußtsein von Armut und Niedrigkeit den Zorn auf den Bruder in ihm so unmaßig entfachen? Oder wurde in das große Maß noch eine andere Qual gepackt? Es war Mathilde aufgefallen, wie er einmal von Mia gesprochen hatte. Ob das Basspiel bei Sturm im Schuppen nicht hinübergerichtet war, ganz nah in den Gutshof, wo er die Herrentochter im Kinderwagen geschoben, mit ihr gespielt, deren Bruder er am Ende vor den Hörnern

des stößigen Bullen mehr als sie selbst retten gewollt, der er im Winter Eis hakte wie ein Tagelöhner?

In einer Verfassung, wo Neid, Lähmung, Unruhe, Sehnen ineinandergekeilt waren, kam sie nach Hause. Sie wußte nicht, was beginnen, alles erschien im ersten Augenblick wichtig, aber schon im nächsten völlig gleichgültig. So stand sie am Fenster ihrer Stube und sah über den Park. Windiges Märzengold flog darüber hin und her. Es war etwas unendlich Neues und Fernes da draußen. Die letzten, unscheinbaren Krusten und Ranten Schnee leckten ab. Ein mildes Geriesel schwärzte die Bäume; sie nahmen eine heilige Waschung vor und verbeugten sich nach der Seite, woher das Heil kommen sollte. Und man wußte mit seinem Herzen: so waschen und verneigen sich die Bäume überall, wälderweise heiligen sie sich. Man wußte beim Betrachten des nassen Rasens: er weicht den Füßen und federt wohl schon überall, hinauf bis in den Norden, unter den Hufen der Elche und Rentiere. Und auf all den Zehntausenden von Winterpelzen der Tiere liegt der Glanz dieses windigen Goldes. Wie sie laufen und hegen kreuz und quer: sie können ihm nicht entkommen. Das Lichte lauert vor den Schlupflöchern und dunklen Spalten, und schlüpft ein Fell daraus, so setzt es sich auf den Rücken,

ist nicht abzuschütteln und reitet als ein wahres Licht des Lebens mit.

In diese Empfindungen weinten von fern die hageren Akkorde eines Trauerchorals. Dem Ziegler nach trug man einen Toten vom Grunde herauf zum Friedhof.

Mathilde spürte eine unbestimmte Pein und begehrte Gesellschaft. Nach längerem Suchen in leeren Zimmern oben und unten fand sie Mia und Frau Zinke in einer Bodenstube, wie sie vor einem breiten und tiefen Spind bunte Bezüge für das Gesinde abzählten. Schon von weitem hörte sie durch die offene Thür Mias Geplauder:

„Frau Zinke, weißt du noch immer nicht, was wir heute zum Abend essen? Frau Zinke? Schade, daß wir jetzt keine Radieschen haben, ich sehe dich so gern Radieschen essen, Frau Zinke. — Ach, da bist du ja endlich, Mathilde. Denke dir, mein Onkel aus Blankenburg am Harz hat mir geschrieben, er möchte mich gern ein paar Monate da haben. Ich war aber noch nie draußen in der Welt und habe auch gar keine Lust, von euch Lieben wegzugehn. Ich was, ich bleibe.“

Da war es Mathilde, als könnte sie ein Glück zerschlagen, das sich zwischen Mia und ihrem Bruder spann. Es zuckte in ihr ein ungeheures Nachtgefühl: sie

Konnte dieses leichte Geschöpf von der Welt blasen. Kaum hatte Mia ausgesprochen, so sagte Mathilde hastig und hart:

„Reise! Was, Mia, du willst nicht reisen!? Wenn ich nur könnte, ah, wie gern, so recht frei in die Welt!“

Mia fühlte, daß sie in dem Worte geschlagen würde, und fragte fast schüchtern:

„Ja, soll ich?“

Mathilde antwortete ihr nicht, sondern ging schwerfällig zu der altertümlichen Wanduhr, einem Schränkchengarten unter Glas. Sie zog die Gewichte auf, obwohl sie noch weit oben hingen. Sie zerrte an den beiden mittleren Ketten mit fester Faust, und als sie die Hand fortnahm, verwirrten sich die Ketten, und das Pendel blieb stehen.

„Aus!“ meinte Mia unbefangen und lächelnd.

Mathilde wagte nicht sich umzudrehen und dröselte an den rieselnd flirrenden und blizenden Messingschnüren. . . . In dem Atem ihrer Aufforderung hatte sie alle freudwilligen Gedanken der letzten Wochen ausgeatmet. Für einen Moment war's, als wäre sie die Herrin auf Dreirüsen und gebdte. Aber sofort fühlte sie auch einen dumpfen Rückschlag wie das Hereinrollen eines schwefligen Nebels, der diese ganze Herrschaft in seine wesenlosen Wolken einschluckte und

sich bloß im Bodenlosen weiter drehte. Nur dies war noch in ihr: Sie hatte sich vergangen und mußte bitten.

„Mia, fahr' doch!“ wiederholte sie leise . . . „Hättest du nicht auch gern etwas Neues, Schönes?“ Sie stand noch immer abgewandt und ihre Hände tappten nach den Gewichten und Ketten.

„Ja, ich will also, Mathilde,“ erwiderte Mia mit mühsam heiterer Stimme, denn sie fühlte auch in Mathildes Schmeicheln einen Zwang, der sie feindselig verfolgte.

Den beiden Frauen viel fremder als noch vor einer Minute, ging Mathilde nun zu einem Stuhl am Fenster, setzte sich und sah hinaus. Sie hörte Mia wie von weitem sagen und begriff nicht, wie sie so vor ihr Angst haben konnte:

„Gott, die Hühner sind in den Beeten und zerkrabbeln das ganze Stroh auf den Rosenstämmen. Soll man ihnen das erlauben? Wer weiß, ob nicht noch Fröste kommen. T—Frau Zinke!“ Handfuß, — hinaus.

Mathilde sah durchs Fenster, und es kam ihr albern vor, wie Mia die Hühner mit einem mitgebrachten Spaten vertrieb, das Stroh ordnete, die Rosen neu begrub und den frischen Hügel reinlich zuklatschte. Die verstreuten Halme sammelnd, drehte sie ein

Kränzchen, mit dem sie angelaufen kam und Frau Zinke hinterrücks krönte.

„Huch, Kind, was steckt dir doch für Wind im Kopf seit ein paar Wochen!“ fuhr die Überraschte auf. „Aber guck doch, guck doch, du bist gut, die Hühner sind ja schon wieder da! Husch, husch, und das soll helfen, nicht?“

„Wahrhaftig! Das ist eine Wirtin!“ strafte sich Mia lächelnd vor der älteren Freundin und beauftragte zwei Mägde, das Federvieh einzusperrern.

Dann ging sie auf Mathilde zu, reichte ihr die Hand und sagte:

„Mathilde, ich fahre ja gern. Ich freue mich schon darauf. Komm doch mit!“

Mathilde lächelte, drückte ihr die Hand und stand auf.

Spätabends ging sie auf dem Korridor an Frau Zinkes Tür vorüber, hörte diese drinnen das Lied vom Alter singen und klopfte, weil sie von ihrem Bruder und Mia wußte, daß es ihnen so gefallen hatte.

Ein sehr starker Geruch nach Riendl und trockenen Tabaksblättern durchquoll die Luft mit harziger Schwüle. Frau Zinke hatte ihre vielen, fast nie getragenen Winter- und Sommerkleider herausgeräumt und auf Tisch, Kommode, Stuhllehne, Fensterkopf, Fußboden ausgebreitet, so daß der ganze Raum farbig über-

schwemmt war. Auch altmodisches, doch kostbares Rauchwerk lag am Boden, so zwei offenbar ererbte Muffs. Frau Zinke, die Parfüms verabscheute, war nicht davon abzubringen, mit dem brutalen Riendl gegen die Motten zu Felde zu ziehen. Sie verstopfte den Armel einer Pelzjacke mit Tabak — übrigens Dreirüsener Ernte —, als Mathilde eintrat.

Die Gardinen und Vorhänge der Fenster sahen metallisch aus, weil blankes Mondlicht die Zwischenräume der großen Rosenarabesken wie mit kalt-silberner Einlegearbeit erfüllte. Die Lampenglocke glimmerte daneben graugelb.

„Darf man ein bißchen zusehen und zuhören, so spät?“

„Bitte, Goldenes! Recht, daß Sie mir Gesellschaft leisten kommen. Warum noch nicht zu Bett? — Die Ravage! Ich bin bis jetzt nicht dazu gekommen, die Wintersachen ordentlich einzupacken, und muß endlich einmal revidieren. Hübsch, was?“

Sie hatte behutsam ein zartes Mullkleid aufgenommen und hielt es Mathilde mit dem Gesicht einer Siebzehnjährigen vor, um es dann in den offenen Schrank zu tun. Dabei fuhr sie fort, das unterbrochene Lied zu singen.

Mathilde setzte sich auf die Kante des einzigen Stuhls, nahm einen Muff vom Boden und steckte

die Hände hinein. Sie wagte die dicke Luft nicht recht zu atmen. Sie kam sich in das zinn schwere und spinngraue Alter hineingesperret vor und fürchtete es. Oder war es der rauhe Daseinskreis des Zieglers? Jedenfalls war sie heut hineingesprungen, hereingerissen — und fand nicht gleich wieder hinaus. Das Lied machte sie traurig. Sie begriff mit einemmal Frau Zinke nicht; warum war die froh? Sie kannte ihr Leben nicht, wußte nur, daß sie aus vornehmer, verarmter Familie stammte und immer gedient hatte, aber es mußten doch wohl Schicksale da sein, die sie zu dieser Heiterkeit verklärt hatten. Sie sehnte sich nach solchen verklärenden Schicksalen und versann sich.

Auf einmal stand Frau Zinke vor ihr und forderte mit einem Lächeln und ausgestreckten Händen den Muff.

Kurz vor dem Einschlafen verschwand das Lied aus ihrem Bewußtsein, sie fühlte nun eine Gefäßtheit wie vor etwas Unabwendbarem, für die sie vergebens einen Grund suchte, und so schlief sie ein.

Siebentes Kapitel

Mias Reise wurde nun nur noch eine Woche aufgeschoben, die mit Vorbereitungen hinging. Kranebuhl blieb vom Felde und schleppte treuherzig Koffer, Frau Zinke Kleider. Mia selber, aus plötzlicher Erwartungsfreude träge, saß auf einem Stuhl dabei und schwazte. An die Thür des Wohnzimmers hängt sie ein Schiefertäfelchen mit Griffel, wo jeder aufschreiben sollte, was ihm an Einpackenswertem tagüber einfiel. Aber niemand außer ihr notierte etwas. Sie schrieb: Blusen — Schirm — Sperrgucker — und weil das Vergessen dieser Dinge ihr so sehr zu befürchten schien, setzte ihr Vater ein paarmal Scherzhaftes hinterdrein, heute: Augen und Nase — gestern: rechtes Ohr, linkes Ohr.

Diese Vorbereitungswoche war für Mathilde ein langes schwermütiges Ereignis: sie erkannte, daß ein einziges Wort die Freundschaft zerstört hatte.

Auch sie half Mia, besorgte für sie, was fehlte, steckte ihr Buchstaben in Rot und Grün, riet ihr, freute sich mit, — allein das Freundwillige ihres Wesens wurde ihr selber peinlich. Es rang sich jedesmal los. Doch Mia dankte ihr und küßte sie. Mias Vater und die anderen lobten sie. Da ging sie, am letzten Tage vor der Abfahrt Mias, hinauf in ihr

Zimmer und weinte, dann in den Park, um den See herum und in den aufschragenden Wald.

Der war schwarz; die dicke Pracht des Rauhreifs war aus den lastenden Gehängen der Kiefern getaut, so daß er welk und unverklärt dastand. So hatte sich etwas in ihr geändert. Sie hatte bisher Mias Leben wie in ein Kristallbad in sich hineingenommen, doch jetzt war sie voll trockener Kälte und schlaff. Durch ein Nichts? Durch ein Wort . . . ?

Als sie ein Weilschen gegangen war und schon die weißen Chausseesteine durch das Stammdickicht schimmerten, fand sie ein altes Weib, das einen Sack mit Moos vollgerupft hatte und darauf ausruhte. Die Arme hingen ihm in den Schoß, eine weiße Haarsträhne hatte sich bei der Arbeit losgelöst und fuhr im Wind am Gesichte hin und her. Die Augen der Alten waren stier, sie sahen ins Leere, die Lippen zuckten und bewegten sich fortwährend. Sie schüttelte und wackelte mit dem Kopfe.

Sowie Mathilde näher kam, fing sie an zu murmeln:

„Nun hab' ich sie nicht mehr, keinen einzigen.“

„Was ist Ihnen, liebe Frau?“ fragte Mathilde die Alte, ergriffen von deren einsamem Kopfwackeln.

„Ach, wissen Sie, das ist dreißig Jahre her. Die vier Ältesten sind mir damals gestorben, vier Edhne. Der fünfte war der Andreas, das war der Jüngste.“

Andreas Barth, der Meister. — Der Joseph, das ist nicht mein Kind, nein, das ist nicht mein Kind. Aber die vier dazwischen hat alle der Tod genommen, alle als ganz kleine Jungen. Da auf Euren Kirchhof haben sie die Kinder getragen. Vier Gräberchen haben sie mir gemacht. — Wissen Sie, Fräulein, ich mußte weg. Und meine Schwester wohnt sehr weit. Krankheit hab' ich da durchgemacht und das Feuer und den Prozeß, wie sie kamen und gingen. Nicht zur Besinnung gekommen ist man. Mit einmal war das Alter da, fragst du von wo, frag.

Und die Gedanken sind schwach. Aber die ganze Zeit über, rein wie ein Glück, hab' ich die vier Gräber gesehen. Wissen Sie, wenn man so simliert und in den Himmel sieht und da oben mit eins die Erde . . . siehst du.

Da kommt am Montag früh der Brief von Andreas . . . und auch, daß die alten Gräber sollen auf dem Kirchhof umgegraben werden. Da muß ich vorher hin, denk' ich, und mir ist rein dumm.

Aber jetzt?"

Sie wackelte wieder langsam mit dem Kopfe.

„Ich komme: meine vier Gräber sind grad eben fortgeschippt, die Erde umgegraben . . . und die Knochen von den vier sind auf einem Fleckchen vermengt . . . Ich sieh' denn auf dem glatten Kirchhofsand, und

ich sah die Knochen an . . . meine Kinder sind mit einmal weg, ich weiß mit einmal nicht, wie sie ausgesehen haben, kein einziges nicht . . . ich weiß nicht, wie sie geheißen haben . . . Ich bin die Mutter davon, Fräulein . . . aber wenn ich früher in den Himmel gesehen hab' oder in den Ofen, und die Erde da war und die vier Gräber: ganz genau mit Gras und den Totenzwiebeln und der Numero, da hab' ich . . . meine vier Kinder noch gehabt.

Ich hab' bloß die vier Hügelchen angeplinkt, und denn wußt ich alte Mutter . . . bis ich durch das Tor geh' und sie die Knochen vermengen: da sind keine vier mehr, auch nicht einer . . . nicht!

Die Knochen sind wie von Raß und Hund.

Nischt! . . . Was soll man machen?"

. . . Sie schwieg, und der Wind spielte mit der weißen Haarsträhne langsam hin und her. Nach einem Weilchen begann sie wieder:

„Ja, Fräulein, Sie weinen darüber. Ich kann nicht. Und Sie sind doch eine Fremde.“

Mathilde weinte mehr: sie sah sich in einem Spiegel und dunklen Wort.

Hier hatte wenigstens eine wirkliche Verwirrung die Ordnung aufgehoben, das war so lächerlich klar. Dieses alte, halbbldde Weib war plötzlich gezwungen worden, seinen Schatz im Geiste zu suchen, an den

sie blind, visionenblind, geglaubt und der doch längst verdunstet war.

So hatte bei Mathilde ein Wort, das ernst mit dem Leben machte, die Larven des Lebens zerstört, die um sie gestanden; ein einziges, gleichgiltiges Wort: „Reise!“

Sie hatte darin den Ziegler nachgeahmt. Es kam nicht aus dem Vorläufigen, Launen: es drang aus dem ganzen Wesen. Die Lüge darin war kein Verdruß, keine flüchtige Not, sie quoll aus dem ganzen aufgerissenen Leben, das tiefere Freundschaften, tiefere Beziehungen zu Menschen suchte, und das nun in der Lüge steckte. Darum war über das Lügenwort nicht hinwegzukommen, und Mia, und wer in Dreirußen zu Mia in Beziehung stand, war fremder geworden. Aber Mathilde erschrak, wenn sie in ihrer Tiefe nicht bloß das Verneinende, sondern auch alles Frohe und Gütige sich machtvoller regen fühlte.

Doch sie begriff ihre Ergriffenheit vor der Alten nicht, sie ahnte nur im Schicksal dieser Beraubten etwas wie ein Gleichnis.

„Sie weinen — ich kann nicht,“ wiederholte die Greisin schlicht und hart.

„Aber ein einziges Wort?!“ schrie Mathilde beinahe. „Kann es alles, soweit Sie sehen, alles entzwei brechen? Begreifen Sie das? Wer sind wir denn?“

Die Greisin sah sie ohne Verständniß an und meinte wohl, auf eine Frage müsse man immerhin antworten.

„Ich bin die Mutter von Andreaschen,“ sagte sie, „von Andreas Barth, dem Meister. Nämlich er hat sich eine neue Kuh gekauft, und ich hab' ihr's Moos zur Streu gesammelt . . . richtig, das hab' ich ja, und ich muß machen.“

Sie sackte auf und ging.

„. . . Menschengelbeine mit einmal wie Knochen von Raß und Hund?“ rief ihr Mathilde halb fragend nach.

Während sie heim ging, kam ihr im Nachklingen des Kirchhofsmärchens noch deutlicher das Oberflächliche ihrer Bünde mit den Menschen zum Bewußtsein. Nur den einzigen Blutsverwandten, ihren Bruder, der ihrem augenblicklichen Gesichtskreis etwas entzogen war, glaubte sie tief zu lieben, und sie wollte ihn noch fester halten. Wen sonst wohl? Sie mußte doch mit Menschen leben!? — und wollte es.

Von Christian dünkte sie sich gelbft.

Ihre verstorbene Liebe war der erste Stein zu dem, was nun schon Lawine war. War sie vergessen?

Christian Klingspiel schwebte und webte für Mathilde auf Dreirußen. Freilich lebte sie mit ihm in den

Wurzeln, die sie nicht betasteten, zu denen sie kein Licht hinabsenken konnte.

Die Ecken der Möbel atmeten ihn nach langem Hinschauen aus. Er schien versunken unter die Lenne, auf der die Dreschflügel ihre klimpernd-schwere Musik holperten, — denn Mathilde lauschte auf ihn.

Und das Pferdewieher in den Ställen schien ihr manchmal wie das Aufschrecken vor einer Gestalt im Dunklen.

Doch bis zur Höhe des Bewußtseins mit ihrem aufmerksamen Licht durfte er nie aufsteigen.

Am Tage vor Mias Abfahrt nach Blankenburg sah sie ihn bei Hermann. Weil der Zug bereits sehr früh ging und man ihn zu versäumen fürchtete, nahmen Mia wie Eysedirk und Mathilde, die ihr das Geleit zum Bahnhof geben wollten, für die letzte Nacht in Klingspiels Hotel Quartier. Da offenbar Herr Eysedirk seine Tochter den Nachmittag über noch für sich allein haben wollte, so besuchte Mathilde währenddessen ihren Bruder.

Sie war nicht lange dort gewesen, als Christian Klingspiel schellte. Er sah blaß und verlegen aus, was an diesem Menschen zum Lächeln aufforderte, entschuldigte sich, sagte, daß er sich unwohl fühle und

eben einen Arzt auffuchen wolle, und fragte, ob er Hermann und seine Schwester dann ein Halbstündchen besuchen dürfe.

Er ging wieder und traf sich in der nächsten Straße mit Dora.

„Was ist denn wieder Dringendes?“ fragte diese lachend.

„Zum Arzt.“

„Zum Arzt?“

„Ja. Ich möchte ihn doch noch einmal wegen der Narbe da fragen, ob alles in Ordnung ist. Ich denke mir — ich habe nämlich ein klein bißchen Angst. Also heute früh — ich habe mich gewaschen, reibe noch mit dem Handtuch übers Gesicht und gehe dabei ans Fenster, weil doch in meine Schlafstube die schönste Morgensonne sieht. Da ist doch — ich kann es dir gar nicht beschreiben — da sind alle Gegenstände draußen so, als wären sie weit weg mit einemmal, farblos verschwommen, neblig . . . einen Augenblick lang bloß. Du kannst mir glauben, daß ich nicht wenig erschrocken war, und wenn ich jetzt auch ruhig bin und mir die Sache mit irgendeiner Unregelmäßigkeit im Blutumlauf erkläre, will ich doch lieber ganz vorsichtig sein. Also du willst mich zum Arzt begleiten, ja? — Na, red' doch!“

„. . . o Gott!“

„Warum?“

„Nichts. — Du meinst, daß die Störung mit der Narbe zusammenhängen könnte?“

„Bewahre! wo werde ich das direkt glauben! — Ich erinnere mich übrigens, vor vielleicht acht, zehn Jahren beim Rücken den Kopf dick voll Blut bekommen zu haben, da war auch alles so lila. Na!“

Als sie ins Wartezimmer gelassen wurden, bat der Arzt gerade den letzten Patienten zu sich.

Sie legten ab und setzten sich, ohne zu sprechen. Der Raum lag im Schatten. Zwischen Garderobenhalter und Kleiderschrank befand sich eine in vier Glaskästen untergebrachte Schmetterlingsammlung. Ein feierlich verwitterter Steinbalkon hing über einem oden, schwarzen Obstgarten.

„Ach, sieh mal,“ sagte Christian und trat an die weißgelackte Balkontür. Sein Finger deutete auf einen hellblauen Streifen Confettiband, der eine Apfelbaumkrone im Zickzack überbrückte und dessen Enden im Winde hüpfen. Ein kürzerer, karmesinroter Fegen kreuzte ihn.

„In diesem schwarzen Garten,“ sagte Dora. Sie konnte sich aus ihrer bedrückten Einsilbigkeit nicht aufzwingen, Christian schien durch sie beeinflusst, doch als er dem Arzte folgte, der mit einer kleinen Verbeugung im Türspalt erschien, rieb er sich lustig die Hände.

Und Christian war bleich, als er zurückkam. Sein Blick flackerte und wagte nicht haften zu bleiben. In-
dessen, während er beim Anlegen von Überzieher und
Hut schwächtigen und selbstgewissen Schrittes hin und
her ging und wiederholt einen Finger auf das Glas
der Schmetterlingskasten tupfte, da schien er nicht um
seine Gesundheit besorgt, sondern weit mehr verlegen,
daß er sich anderen vielleicht als ein Mitleidheischender
präsentieren sollte, fast als dürfe er ein Unglück darum
nicht annehmen, weil auch das ihn vor anderen aus-
zeichnete.

Dora wagte nicht zu fragen und atmete dankbar
auf bei Christians Bericht.

„Er hat gesagt, es ist nichts weiter zu befürchten. Ich
soll durchaus beruhigt sein — eventuell wiederkommen.
Dora!“ Er blieb stehen. „Ich habe den Kerl doch
angesehen, und wenn er mich beruhigt, braucht er
doch nicht diese Handbewegung zu machen! So —
noch viel ungeschickter und gezwungener. Das war
eine verfluchte Handbewegung, Dora! — Wenn man
einen beruhigt, macht man solche Handbewegungen?“

Er war in ratloser Erregung.

„Ich will ihn noch einmal fragen gehen, wenn
du erlaubst,“ sagte Dora. „Ich sei deine Freundin
und müsse wichtiger Umstände halber genau wissen —“

„Ja, bitte, tu' es!“ rief Christian drängend und

eilte, als wolle er seinem Unbehagen entfliehen, ohne weiteres hastig zur Ausgangstür. Er ließ sie offen, denn zwei neue Patienten waren auf dem Korridor.

Als Dora nach ihrer Unterredung mit dem Arzt in das Wartezimmer trat, war sie ein wenig langsamer als vorher. Auch sie betupfte die Schmetterlingskasten und zog, in Überlegen versunken, die Form eines der prachtvollsten Seidenflügelpaare auf dem Glase nach. Dann drückte sie die Stirn an die Balkontür, folgte dem Zickzack des verirrtten Papierbandes und hörte ein Weilchen die Konfettilustigkeit hinter sich in den Zimmern des Arztes rauschen. Was sollte sie draußen sagen? Um keine Handbewegung zu machen, hatte sie schon jetzt die Hände in die Taschen ihres Täschchens gesteckt.

„Also ich weiß nichts weiter, als was du schon weißt,“ sagte sie auf der Straße zu Christian, der auf dem seitwärts gekippten blauen Wagen eines kleinen Jungen kniete und ein Rad anstößeln half. Er mochte sich bei Doras Ankunft durchaus nicht umdrehen, doch hörte er ein Weilchen zu hämmern auf und blickte gekrümmten und angespannten Körpers vor sich nieder. Nach Empfang der Auskunft klopfte er fröhlich das Mädchen dem Buben vollends fest, richtete sich auf, schüttelte Dora die Hand und sagte:

„Ich danke dir vielmals.“

Sie gingen schweigend nebeneinander her.

„Nun Adieu, Dora!“

„Was, Christian, so plöglich? Mitten auf dem Wege?“

„Ja, Adieu, Dora!“

„. . . ich höre, was du meinst.“

„Ja, auf immer.“

„Warum so plöglich, du?“

„Ich fürchtete Schlimmes, und nun ist es gut. . . Ich bin ihr sehr dankbar dafür.“

„Was faselst du nur?“

„Ich?“

„Sie kann doch nichts dafür, daß es gut abgelaufen ist.“

„Ich bin ihr aber doch dankbar dafür. Ich muß!“

„Wär's nun anders geworden?“

„Auch dann wäre ich von dir —“

„Adieu, Christian!“

Und als er allein weiter ging zu Hermanns Wohnung, dachte er, durch den Abschied von Dora sei die Beschwerung eingetreten, die er für die Hingabe an Mathilde erwartet hatte. Und doch glaubte er auf etwas noch warten zu müssen, — um dann vielleicht sich auch von Mathilde zu wenden. Plöglich überkam ihn dies.

Mit gewaltsamem Zurückdrängen hastig herausbrechender Reigung stand er Mathilde gegenüber.

Sie hatte schon seit Christians Anmeldung, seit einer halben Stunde am Gitter des Balkons gelehnt und hing in diesem hoch über dem Strome und der weiten, mit vielen fleißigen Windmühlen besetzten Ebene jenseits. Hermann las hinter ihr in der Stube Zeitung. Zum breiten Balkon waren die zähen, schwarzen Adern wilder Weinstöcke wohl zwanzig Meter hoch aufgehörtet. Sie überbogen eine Eisenstange, die vom ausgereckten Arm eines Mannes noch gerade zu erreichen war, und betasteten mit ihren letzten Zweiglein über den Balkon weg die ersten Dachziegel.

Während Christian neben Mathilde stand und sie so fest und so gleichgültig aneinander vorbeiredeten, beklemmte eine würgende Erwartung beide, denn ihnen beiden war, als hätten sie Schlimmes begangen. Ihnen beiden mußte etwas zustoßen im Balkon, diesem Käfig aus Stein und Eisen, der vom Weine wie von krampfzuckend erstarrten Armen eines schwarzen Polypen eingeklammert war.

Nur ein solches Gefühl verband sie, während übrigens Christian nach den Eindrücken der letzten Stunden und den gegenwärtigen sich wirklich von allem sondern zu müssen glaubte, und Mathilde, vor Christians Kühle fliehend, nur wieder bei leerem Stolze Schutz suchte.

„Nicht wahr, Herr Lichtwarf?“ sagte Christian

öfter als nöthig und brach gegen Hermann dann immer in ein langes Gelächter aus. Als ein Herr nach Baumeister Lichtwardt fragen kam, verabschiedete er sich und ließ einen trüben Widerhall zurück, der sich von den Wänden zu Idsen schien und wie aus gewundenen Felsenfernen zurückgelangte.

Mathilde blieb, während diese Echos sie durchschauerten, auf dem Balkon, solange Hermann drinnen mit dem Herrn sprach, und der Wappenkopf der Zeitung, eine schwarze Schloßsilhouette, zauberte sie in ein Verließ banger Stimmung. Die Windmühlen drunten in der Ebene standen still und hingen, beschwert mit ihren Steinen, Rädern und Flügeln, wie Kletten im Gewand der riesigen Schatten, die aus den Weiten und Breiten der schwarzen Äcker hochquollen.

Als Hermann zu Mathilde trat, war er froh und glühend erregt. Joseph Barth war bei ihm gewesen, bei dem er doch die vielleicht tiefsten Kämpfe seines Lebens gekämpft hätte. Hermann sollte ihm einen neuen Betsaal bauen, weil der alte stockig und gar zu versteckt und verachtet gelegen wäre und der Klang des Posaunenchores darin erstickt und entstellt würde. Hermann freute sich der Aufgabe, weil er sie in ihrem spezifischen Geist zu Idsen und sein Können daran zu entwickeln hoffte, ganz abgesehen davon, daß er einer

ernsten, liebgehegten Erinnerung ein Denkmal aufrichtete.

In Mathilde schoß die Gestalt Andreas Barths auf, und das Gefühl seiner Feindschaft gegen Joseph wucherte in ihr. Wenn Andreas Barth erfuhr, daß Joseph ihren Bruder ebenfalls in seine Gunst zurückzog! . . . Wenn Andreas Barth, wie der Prediger schon voraus bestimmt, diesem die Steine brennen mußte, wie er sie ihm als Kind geschleppt! Hermann schien Mathilde auch dem Hasse des Zieglers verfallen. Aber, merkwürdig, diese Entdeckung erfüllte sie mit keiner Besorgnis für Hermann. Was konnte ihm auch wohl der Zorn eines ihm so untergeordneten Menschen wie des Zieglers anhaben! Doch hatte sie nicht eben gar gewünscht, er möchte ihm etwas anhaben können? Ihm, den sie in ihrer Liebe festhalten gewollt? . . . Nein, ihre Seele hatte sich wohl nur mit der Gestalt des Zieglers, die so großen Eindruck auf sie gemacht, wie immer ein wenig tiefer beschäftigen müssen. Sie ahnte nicht, wie sehr sie dem Ziegler verflucht war. Je jammervoller sie sich fühlte, um so tiefer sank sie bei ihm in Schuld, und sie konnte überhaupt vielleicht nur dadurch bis auf ein schönes, dankbares Angedenken von ihm frei werden, daß ihr Leben auf glückliche Höhen stieg. Und der Ziegler ließ sie auch heute nicht los; ihr schien Hermanns Begeisterung

läppisch — was konnte dieser Joseph Barth und seine Lehre sein! Die Bestätigung ihrer verborgenen Furcht, Christian wiche ihr aus, und die Traurigkeit darüber verhärteten sie noch mehr.

„Es war meine tiefste Zeit,“ wiederholte Hermann.

Gewiß, gewiß eine Quacksalberei! dachte Mathilde. Sie wies Hermanns Freude über den Bauauftrag innerlich ab und verglich die weichliche Anwendung mit der tüchtigen Härte des Zieglers.

Hermann sagte: „Morgen abend hat Joseph Barth Weihestunde in seinem alten Saal. Das ist etwas Furchtbares. Es kommt auch nur einmal, höchstens zwei- oder dreimal im Jahre vor. Es ist eine Fahrt in die Unterwelt, in schlagende Wetter. Da habe ich aber als Gymnasiast — Wollen wir beiden hingehen? Willst du das Innigste und Ehrlichste meines Weges sehen?“

Mathilde stimmte sofort zu. Im Verborgenen lauerte sie schon, auf Untiefe zu stoßen. Die Urteile, die sie im Ziegeleibezirk eingeatmet hatte, konnte sie nicht wieder ausstoßen.

„Was ist dieser Herr Barth denn für ein Mensch?“ fragte sie.

Sie besaß nicht mehr die Achtung vor Hermann, um seine Worte wie die des andern zu wägen, sie

hörte nur halben Ohres an, was Hermann so warm hersprach, wie sein Herz gerade war.

Er schätzte Joseph Barth als einen der höchsten Menschen, die er kennen gelernt hatte. Diesen unehe-lichen Sohn eines ländlichen Hand- und Scharwerkers umgab adlige Vornehmheit. Ernst in seinem Wesen, war er froh in seinen Äußerungen; mit heißer Seele großen Ideen anhangend, blieb er persönlich stets zurückhaltend. Ein kluger, vielseitiger Geist als Leiter, Organisator und Arbeiter in seiner Gemeinde, widmete er sich dem einzelnen schlicht und scheinbar müßig. Mit dem Blick für das Wesentliche begabt, wußte er zugleich aufopfernd und anspruchslos zu sein. Als Begeisterter Gottes ein magischer Redner, der trotz einzelner Verstöße gegen die Grammatik auch Dunkelfstes überzeugend groß und lichtklingend darstellte, hörte er alltags lieber zu und achtete dabei liebenswürdig und sorgfältig auf das augenblickliche Behagen seines Gastes.

„Bist du unwohl, Mathilde?“

„Warum?“

„Du bist blaß. Deine Augen sind zu groß, und wenn man das von dunklen Augen sagen kann, auch blaß.“

Achtes Kapitel

Mia fuhr, von fröhlichen Wünschen geleitet, ab, bevor der Morgen graute.

Bis gegen Abend blieb Mathilde mit Hermann zusammen, ohne an ihm wieder erwarmen zu können. Dann brachen sie zu der Weihestunde auf. Während Mathildes Erwartung fast peinlich gestiegen war, hatte Hermann an die Andacht tagüber nicht gedacht und erläuterte der Schwester erst unterwegs ein wenig die Sekte für entschiedenes Christentum. Er sagte:

„Sieh, darum sind sie so stark, weil sie die Kraft ihrer Idee nicht mit dem Leben ersticken. Sie suchen ihre Gedanken nicht umzusetzen in Fleisch und Holz, in Kinderbewahrung und Hurenrettung. Ihre Organisation ist nur ein Ding nebenbei und hat mit ihrem Gotte nichts zu tun. Sie singen beispielsweise schöne Ehre, aber es kommt ihnen dabei wirklich mehr auf guten Gesang als auf den Preis Gottes an, und daran haben beide: Loben und Singen, einen großen Vorteil. Sie arbeiten in irdischer Weise, darum tun sie's gern und gründlich. Sie bekehren nicht. Nur in den Versammlungen, wann ihre Verbindung gleichsam geldst und jeder isoliert ist zu seinem Gottgedanken, lassen sie ihr einsames Wort und die Ahnung wirken. Und erst in der Höhe der reinen Idee treffen

sich die Erwählten wieder, ohne mehr bestimmte Individuen zu sein, denn das hört ja in jeder großen Seelenhöhe auf. Sie wissen, daß solcher Stunden im Leben nur wenige sind. Das ehrliche Bewußtsein davon schneidet Prahlen, Proselytenmacherei und Kommunismus ab. Das Wesen des gottschaffenden Menschengedankens ist, daß er sich mit demselben Gedanken in einem anderen Menschen nicht mischen kann. Aber die Summe dieser isolierten Gedanken ist dennoch eine Potenz.“

„Eine Summe, die eine Potenz ist?“ fragte Mathilde spöttisch. „Das ist ja ein ganz verhuschtes Wunder.“

„Wie alle Wunder, die wirklich geschehen,“ antwortete Hermann. Dann sprach er nicht mehr, sonst würde Mathilde durch solcherlei Betrachtung der Erscheinung vielleicht für diese selbst in ihrer harten Existenz, wo alles Flickwerk ist, blind.

Sie kamen an die Toreinfahrt, die über einen holperig gepflasterten Erdbuckel auf den Hof führte, wo der Saal an das linke Seitengebäude angebaut war. Über dem Tor sog ein vergoldetes Hufeisen den ganzen sterbenden Abendglanz ein wie ein Magnet; es wies auf die große Schmiede hin, die auf der rechten Seite des Hofes ihre Tore weit offen hatte. Ein wildes Gepanke, untermischt mit Schimpfen und Fluchen, hallte bis auf die Straße. Und über den

Betsaal her, von der anderen Seite des drüben vorbeiführenden Quergäßchens, antwortete ein ebensolcher Lärm. Die heimliche Gotteswelt lag zwischen zwei Schmieden, war umraffelt, unschrien, umstunken. An manchen Tagen saß die stille Baracke ganz im Nachen des Rauches, von brenzligem Dunste bedrängt und abends von unstemem Feuerschein beblutet.

Als Mathilde mit Hermann in die erste Tür linker Hand bog, um Joseph Barth vor der Versammlung zu besuchen, lachten die Schmiedegesellen ihnen nach, und der eine griff sich an die Nase, als wehre er üblem Geruch. Für Mathilde wurde der Bruder, der diesen Weg als einen seiner wichtigsten oft getan hatte, von vornherein fremder und unverständlicher.

Sie gingen die läuferlose Treppe hinauf und traten in eine große, teppichbelegte Stube. Joseph Barth, ein schlanker, bärtiger Mann von blasser, doch nicht ungesunder Farbe, hieß sie froh, beinahe fröhlich willkommen, und ebenso seine Frau, die im Hintergrunde des Zimmers einen Kinderwagen sanft hin und her gefahren hatte, und die, weil sie guter Hoffnung war, im Gesicht fleckig und abgezehrt ausah. Beide gaben sich völlig unbefangen und sprachen munter von ihrer Arbeit her, die Frau vom Kutschieren ihres Fuhrwerkchens, Barth aus seinem Papierwinkel. Er zog

von einer Hektographenplatte die Notenabzüge eines Musikwerks, dessen Stimmen er nach der Partitur ausgeschrieben hatte und für die Mitglieder seines Chors vervielfältigte. Auf Tisch, Fensterkopf und Stühlen lagen die nassen Blätter herum. Es war verwunderlich, daß die leisen Worte im wütenden Geklapper von draußen her so gemächlich und verständlich blieben. Von der Weihestunde war nichts zu spüren.

Erst ganz kurz vor dem angesagten Beginn kamen vier junge Männer und baten um das Harmonium, das nur zu den Andachten aus der trockneren Privatwohnung Barths in den nassen Saal getragen wurde. Barth verabschiedete sich mit flüchtigem Kuß und Händedruck von seiner Frau und bat sie, das Papier, wenn's getrocknet wäre, zusammen zu legen, nahm eine Bibel und nickte Hermann und Mathilde in leiser Freundlichkeit zu, sie möchten nun folgen.

Im Saale reicheten ihm viele Bekannte die Hand. Die Versammlung zeigte fast keine Muckergestalten, den Frauen fehlte alle nonnenhafte Süßlichkeit, und auch unter den Männern hatten nur wenige verbissene, eiferische oder verschwommene Gesichter mit kranken Augen. Hermann und Mathilde setzten sich recht in die Mitte der Gemeinde. Während Barth dem Podium zuschritt, wurden die Gespräche abgebrochen, und auch

das Eisenklirren draußen war mit Feierabend verstummt.

Weil die eigentliche Weihestunde ganz im Dunklen abgehalten wurde, waren die Wand- und Kronleuchter gar nicht erst angezündet worden, sondern sechs kleine blaue Kerzen brannten am Pult in sandgefüllten Gläsern. Den dunkelrosa Anstrich der Wände verdüsterten große Nässeflecken, die keine rechte Grenze hatten und für Mathilde gespenstische Tiere wurden, die nach Moder rochen. Hin und wieder reckte sie den Hals nach den schwarzen Wandplakaten mit frommen Inschriften in kaltem, spitzigem Silber.

Das Podium bedeckte eine hellblaue Tuchdecke mit dickarmigem weißem Kreuz. Joseph Barth schlug dort die Bibel auf, setzte sich dann aber ans Harmonium und spielte ein geistliches Volkslied, zu dem sich ein mehrstimmiger Gesang ausbreitete. Die kunstfernen Leute fanden das Herz solcher Weisen leichter als das mancher archaischen Choräle und bekannten dies ohne Scheu durch gute Lat. Mathilde beschlich nur die kümmerliche Harmonikaseele der höchsten Register des Instrumentes, und nach ihrem Getö'n sah sie in den weißen Flächen des Kreuzes eine Motte hin- und wiederfließen, und die Flügel des kleinen Tieres vergrößerten das Kreuz zu etwas Wüstem, Geilem . . .

Mathilde machte sich innerlich schwer, um als ein

Senfblei in die Tiefen Hermanns zu fallen, und sie glaubte sich schon über den Eingang seiner Unterwelten hinaus. Ihrer Seele und ihres Leibes über das Wort hinaus gewisse Sprache war: er ist grausam; um solcher Nichtigkeiten willen hat er mir die Fülle meines Lebens geraubt, die äußere, indem er die letzte materielle und psychische Kraft der Familie an sich sog, und damit die innere. Und ich hielt still in Ehrfurcht.

Dabei hatte sie Mühe genug, die Empfindung der Groteske zu töten, daß sie des Knaben Hermann innere Tiefe hier nach vielen Jahren handgreiflich packen wollte.

Joseph Barth stand aufrecht am Podium und las die Worte:

„Mache dir einen Kasten von Tannenholz und mache Kammern darinnen, und verpiche sie mit Pech inwendig und auswendig. Und mache ihn also: Dreihundert Ellen sei die Länge, fünfzig Ellen die Weite, und dreißig Ellen die Höhe. Ein Fenster sollst du daran machen, oben an, einer Elle groß.“

Er ließ eine kurze Pause eintreten, raffte sich auf, und dann leitete eine Kraft von innen seine Gedanken und Bilder und füllte seine Stimme, die dunkel wie ein Gesang und vergraben scholl. Zu einem ersten Sinnbild wurde ihm das Fenster nach oben an der Arche, zum zweiten die Sintflut. Und aus dem schwarzen

Banken der Gewässer, die fünfzehn Ellen noch über die höchsten Berge stiegen, und dem darüber schwimmenden einsamen „Licht nach oben!“ wurde ihm ein rollender Psalm, der mit seinem dunklen Fluten Wehe schrie und brüllte — und mit einem rätselhaften, fernen Geleucht zwischen dem Wehe hin- und wiederstieg ohne Schaden. Barth verfluchte nichts und pries nichts an, er zeigte nur ein Grausen in seiner Pracht und eine gewisse Herrschaft darüber . . . Barths persönliches Leben stieg als eine Hymne empor, unbekümmert um Hörer und Verständnis, als bliese ein Gott seinen Sturm durch die Waldschluchten und es grunelten seine Gedanken an den Rändern, wo sie strichen.

Als Joseph Barth geendet hatte, flüsterte Hermann Mathilde zu: „Wundervoller Mensch!“ und ließ seine Blicke über das viele Augenleuchten rings im Saale schweifen. Mathilde sah blicklos in die Flächen des weißen Kreuzes.

Eine furchtsame, düstere Stille trennte in allen Besuchern die Rede von der eigentlichen Weihestunde. Auch Joseph Barth stand steif und steil und sah schräg gegen die Seitenwand.

Dann erhob sich in der drittlezten Bank ein kahlföpfiger Greis, schritt an das Podium und hauchte langsam eine Kerze nach der anderen aus. Als das vierte und fünfte Licht geldscht wurde, erbleichten und

erstarrten viele Gesichter, ein Greis und ein Mädchen weinten die letzte Flamme an, als wäre ihr Erlöschen der unbegreifliche Abschied zu einer schleudernden Todesfahrt. Mathilde sah noch das verlegene, furchtsame Verzerren steinerner Lippen ins Breite, hatte die Empfindung, als pochten und zischten doppelt hurtige Lebensmaschinen inwendig in dicken, gelben Wachshüllen menschlicher Mumien, — da war es dunkel geworden. Neben ihr ließ sich ein junger Mann auf die Knie.

Sie erschrak und raffte in einem leisen Gefühl des Unbehagens ihren Körper gleichsam schmal zusammen.

Hermann hatte keine Acht auf sie. Er fühlte das Hausen und Blasen schwarzer Wetter über diesen Menschen. Sie hockten nun in der Arche Noah, die aber sank in gurgelnde Nacht. Er blieb völlig außerhalb mit seinem Seelischen, doch verkleinerte er sich in sein fünfzehntes oder sechzehntes Lebensjahr hinein, und in dieser Verzauberung noch eine Stunde zu leben, half ihm die Archenluft sehr. Die Seelen sogen sich, jenseits aller persönlichen Bestimmung, brünstig zueinander. Ihr Wille zum Gott lockte jede heraus in die Dunstzone, wo auch die anderen schon hockten. Die Seelen schlugen ihre sehnsuchtglühenden Glieder aneinander, schauerten davon, schlugen sie ineinander . . .

Das Seelische wuchs zusammen wie ein unsichtbares riesiges Tier aus einer Gallerte, innerlich stürmend vom vereinigten Geiste. So war einer — alle, ein kleiner Gedankenschmerz loderte so zu einem wahnsinnigen Hirnfieber auf, eine kleine Sehnsucht hob das einige Seelenwesen mächtig wie einen hausgroßen Raubvogel.

Zuerst stand in einer Ecke ein junger Mann auf, um betend vor den vielen Ohren seine Sünden zu bekennen. Das große Wesen hörte etwas Geisterndes, sich Mitteilendes, keine Worte hörte es, es vernahm sich wie ein inwendiges Zucken seiner selbst. Und umblasen von dem naßstockigen Geruch, von der Wärme der eisernen Öfen und dem Menschendunst erregt, kam das schwere, schlafartige Atmen, das Weinen des einen Organs in diesem Wesen, das Seufzen eines anderen. Das Betende zählte auch Kleinigkeiten an Verfehltem her, intim und spitzfindig, und seine Stimme, mit ihrer so tief in hundert verdammenden Herzen durch unsichtbare Schnüre verloteten Furcht und Demut, machte alles wirklich unrein. Die Bitte aber, trotzdem Gottes teilhaftig zu werden, war dann von einer Leidenschaft wie das Hüpfen eines Gebirges einem magnetischen Glanz entgegen. Allein noch waren die Last und der Geruch der Menschlichkeit nicht ganz überwunden. Als das erste Reden des Nächigen

stumm geworden war, quälte sich wie ein unbändiges Wühlen der Wettstreit zwischen vier oder fünf Organen durchs Dunkel, die laut werden wollten und sich über die allgemeine Last der Besudelung nicht ermannen konnten. Endlich brach eine helle Stimme hervor, aber sie wurde schnell von einem Weinen erstickt, das zuckend, laut und namenlos wehvoll über die Haut des ganzen Unförmigen sich verlor.

„. . . o Gott — du Gott, — ich habe ja —“
so zuckte und rüttelte das Inwendige des Saales.

Und viele Amen schauerten.

Es schurte wie Lumpen auf Sand. Bekenntnis rann in Bekenntnis, es knackte wie ineinandergerungene Finger. Es war ein verzweifelter Aufbruch des Tiers ins Weglose, hinaus aus allem Raum. Wehe denen, die zu hart waren und keine Organe wurden und zurückblieben, abstürzten und winselten . . .

Mathilde blieb zurück, aber kalt, und ein immer größerer Ekel vor dem, was sie hörte, übernahm sie, und doch mußte sie mitseufzen und mitweinen. Sie glaubte auch zu sehen, wie dort einer wie ein Tier die Hände zwischen Weine und Knie preßte, die Fersen ergriff, ihre Knochen durch das Leder zu quetschen suchte und heulte . . . heulte. Mehrere krümmten dermaßen den Körper nach vorn, daß wohl das Rückgrat am Brechen sein mußte. Fast alle sanken von den Bänken,

um zu knien, und drückten wie unsinnig die Köpfe auf ihre warmgesehenen Sige. Dicht neben ihr stopfte einer die Hand in den Mund und glogte blöde. Viele knieten in kleinen Kreisen familienartig einander zugewendet, und alle standen doch wieder wie durch einen wurmartigen Zickzack in Verbindung. Die Motte, die im Kreuz gekreist hatte, schlug Mathilde mehrmals an den Kopf und riß sie weiter fort aus dieser Gemeinschaft.

War sie der Hypnose einer ungeheuren Beflecktheit nicht völlig entgangen, so blieb die allmählich aufwachsende Magie ungeheurer Hoffnung an ihr ganz unwirksam. Sie sah mehr und mehr ein lächerliches, entwürdigendes Spiel mit dem Wahnsinn. Ihr war so, als hätte der Bruder hierher ihr Leben geschleppt, und sie weinte mit, als hätten diese Leute alle etwas aus ihr und trügen es in ihrem Irrsinn weit fort in einen großen Sumpf der Beflecktheit. Dies war das Jenseits, wo sie den Bruder richten wollte. Der Spruch wurde ihr leicht . . .

Aber der seelische Klumpen im Saal wurde allmählich fester, mächtiger, einiger, herrlich aus sich selbst. Er brodelte schwer wie aufkochendes und zischendes Metall in einheitlichem Rhythmus. Noch immer wieder schmolz ein einzelner auf und schmolz mit einem Röcheln, zitternd, schnurrend oder weinend

in das Ganze hinein. Alle Körper waren nun vom brausend Seelischen umronnen und taub gemacht. Bewegungen geschahen vergessen, abgrundtief unter dem Gottwachen und stießen irgendwo aus unmeßbarer Ferne das Wesen an wie eine fallende Klobe Holz oder wie ein Knall.

Und der siedende Klumpen stürzte hinaus ins Ewige, süß grauensvollen Sturzes, wie ein Meteor, das sich vom Rande der dunklen Erde hinausstürzte in den Weltraum: wollüstig rast es ins Bodenlose, aber mit der jubilierenden Gewißheit, ganz fern draußen aufgefangen zu werden in einem namenlos weichen, seligen und blaulichten Element . . . Vielleicht aufflackernde Fragen: was weiter? wehte der Sturm des rasenden Falles aus. Die zurückgelassene Erde aber blinkte nicht mehr im Hirn dieses Meteors und war, als könnte sie nie mehr gefunden werden.

Die nun apathisch vor sich niederglögten oder sich das Taschentuch in den Mund stießen, erlebten das nicht. Die waren verloren und vergessen auf einer Planke über dem Bodenlosen aufgehängt, den Strick um den Hals, und konnten nicht ersticken.

Hermann war in seinen Erinnerungen auch bei der damals für ihn entscheidenden Stunde.

So hatte er hier vor Jahren als Sekundaner gesessen, bedrückt so sehr, daß er immer noch einen vor-

beten ließ, und noch einen . . . und noch einen . . . bis die Klagen schon seltener wurden und die Weihestunde sich zum Ende neigte. Er hatte geknecht unter dem Bedürfnis, zu bekennen . . . noch nicht! . . . noch nicht! auch der Weihe theilhaftig zu werden, und geknecht unter der Last der Scham, bis er sich endlich erhob und mit dünner Stimme eine jugendliche geschlechtliche Verfehlung eingestanden hatte.

Erschöpft, schwindelnd vor Schwäche, hatte er sich auf die Hände gestürzt wie ein Hund und geharrt, während die Gläubigen aus dem Saale gingen und ihn mit Füßen trafen: keine Weihe war gekommen. Er hatte sich in der Umgegend der Stadt umhergetrieben und getaumelt, gierig, krank nach Gott, von ihm verschmäht und auch aus seinem Selbst verstoßen, zwischen ewigem und leiblichem Sein ein Nichts. Abends im Bette begann er sein brünstiges Beten wieder. Er schlief mit zwei Pensionären zusammen in demselben Zimmer. Er schämte sich, daß die weltfrohen Kameraden sein Ringen sehen und bespotten könnten, und schämte sich noch mehr seiner Scham, rang auch unablässig mit dem Wunsch, sie gleichfalls zur Bekehrung zu vermahnem, beschimpfte sich leise und unflätig, daß er dies nicht vermöchte, und lechzte dann wieder in brünstigen Bitten. Als er die Kameraden schließlich schnarchen hörte, kniete

er empor. Zufällig öffnete der Pensionsvater die Thür und ging mit der Lampe hindurch. Bevor Hermann erwägen konnte, ob er aufrecht im Bette dem Blicke standhalten solle, hatte er sich zuckend feig hingeduckt. Wieder im Dunkel, erhob er sich von neuem in die Knie, elend schon vor Kasteiungen wegen seiner Feigheit und Menschenfurcht, in Pein und Qual ob seiner fauligen, unausrottbaren Verstocktheit, kroch, zwängte sich ins Bodenlose, ins harte Dunkel, als müßte ein Mühlstein aus eigener Kraft an einer glatten, steilen Wand himmelhoch hinanklimmen. Sein Atem pfliff, sein Herz jankte in den Ohren, Speichel tropfte auf seine Hände, die an den Kugeln der Bettpfosten zitterten und glitschten, sein Körper duckte sich hin und her, selbst die Bauchmuskeln, die seine Eingeweide konvulsivisch nach innen preßten, begannen zu schmerzen. Sein Winseln schrie schon kraftlos auf — da erwachten die Kameraden und fragten verschlafen, was ihm sei. Ungeachtet des erneuten Schrecks und der erneuten Scham verharrte er in seinem Troß nach Ekstase, kniete vor ihnen, betete laut vor ihnen . . . in ein schäumendes Klirren der Ohren hinein und in ein windartiges Brummen, das im ganzen Körper zu wohnen schien.

Noch ein paar Sekunden, da schoß hinter seinen zugepreßten Augen ein Funkenirrgarten zusammen,

gelbgrün, meilengroß, aber seltsam gegliedert — er brach um. Fast tat es wohl. War das Licht Gott oder seine Ohnmacht? Damit war das Bewußtsein verschaufelt.

Dann folgte wochenlange Krankheit, in der er mit frivoler oder schläfriger Gleichgültigkeit gegen sein vordem einzig erstrebenswertes Glück dalag, bisweilen auch wohl in leiser Bitternis. Und plögllich — ja plögllich lag der Kampf wie in rotrünstiger Ferne, war, wenn er die Augen schloß und horchte, nur ein seelenloser Widerhall.

Nach jenem Licht seiner Nerven, das er für Gottes Angesicht gehalten, hatte er nun das Rosenfenster des Kirchturms zu bilden versucht, so wie der gelbgrüne Kleeß ihm vorschwebte. Schauer waren oft über seine Haut gelaufen, wenn er in dem Gedanken schwebte, er werde entweder das Bild seiner Ohnmacht oder das Bild seines wahnschaffenen Gottes aufmauern. Oder suchte er eine Erinnerung, ein Sehnen im Stein festzuhalten?

Er entschied vor sich: wie das Urbild meine Ohnmacht war, so ist das Abbild nur ihre Wiederholung auf anderer Stufe. — —

Ermattend rieselten die Verzückten langsam zurück ins Leben.

Joseph Barth sagte einfach: „Laßt uns nun gehen!“

Er entzündete keine der Kerzen mehr, sondern schritt zum breiten Thor und öffnete. Das Abendlicht sprang herein wie ein fahles Gigantengesicht.

Ohne zueinander zu sprechen, gingen Hermann und Mathilde im Schwarm hinaus, über die steinernen Ragenbuckel der Loreinfahrt und durch die wenigen Straßen bis zur Haustür Hermanns. Die Stadt hing leer und erstorben herab vom Domkoloß, über den wie aus einem Krater schmutzige Wolkenpüffe aufstiegen.

„Willst du noch immer den Saalbau übernehmen?“ fragte Mathilde, stehen bleibend.

„Gewiß. Nun erst recht.“

„Ist es nicht geschmacklos?“

Neuntes Kapitel

Gutsbesitzer Eysedirk erteilte Hermann die Vollmacht, den Ziegelkauf zwischen ihm und Joseph Barth zu vermitteln. Hermann konnte am besten abschätzen, was und wieviel erfordert wurde. Er kam eines Mittwochs mit Joseph Barth heraus und holte Mathilde ab, um mit beiden auf den Ziegelei-hügel hinüber zu gehen und dort gleichzeitig geschäftlich und besuchsweise vorzusprechen; denn er wußte durch Mia und Eysedirk, daß heute der Hochzeitstag ihrer geschätzten Zieglerleute zum siebenten Mal wiederkehre. Sie brachen auf, als drüben gerade in mehrere Flammenschlünde des Ofens Kloben zum großen Feuer eingeschoben wurden.

Bei jedem Brande waren die Zieglerleute Barth festlich gestimmt, alle drei. Sie sorgten sich wie der Künstler um sein Werk um die 30000 Steine, die gleichmäßig hart und rot werden und wovon höchstens 2500 springen sollten. Von Anfang an standen sie zurüstend im halb in die Erde gegrabenen Ofen, jeder in einer der langen schmalen Feuerbahnen, und stapelten die Ziegel auf ihre hohe Kante, peinlich auf gleichmäßige Zwischenräume achtend, worin die geheimnisvolle rote Hitze auf und ab klettern und ihre Farbe einbrennen würde. Sie hörten Karren um Karren

auf dem schrägen, wankenden Brett zu sich hinab-
 quiettschen, hochbeladen — endlich mit Dachsteinen
 und Firstpfeifen, die ganz oben ausgebreitet wurden.
 Dann untersuchte Barth noch einmal rings die Grund-
 mauern des Ofens, zog die Einkarrbohle aus ihrem
 Loch und mauerte dieses zu. Zeremonids tranken dabei
 er und seine versammelten Mitarbeiter einen rotge-
 färbten Schnaps. Holz wurde eingeschoben, und zwei
 Nächte und zweieinhalb Tage brannte das „kleine Feuer“,
 um zunächst die letzte Masse an sich zu saugen, bis
 dann die Steine, flach umgelegt, oben mit Bracken
 bedeckt wurden, um dem Sturme des großen Feuers,
 seinem Donnern und brühendtroffenen Backen zwei
 Tage und Nächte standzuhalten, und nur, wo sich
 oben gar zu Glühendes zeigte, linderte man durch
 Lehmschüttungen.

Als Hermann, Mathilde und der Prediger Joseph
 Barth eintrafen, wühlte sich gerade der erste struppige
 Rauchberg des großen Feuers schwarz hervor und
 überbreitete das ganze Ziegeleigehöft, lastende Ballen
 um sich selber wälzend. Es roch nach siedendem Kien
 und Harz. Blasse und feurige Stellen zitterten im
 Rauche gleich offenen, dämonischen Tierrachen überall
 durch. Über dem Ofen, von den Mauern weit ge-
 trennt, auf vier bröckelige Pfeiler erhdht, schwebte das
 Dach, windschief, nach innen rund verbogen und allent-

halben schadhast. Jetzt schien es sich aus dem Rauch emporarbeiten zu wollen und schwankte und schwamm darin bald wie ein platter gespenstischer Walfisch, bald wie ein ungeheurer Wasservogel. Hinter dem Ofen stand, erbaut aus breiten, schleirig durchsichtigen Lichtbäumen, eine himmelhohe Pyramide, deren Basis weit wie der Horizont war, und auf deren Spitze in perlmutterglänzendem Weihdampf die Sonne verborgen lag wie ein heiliges Idol. Die ganze Erscheinung glich einem riesigen heidnischen Altar.

Um den Ofen lief der kleine Paul, der sich zu seinem Flügeln eine Menge Weidenpfeile mit Pechköpfen gefertigt hatte und sie probierte. „Vater, wohin soll ich schießen?“ fragte er stolz, daß alle es hörten.

„Schieß Köcher da in den Rauch!“

Der Knabe nahm das ernst und richtete seine Pfeile gegen die großen grauen Schwaden und den unbeholfenen Riesenvogel darin.

Die Ankommenden gratulierten den Zieglerleuten zur Wiederkehr des Hochzeitstages, — feierlicher, als sie gewollt, da sie gemessen empfangen wurden. Der Hüne Andreas Barth hatte offenbar von dem geplanten Saalbau erfahren und stellte sich vor Baumeister und Prediger, als wären sie ihm nicht willkommen. So geriet denn gleich Hermanns als Scherz überlegte Hochzeitsansprache ins Gravitätische.

Er hatte der naheliegenden Anspielungen halber eine Sanduhr für die Küche als kleines Andenken mitgebracht. Aus der oberen Glasblase in die untere floß roter Steingries, und mit rotgemustertem Tapetenpapier waren die das Glas umgebenden drei Holzsäulen und die beiden Holzkreise beklebt, in denen jene endeten.

„Ja ja, Herr Baumeister, Sie haben recht,“ erwiderte der Ziegler auf die Anrede, „man sieht die Sekunden sich durchs enge Schlupfloch würgen. Wie viele sind das schon, Marie, daß wir zusammensitzen?“

Frau Barth indessen antwortete nicht darauf, sondern lud ihre Gäste zu einer Erfrischung ein.

Man blieb draußen. Die Fenster standen offen, so warm war der Tag, und zudem heizten die drei Ofenschlünde Luft, Bäume und Wasser an, daß der Teich und die Erde dufteten und die dünnsten Knospenzweige schlaff herabhingen.

Der Tisch bestand aus einem auf vier Pfähle genagelten, ungehobelten Brett, hatte auf beiden Seiten ebenso einfache Bänke und war längs der rechten Hausseite aufgeschlagen. Die zwei gelbweißen Kaffeedecken fielen über das schmale Brett weit herunter wie Trauerschabracken. Altes Kürbiskraut quetschte sich zwischen Hausmauer und Bank hervor, und man konnte sich darum nicht anlehnen.

Weil im Gespräch weder das Erinnerungsvolle noch das Schwankhafte noch sonst etwas flecken wollte, lenkte Hermann es aufs Geschäft, und es schwirrte bald von Brunnenziegeln, Bracksteinen, Hunderten und Tausenden. Als Mathilde nun sah, wie der Ziegler ihren Bruder mit langen Blicken festhielt, verstand sie, daß seine offenbare Verstimmung nicht nur von dem Gefühle rühren konnte, er, hier ein freier Meister, müsse dienen Gedanken und Plänen, die ihm verhaßt waren. So war es an jenem stürmischen Begräbnisnachmittag nicht gewesen, so war es heut' — am wiedergekehrten Hochzeitstag! erst recht nicht. Mathilde sah wieder sein starkes Sehnen aus der kleinen Ehe den nächsten, wenn auch merkwürdigen Weg nach dem Herrenhaus hinüberziehen und in ungeklärtem Zorn das Nächste packen.

Sie zögerte, einen Briefgruß von Mia an Hermann zu bestellen, weil dieser durch ein immer angelegentlicheres Gespräch mit dem Prediger ohnehin den Ziegler beiseite gedrängt hatte und von dem Vereinsamten bereits mit bleischweren Augen bewacht wurde. Sie fürchtete sich, diesen Koloss von Kraft noch mehr gegen den anderen zu drängen, der ihr Bruder war, wuchs aber selber immer unruhiger und wollüstiger in die Vorstellung eines Kampfes der beiden hinein, während sie der plaudernden Zieglerin

unter „ja“ und „nein“ zunichte. Endlich holte sie den Brief aus der Tasche und sagte:

„Übrigens, Hermann, Mia — sie schreibt zuerst, daß es ihr in Blankenburg über die Maßen gefällt, und fügt dann diese Nachschrift zu: Gestern verirrete ich mich zum erstenmal auf dem Eichenberg — so genannt von den Buchen, die ihn radikal bewachsen haben. In den hohen Bäumen verlor ich alle Aussicht und im immer tieferen Laube jeden Weg. Da fand ich merkwürdigerweise in einen Stamm geschnitten die Buchstaben H. L. — Hermann Lichtwarf natürlich. Ist dein Bruder mal hier gewesen? Grüße ihn doch herzlich.“

„Danke, danke, das freut mich aber sehr,“ sagte Hermann.

Die Zieglerin rutschte unruhig auf der Bank hin und her, ihr Mann saß still und scheinbar unberührt eine ganze Weile und sah in das Qualmen um das Dach des Ofens und um die Spitze der immer mehr vergeisternden Lichtpyramide. Dann zerrte etwas das Fleisch und die Farben seines Gesichtes langsam tiefer in die Knochen, sein Mund rundete sich zu tonlosem Pfeifen, er stand auf, steckte die Hände in die Hosentaschen und ging dem geduckten Qualmen entgegen:

„Was willst du da?“ fragte seine Frau.

Er antwortete überlaut und gereizt: „Wenn du

'n Braten auf'm Feuer hast, kümmerst du dich drum oder nicht? — Die Herren sind ja auch beschäftigt.“

Hermann horchte gar nicht auf. Er zeichnete Skizzen in sein Notizbuch für Joseph, der beim Zuhören doch Zeit fand, der Zieglerin freundlich zuzunicken.

Diese führte Mathilde ein wenig auf und ab und bestätigte Mathildes Ahnungen völlig. „Helfen Sie doch,“ sagte sie. „Er hat's auf Joseph, er hat's auch auf Ihren Bruder abgesehen — nein, nein, nicht bloß, weil der und baut dem Joseph den Betfaal. Nehmen Sie nicht übel, Fräulein Mathilde, der Mensch ist eifersüchtig. Fräulein Mia hat ihm den Kopf verdreht. Das Bauen ist das wenigste. Seien Sie aber ja bloßchen still. Neulich abend, sehen Sie, vor ihrem Fahren, wird ja Fräulein Mia den Paulchen abbringen vom Unterricht, und sie nabert mit uns dies und jenes, und wird ja gehn. Na gut. Ich geh' in die Küche, sehe nach dem Herd und will gerade die Lampe anstecken. Da steht der Andreas hinter mir, still am Herd, und nimmt mir die Feuerzange aus der Hand, kriegt mich von hinten zu packen und trägt mich wie ein kleines Kind hin und her, sagt aber nichts dabei und guckt mit starren Augen immer an die Decke und setzt mich auf seinen Schoß. Das Herz steht mir rein still. Wissen Sie, da sah ich schon . . . Und wie nicht gescheit drückt und küßt

er mich und lacht und ist gut zu mir, daß ich zum zweitenmal den Schreck krieg und stück und rufe: „Andreas!“ Da antwortet er wie betrunken immerzu: ja, Andreas! — Andreas! Na, was, Andreas! — und kommt ins Schreien. Als ruft er sich selbst wo aus'm Keller oder aus'm Brunnen.“

Die letzten Worte zitterten in ein furchtsames Weinen hinüber, doch schrak sie sofort in ihre Fassung zurück, weil Andreas schon wiedergekommen war. Der kleine Paul, an der Sehne des Bogens zerrend und dazu taktmäßig auf einem Beine hüpfend, folgte ihm.

Der Ziegler rief den beiden über die Skizzen Gebeugten zu:

„Na, Joseph, ist dein Stall bald fertig?“

Der Prediger sah ihn tief an, sagte aber nichts.

„Was meinen Sie?“ fragte Hermann verdutzt.

„Ob der Viehstall bald fertig ist,“ schnarrte Andreas brutal durch die Zähne, „für die Hammel Gottes.“ Er hob bebend einen Stein auf und schleuderte ihn wieder auf die Erde. Der Stein schien mehr durch den Haßblich der Augen als durch die Muskelkraft zu fliegen. Mathilde erbangte nun doch.

„Herr Barth, diese häßlichen und unverständigen Eifererworte hätte ich Ihnen nicht zugetraut,“ sagte Hermann ernst und ruhig, „aber sprechen Sie sich doch aus.“

Andreas Barth stand wie ein Gefangener vor seinen Blicken still. Er zwang sich zur Ruhe . . . Mathilde ärgerte sich, weil Hermann ihn in diese Lage gebracht. Nach schimpflicher Pause sagte der Ziegler:

„Was hat das Gebete und Gebabble denn für Zweck?“

„Andreas, du willst uns heute nur nicht verstehen,“ sagte Joseph begütigend.

Wieder stand er im Schweigen wie in einer langen Schande. Er drehte sich dem kleinen Paul zu, vor dessen stillen, klaren Blicken er sich am meisten schämte, und schrie ihn an:

„Was willst du eigentlich?“

Der Knabe hielt ihm stand und erwiderte:

„Ich weiß nicht, wohin ich nun schießen soll, Vater. Gib mir doch den Clown mit dem offenen Mund vom Bord in der Stube. Er ist ja von Eisen, ich mach' ihn bestimmt nicht kaputt. Ich möchte ihn so gern in den Mund treffen.“

Der Ziegler folgte unwillkürlich dem Blick des Knaben durchs Fenster und triumphierte dann spöttisch:

„Den Clown mit dem offenen Maul nicht! — Marsch, hol' dir das Bild dadrüber!“

„Andreas, das laß ich nicht zu!“ schrie Frau Barth auf.

„Das werden wir ja sehen!“

Joseph aber sagte zu dem Knaben: „Du mußt dem Vater gehorchen. Hol' dir das Bild des Herrn Jesu und schieß danach.“

Darüber ergriff den Ziegler eine solche Wut, daß er wie ein wildes Tier die gekralzte Faust dem Knaben über der Schulter in die Kleider schlug und ihn in die Stube riß. Die anderen sahen ihm nach und wollten ihn gewähren lassen, solange er dem Kleinen nichts zu Leide tat.

Er stieg auf einen Stuhl und riß das Jesusbild, einen in schwarze Leisten gefaßten einfachen Holzschnitt, von der Wand. Einen Augenblick lang versuchte er, den Rahmen nach hinten umzubringen, aber das Holz widerstand. So schüttelte er das Bild ohnmächtig-wüst nur ein paarmal auf und ab und sakfermentierte:

„Erst wollen wir ihn mal ordentlich schütteln, daß ihm all die Motten aus dem Bart fallen. Das Paack! das Paack!“

Dann ergriff er einen Stuhl mit der einen Hand, packte Paul und das Bild mit der anderen und stolperte hinaus.

Im Nu stand der Stuhl wie eingerammt und das Bild gegen seine vorderen Füße gelehnt.

„Los, gut zielen!“ rief er Paul zu und weidete

sich an dessen Angst, während ihm die Augen, wenn er sie auf die anderen richten wollte, durchaus den Dienst versagten.

Der Knabe warf seine sechs Pfeile neben sich, nahm einen auf und legte ihn fest an . . . Tränen standen in seinen Augen, er biß sich ingrimmig auf die Oberlippe, als würde er hier zu seiner Beschämung schau gestellt, denn der Besuch war aufgestanden und alle sahen gerade ihn an.

Das Glas splitterte vom Bilde herunter.

„So, tüchtig! Schnell! Gleich noch einmal!“ schrie Andreas Barth, fuchtelte wild mit dem aufgesehenen Pfeile und zerknickte ihn. Der zweite Pfeil flog Christus in den zarten Vollbart, dessen spärliche Haare gelockt waren und aussahen wie feine, auseinandergezogene Drahtfedern.

„Nu vorwärts, eins, zwei, drei!“ geiferte der Ziegler mit überkreischender Stimme und schüttelte die Stuhllehne mit beiden Fäusten, als sollte sie ihm zersplittert vonhanden spritzen. Er wütete, weil er in Josephs und viel mehr noch in Hermanns Blicken seine völlige Unterlegenheit fand und in sinnlosem Überbrausen, mit irgendwelch übel riechenden Unflätereien sie abschütteln mußte. Durch Hermanns Augen dünkte er sich abgestraft wie ein Schulbube . . . und Mathilde schämte sich für ihn. Da ihm der Knabe zu langsam

war bei Zielen und Schießen, warf er mit dem Fuße das Bild um, so daß die graue Pappe obenauf lag, und hieb mit dem Absatz hinein, bis Staub und Erde durch die Risse und Löcher stoben.

„Nicht den hier verachte ich so,“ schrie er, „aber ich weiß, wen . . . Da, hängt's wieder an! Jetzt werd' ich nicht immer an die Scheinheiligkeit denken brauchen, wenn ich's anseh'. Und nu woll'n wir mal nach'm Ofen sehen, ob's glüht und man Lehm schütten kann.“

Damit raufte er am Bauch seine Hosen höher und verschwand wieder im niedrig streichenden, endlosen Qualm. Die himmlische Lichterscheinung war versunken, ein bleiches Schwanken nur bligte noch unter den Wolken.

„Wir wollen gehen, Mathilde,“ sagte Hermann streng.

Aber die Zieglerin bat inständig, sie möchten bleiben, entschuldigte ihres Mannes Reizbarkeit mit den Nachtwachen beim Brande und versicherte, ihm selber würde, was den Gästen an seinem Ausbruch peinlich und beleidigend sein könnte, hinterher innerlich siebenfach zur Qual.

„Ja, bitte, bleiben Sie!“ sagte auch Joseph Barth. „Er haßt mich nämlich so sehr. Ich weiß aber, daß diese Revolutionen aus seinem Lautersten dringen, wenn

sie auch verwirrt sind. Und heute hat es seine ideale Not und Raserei noch tiefer erregt, weil Sie auch irre gehen, Herr Baumeister, und Betfäle zu den Kirchen bauen. Ich bin überzeugt, da drinnen prasselt sein ganzer Steinregen schon jetzt auf ihn zurück. Er achtet uns im Grunde nur so sehr und hält uns bloß darum eines solchen Grolls für wert.“

Mathilde wollte einen Augenblick an diesem Worte glücklich werden, doch dann schob sich ihr besseres Wissen um den Ziegler davor. Nein, in solch einer Erklärung ihrer selbst lag für sie nicht der Weg zu Hermann zurück. Und sie erstaunte vor einer klaren Erleuchtung: daß sie alles Einzelne an Hermann, alles Tun und Reden heimlich ja doch liebte und darauf stolz war, und daß sie trotzdem Hermann als innerer Gesamtvision feind war.

Am meisten verwunderte es sie, daß er sich durch die bloße Macht seiner Gegenwart gewaltig wider den Ziegler erhoben und ihn in ein ohnmächtig überschlagendes Loben getrieben. Hatte sie doch in Andreas Barth etwas wie ein Vorbild zu eigenen Lebensmöglichkeiten gefunden! Ein Zittern drohte ihre inneren Verhaftungen zu spalten. Die Kettertat hatte ihr alles an ihm erklärt. Hatte er doch gleichsam mit dem Tode ringen und sich vor dem bewähren müssen — — eine stärkste Bewährung.

Frau Marie war mit den Resten des Jesusbildes kopfschüttelnd ins Haus gegangen, Mathilde folgte ihr mit Joseph Barth und Hermann in die Küche.

Die Zieglerin hob gerade einen Kochtopf und sah nach. Ja, es waren noch ein paar Stückchen der Pappe übrig, und die schwarzen Rahmenstücke lagen unverkehrt blank nebeneinander. Es war ihr unter dem Eindruck der Lat ihres Andreas peinlich, die mit den Bildresten gekochte Suppe zu essen, als sei Schändung und Frevel auf sie übertragen. Sie wollte das siedende Wasser ausgießen, aber wohin? Vor die Kuh — das war noch frevelhafter, und der Mais oder die Zwiebeln sollten daran auch nicht wachsen.

Sie lächelte, ihre Gedanken seien doch übertrieben in ihrer frommen Schüchternheit.

Unterdes trat ihr Schwager dazu und sagte, auf den Topf in ihrer Hand deutend: „Fehlt die Terrine, Schwägerin?“

„Ich wollte es ausgießen,“ sagte sie lächelnd, „guck ins Feuerloch: — weil es doch quanzweis mit dem Leib des Herrn gekocht ist.“

„Warum?“

Und er goß den Inhalt des Kochtopfes selbst in die Terrine.

Nach einer Weile kam der Ziegler herein, mischte sich ins Gespräch und gab sich plump und redlich

Mühe, unbefangen zu sein. Er hatte wieder Herrschaft über sich gewonnen, doch fühlte Mathilde, daß ihm Joseph gleichgültiger geworden war und daß er den Haß von ihm auf Hermann gewandt hatte.

Warum hätte sie für ihren machtvollen Bruder fürchten oder gar ihn bedauern sollen? Sie spürte nur ein Glück darüber, daß ihr das Wesen des Zieglers in seiner Beruhigung wieder gerettet war und fühlte mit, wie im Drängen und Dehnen des Hasses sein beklommenes Leben zu vollerm Atem kam.

Zehntes Kapitel

Der zehnte Juli war Konrad Eysedirks Geburtstag. Er feierte ihn als Mittsommernfest im Park, dessen Baumkronen dann wie sehr niedrige grüne Wolken schwebten, und wo sie nach dem Straßenrande überhingen, noch schlaffe Heubänder vom Fuderfahren im vorigen Monat trugen. Fast nur junge Leute kamen zur Feier, von den Gütern der Umgegend und aus der Stadt, zu Gartenspielen und Grillengeschwäg, wie der Hausherr sagte. Einen besonderen Reiz empfing dieses Geburtsfest dadurch, daß an diesem Tage — war das Jahr nicht gar zu grau gewesen — mit dem Roggenmähen begonnen wurde. Zum Sonnenaufgang mußte gedengelt werden, im Hofe knieten breit verteilt die vielen Schnitter und musizierten mit Stein und Stab an ihren Sensen, daß das blaue Dämmern widerhallte. Tagüber rauschte das Mähen von fern über den Park und sein Fest. Eysedirk pflegte seine Gesellschaft dann mitten in der Lustbarkeit um Schweigen zu bitten und, wenn das wohlklingende Sensensirren in aller Ohren war; etwa dies zu reden: „Fröhlich, meine lieben Gäste, die Sensenmänner gehen um, Schritt um Schritt zwar und sehr bedächtig, aber kriegerisch gestaffelt, und wer weiß wohl, wenn sie sich umdrehen, was sie für Bisagen haben. Prosit, meine Gäste leben!“

Diesmal wartete Eysedirk mehr auf seinen Ehrentag als sonst, weil Mia dazu von ihrem Blankenburger Onkel wiederkam. Er vermifste sie sehr, zumal Mathilde das fröhliche Mädchen nicht ersetzt hatte, wie dieses selbst und er gehofft. Mia war ihm nun einmal die leichteste Art von Wehmut über das Einwintern seines Lebens. Hermann wartete ebenfalls inniger, als er laut zugab, und der Ziegler wollte hinter seinem Schuppen stehen und nach ihrem Wagen ausschauen. Doch am meisten ergriff Mathilde Unruhe, stellte sie sich Mia wieder in Dreirufen vor, zwischen Andreas Barth und ihrem Bruder. So tödlich ihre Ahnungen düsterer Entwicklungen sein mochten — weil sie in die Gefühlsflugbahn des Zieglers verschlagen war und in ihm ihrem Bruder auch feindlich gegenüberstand, mußte sie einem innerlichen Raunen standhalten . . .

Weit mehr aber wartete sie auf den zehnten Juli um Christians willen. Er kam ja auch, und zwar um ihretwillen, wie alle mit heimlichem Augenblinzeln andeuteten. Sie hatte sich in hellfichtiger Ungeduld von ihm gewandt, doch nun, da ihr Leben abwartend fast still stand, quälten manche Stunden, in die sein Wesen gestaut schien, sie bis zum Aufkeuchen. Und als viele solcher Stunden wie ein vom beklommenen Herzen abgebeteter Rosenkranz davongeglitten waren,

stand ihr wieder etwas hinter den Dingen und Begriffen . . . und sie waren wieder nur blinde Gleichnisse . . . Vielleicht doch! jubelte es nun mitunter wieder.

Ihre innenwärts gefehrten Blicke wurden nach außen leerer und spiegelten daher die Menschen wie freundlichere Bilder.

Sie sah schließlich am zehnten Juli sogar mit herzlicher Freude die vielen Wagen vorfahren, und als einer gegen vier Uhr, um Mia, Christian und Hermann zu holen, abfuhr, dachte sie besorgt an allerlei Kleinigkeiten, an Staubmäntel zum Beispiel, die auf der schönen Rosenschaufler vor allem nötig seien.

Dann mischte sie sich klopfenden Herzens in das wimmelnde Leben im Parke. Weiße Schwüle lag wie in ungeheuren Ballen über den Lächern der Baumwipfel, — aber etwa eine Holztreppe hinaufzugehen nach einer Bretterdiele mitten in breitem Buchenbaum und so erhöht etwas Kühles zu sich zu nehmen, das half schon, und außerdem: leicht und jung und jung und leicht zusammengenommen, das ergab für den Parke eine einzige Juliseele, obwohl in seinem ernstesten Schwarz das bis zum See hinab verteilte Gesprenkel von farbigen Kleidern und bunten Kaffeedecken sich fast verlor.

Erst, als die Sonne ihre erste braune Untergangsz

schwermut in die Welt rollte, kam der Wagen mit Mia, Hermann und Christian. Die beiden ersten grüßten und sprangen heraus, der dritte, bleich fast wie sein weißer Sportanzug, winkte matt und lehnte solange zurück, bis er's ganz bequem hatte. Er hatte nicht auf Aldebaran geritten kommen wollen, und kein Vogel auch hätte wohl tandaradei gesungen, wenn er dann nicht anders als so ausgesehen hätte. Sein Gelber stolperte mit ihm nur selten einen langsamen Nachtwächterkreis um die Stadt, seit die Erscheinung, die von ihm den Gang zum Arzt und den Abschied von Dora erzwungen, sich wiederholt hatte. Das war vor drei Wochen gewesen. Gestern früh nun war sie zum drittenmal aufgetreten, und zwar unter starkem Brechreiz.

Mia lenkte natürlich die Aufmerksamkeit von ihm. Sie sah frisch aus, malte die Form aller Harzer Berggipfel in die Luft und wußte das Märchenhaft-Abenteuerliche einer ersten Gebirgsreise in ihrer drastischen Weise zu beleben und mitzuteilen. Eine ansehnliche Schar von Gästen blieb auf der Veranda um sie versammelt, die unter dem Lauschen neckte, aß, trank und Karten spielte. „Na, nachher weiter,“ sagte Mia, auf den Mauerklippen angelangt, „es wird bald dunkel, wer spielt polnische Reiter mit?“

Sie sprang auf und holte einen Karton voll

weißer Gummibälle, verteilte diese und stellte eine Reihe verzwickter, während der Reise erfonnener Spielregeln auf, gemäß denen die Bälle nach jener Kugel inmitten des walnußbaumumgebenen Rondells geworfen werden sollten. Mathilde tat bald als eine der Eifrigsten mit, weil sie die Empfindung hatte, gleichwie ihr Bruder beim Schneeballspiel im Januar, wirklich mehr und mehr in eine innere Welt von Sonnenschein hineinzuleben; und auch Christian warf leidenschaftlich seinen Ball und zeichnete sie weit vor allen aus.

Für ihn war ja Spiel seit je das Mittel, aus Finster- und Hintersinn herauszuspringen. Er hatte sich tief gesehnt, nach seinen fahrigen Wegen, nach den Mißverständnissen, Mathilde heute endlich sehr nahe zu kommen, und da er doch auch reden mußte, so war er zunächst von forcierterer Fröhlichkeit, die erst allmählich Natur wurde.

Und er konnte nicht in Mathildes Nähe bleiben, gab seinen Ball einem anderen, streifte unstät von Gruppe zu Gruppe unter den Bäumen, in den Lauben, rief etwas zu den Hochsitzern empor und pflückte im Vorübergehen ein paar Walnußblätter.

Er kam schließlich auch hinaus auf den Hof. Ein großer Rabe flog an ihm vorüber mit etwas Blankem im Schnabel und verschwand in einer großen Schwarzpappel, die am Speicher stand.

Und alsbald erhob sich in der Küche ein Lärm unter den Mägden, wohin denn ein silbernes Messerbänkchen, das eben noch dagewesen, im Augenblick verschwinden könne.

„Ich hab's nicht gestohlen,“ rief eine.

„Und ich nicht gegessen,“ eine zweite.

„Und ich nicht vergraben.“

„Und in meinem Strohsack steckt's auch nicht,“ eine vierte Magd.

„Warum soll solch kleiner silberner Strolch auch in den dunklen Unterwelten verschwinden, vielleicht hat er eine Reise in das helle Wetter gemacht,“ sagte Christian und steckte seinen Kopf zum Küchenfenster herein.

Der Lärm wurde still, und die Mädchen sahen ihn groß und dumm an. Nur die alte polnische Kinderfrau, aus einer Nachbarstadt vom Ablass heimgekehrt und noch in ihrem Staat, erzählte weiter von den ungezählten sündigen Menschen im Wallfahrtsort und den vierzig Priestern, die gekommen waren, um ihnen den Segen zu erteilen. Christian nahm ihre frommen Gedanken in seiner Weise auf und sagte:

„Die Ururgroßmutter von Dreirüsen wird wohl im Himmel ein Messerbänkchen nötig haben, und nun trägt's ein Bote mit so großen Flügeln hin. Was

meint ihr, Mädels, wollen wir mal versuchen, ob wir nachfliegen können?“

Eine lachte, die anderen grienten sich untereinander an. Die Kinderfrau war ärgerlich, daß keiner ihr mehr zuhörte.

„Kommen Sie also alle mit mir, und Sie, olle Babuschka, gehn zu Herrn Ensedirk und erzählen, wir machten eine Himmelfahrt. — Sie wollen nicht? Also, Engelbert, geh du!“ Der Knabe, der mit offenem Munde der erzählenden Alten gelauscht hatte, lief.

„Wo ist eine lange Leiter?“ fragte Christian, mit den Mädchen in den Hof tretend.

„Im Stall,“ antworteten ein paar.

„Wir wollen nämlich doch lieber nicht gen Himmel fahren, es ist so hübsch hier auf Erden,“ fuhr er fort, „sondern als die sieben Schwaben gegen das Ungetüm ausziehen. Wieviel sind Sie? — Ah, nur fünf. Und Mädchen zwar, auch nicht aus Schwaben wahrscheinlich, und der Spieß ist eine Leiter, aber was tun die kleinen Unterschiede? Bringen Sie also mal eine recht lange Leiter.“

Ein paar Knechte wollten helfen. Christian aber sagte: „Nd, nd, nd, sein lassen, es dürfen nur Weiber sein. Das sieht viel netter aus.“

Und so führte er denn seinen Schwabenzug wider den großen, breiten Baum am Speicher an. Aus-

gewürzte Buzen des Raben lagen reichlich darunter. Er ließ die Leiter aufrichten, der Rabe flog auf, flatterte ein bißchen hin und her und flüchtete sich dann ein Stückchen weiter auf das Speicherdach, von wo er mit nervösem Kopfdrehen den tdrichten weißen Menschen betrachtete.

Aus dem Garten kam Ensedirk, verschmigt lachend, auf Zehspitzen heran, hinter ihm Mathilde, Hand in Hand mit Mia, die ihr von ihrer Reise viel erzählt und sie recht aufheitern gewollt hatte, und ein ganzer Schwarm von Gästen, alle auf Zehenspitzen.

Sie suchten den eifervoll beschäftigten Christian zu beschleichen und schwiegen daher, dieser bemerkte natürlich ein so respectables Häufchen Schwarz und Weiß und Grün, tat aber, als ahne er nichts, und drehte sich, sobald er den ersten Fuß auf die Leiter setzte, ganz plöglig zu ihnen um und machte geheimnisvoll: „Pst! pst!“ und zischelte: „Gestohlen! gestohlen! faßt den Dieb!“

Da fing im Stall nebenan eine Kuh inbrünstig zu brüllen an, und ein ganzer Chor ihrer Schwestern fiel ein. Weil das eine gar wunderliche Begleitmusik zu dem geheimnisvollen Aufstieg war, hatte nun die burleske Laune keine Grenzen.

„Ach, du lieber Vater im Himmel!“ rief Christian und schlug drollig die Hände zusammen, als er hoch

in der grünen Krone wie ein weißes Sommergespenst ritt und mit den Händen über sich ins Nest faßte. „Du bist ein netter Kerl, du schwarzes Brüderchen da drüben! Der hat eingepackt! — die ganzen Schätze Dreirüsens und die auf zehn Meilen im Umkreis dazu. Nun aber fangen! Sie, Johann, halten Sie auf!“

Er winkte einem Knecht, der mit einem riesigen leeren Häckselkorb stehen geblieben war, und dieser hielt denn die riesige Öffnung gegen den Baum. Ein dünnes Schlänglein aus Silber, zum Fingerreif zusammengekniffen, flog hinein und verlor sich beinahe in dem weiten Schlund.

„Und nun, Fräulein Mieke, seien Sie nicht weiter um das Messerbänkchen traurig. Holla!“

Das Dienstmädchen, auf das er zeigte, breitete die weiße Schürze und fischte gleich darauf das blanke Ding heraus.

„Es kommt immer schöner,“ sagte Christian und setzte sich recht bequem zwischen die Äste.

„Wem gehört das?“ Und er hielt ein kleines Konfirmandenkreuz über sich. „Niemand? O, es ist sicher schon lange da. Regentropfen haben Augen darauf gemalt. Sogar ein grünes Federchen steckt unten wie ein Wblfchen aus dem eingebeulten Spalt heraus. Hohl ist das Ding und das Silber des umgeschlungenen

Rosenzweigs nicht gerade echt. Wie schwarz das schon ist!“ Dabei pugte er mit seinem Taschentuch an dem Goldschmiedewerkchen herum. „Also niemand will's? Bitte, Herr Rathsam.“

Und er warf es einem kugeldicken, rosenroten Herrn Nachbar zu. Alle gratulierten und lachten.

Christian sagte wieder über, sich ins Nest. „O, dies bleibt bis zuletzt. Aber es ist wohl leer? Nein, da noch. Ein ganz kleiner Silberldffel, eingraviert darauf eine Ranke.“

Mia fing den Ldffel und sagte: „Was nun kommt, weiß ich.“

Es überschauerte Mathilde süß, als sie ihr verlorenes Armkettchen sah, aber ihre Blicke gingen nicht nach diesem aus, sondern zitterten in Christians Augen, dem alsbald die krausen, bunten Reden stockten, und der nur noch einzelne Silben sprach, wie um nicht verlegen zu werden. Mathilde hob nur ein wenig die Hand nach der Kette und schwieg unter einem Lächeln, durch das doch allerlei schwere Heimlichkeit hindurchfunkelte. Mia hielt noch ihre andere Hand, hob sie an ihre Wange und sagte: „Siehst du, siehst du?“ Sie standen den anderen voran am Baum zu Füßen der Leiter.

Man hatte inzwischen eine rechte Rabenkraft angefangen im Schelten über den losen Dieb und rief

ringsum durcheinander: „Solch Halunke! Der schleppt ja halbe Zentner! — Man beherbergt Erzdiebe und weiß es nicht! — Der findet noch den Nibelungenhort!“

Mathilde drehte sich nicht nach dem Geräusch, sondern sah es mit an, wie Christian, schweigend gleich ihr, auf sie zu die Leiter heruntergeschritten, fast geschweht kam. Er blieb beim Steigen ihr zugewandt und stützte nur ab und zu die Linke rückwärts auf die Sprossen, während die hängende Rechte die Kette vergessen zu haben schien und bloß die blauen Augensterne betroffen-glücklich auf Mathilde flogen.

„Seht doch diesen weißen Melancholikus, mit berühmten Poeten zu sprechen!“ rief Ensedirk.

Aber Christian war nun unten, überreichte Mathilde schlicht die Kette, sie sagte leise: „Danke“, und dann schüttelte er ein gespensterhaft kühles, weißes, lähmendes Glück ab.

Das Rabengericht zerstreute sich, bloß von der Kinderfrau noch aufgehalten, die ihre Ablasserlebnisse durchaus erzählen mußte, obwohl sie zwischen Polnisch und Deutsch schlimm genug radebrechte. Viele der armen Pilger hätten auf dem Kirchhof geschlafen, auf den Bdden der Kaufleute, bei den Juden im Geschäft, ja auf der Straße — aber schon ging jeder der Zuhörer seine Wege, auch Christian und Mathilde, der eine rechts, die andere links.

Es dauerte indessen nur eine kleine Weile, so hatten sie sich im Park zusammengefunden — und weil viele zu Paaren und dreien schlenderten, so gingen auch sie dem beschaulichen Zuge nach. Das Sensesirren hatte aufgehört. Schließlich ließen sie sich in einer Laube nieder, deren Sprossenwände und Dach von alten Fliederbäumen umwachsen waren. Christian pflanzte einen mitgebrachten kleinen Walnußzweig in eine Ritze der hinteren morschen Bank. Wohl gegen hundert rote Lichtfigürchen wackelten noch in der Blätterwand dahinter.

Durch den Park begannen bald allerhand Farben zu glühen, und wer in seinen Waldgängen sich noch erging, sah jetzt rechts, jetzt links zwischen den schwarzen Stämmen einen dunkelgrünen oder blaurot gestreiften Flecken an den Borken haften wie einen ungeheuren Johannismurm, bald etwas wie einen tanzenden Schwarm dieser wohlausgewachsenen Sommergeisterlein. In den überdachten Lauben waren dunkelverglaste Ampeln oder zierliche Laternen eingehängt, die Hochsitz in den Buchen waren oben und unten umsteckt mit Lampionkugeln. Vor dem Eiskeller hatten sich ein paar Romantiker an ein offenes Pechpfannenfeuer gelagert. Rosinenfarbene Dunkelheit kroch dort hinter den grünen Lannengardinen. Die Wipfel, dunkelgraue Bausche, riesenhaft, wesenlos, eingetaucht

in das Blasse, hockten stumm über all den kleinen, lauten Menschen.

Man saß zusammen in Gruppen von sechs oder sieben, selten von einsamen zwei. Statt der Kaffeedecken waren Tischtücher aufgelegt, Geschirr klang und das Eis klirrte in den Sektköhlern. Mädchen in weißen Häubchen trugen warme und kalte Speisen anbietend herum und auf silbernen Tabletten Brötchen und Salate. Die eine sumgte durch den ganzen Park, kaum daß sie beim Darbieten ihrer Leckerbissen aussetzte, ein unsinnig trauriges Liedchen, das viele der Gäste belustigt hörten.

. . . Vergangen seid ihr allbeide im Leide,
Gedanken von Samt und Gedanken von Seide,
Bitter ist's wie Rosmarin.

Als der Rotschnabel an die Laube Christians und Mathildes schwirrte, waren sie gerade dabei, ihre Ampel anzuzünden, die, ein Sechseck mattfarbener Glasrauten, nun mit gefächertem Schein die Dämmerung und ihre Dinge blaute, gilbte, angrünte . . . Mathilde nahm dem Mädchen zwei Platten ab, Christian bestellte bei ihr Wein, dann, während ihr: „Bitter ist's wie Rosmarin,“ im warmen Dämmern verklang, standen sich Christian und Mathilde lange gegenüber in der Laube wie in einer magischen Laterne, horchend, immer tiefer horchend.

Sie küßten sich. Bei beiden war nun, als dränge sich unter endloser, nächtiger Last eine vernichtende Kraft hervor, die berauscht breithin flog, mit der Last davonstürzte, wer weiß wohin, sie schwang, freisetzte . . .

Da, weit hinten in der Vergessenheit des Kusses, erhob sich in Christian etwas Hartes, Drückendes, mit hastender Eile. Er ward davon im Nu wieder klein und nüchtern, fuhr von Mathilde zurück, öffnete die Augen . . .

Wie denn? er öffnete sie doch? Seine Sehnen zogen doch wie dicke Schiffsstränge, und es blieb dieses violett-bläuliche Leichenlicht in ihm, etwas wie ein weites Wasser, in dem er etwas wie bläuliche Eisblöcke unterschied . . . nein, wenn er sich Mühe gab, nicht. Dann kam in das Wasser ein großer Baum getaumelt und dann ein ebenso großes Gesicht, beide von schwarz-violetter Farbe . . . dann waren Mathilde, der Park und die Welt wieder um ihn.

Mathilde hatte den Kopf an seiner Schulter und die Augen geschlossen, er hielt eine Hand krampfzig am Tisch und die andere gespreizt auf ihrem Rücken. Sie hatte nichts gemerkt.

Sein Herz schlug.

Mehr als zwei Sekunden konnten seit dem Kusse nicht vergangen sein, in seinem Kopfe drehte sich ein geiles Schwindelgefühl, drehte sich zuckend schon in Brust und Magen, stieß . . .

Er würde sich gleich erbrechen müssen, er müßte gehen. Der Angstschweiß stand im Nu schlüpfrig an seinem ganzen Körper. Um sich nicht an Mathilde zu verraten, flüsterte er möglichst leise und im Schelmenton:

„Es ruft mich ja immerzu einer von den Herren da auf der Veranda, ich bin gleich wieder da. Einen Augenblick.“ Ungeschickt fügte er hinzu: „Ich muß mir auch eine Zigarre holen.“

Mathilde stützte sich glücklich benommen auf den Tisch und lächelte vor sich hin.

Er wischte still und verhalten langen Schrittes hinaus, aber sobald er irgend im Schutze von Büschen war, sprang er flüchtend davon. Nicht weit von ihm stand wie ein runder funkelnder Nebel ein Jasminbusch. „Man wird zum Schwein,“ murmelte er in größtem Elend, und dann nahm ihm ekles Erbrechen selbst das Grauen, und nur ein machtloser Zorn prickelte lahm auf den Poren der Haut, verrieselte in Angstschweiß.

Dann stand er da, schlaff, empfindungslos, aber grimmassierend, und stieß saure Luft durch die Nase.

Unter den Baumwipfeln stand schon Dunkel in runden Bulgen. Des Windes nebelhaftes Klimpern huschte irgendwo im Park, und nur manchmal ruckten die Bäume zu, als hätte wer in ihr weißes Mark gegriffen.

Ach so, ich wollte ja durchaus rauchen, ich muß ja zur Veranda, fiel es Christian ein, und dabei stiegen ihm die Tränen in die Augen. Er überlegte weiter: also nicht am Spieltisch anzünden! Als er mit den Herren sprach, konnte er sogar zwanglos fragen und schlagfertig antworten, denn er fühlte sich körperlich wieder ganz wohl und klammerte sich wie unsinnig an dieses eine, erste, vorläufige Wohlgefühl.

Erst als er wieder ging, erhob sich ein Frösteln in ihm: du bist sehr krank.

Jetzt hätte er lieber nicht zurück gemußt zu Mathilde, obwohl sie ihn und den ganzen Park auszufüllen und einzunehmen schien wie ein unsichtbarer Geist, sondern er hätte lieber im Augenblick sich aus dieser frohen Gesellschaft drehen mögen: lebt wohl! und vor den Kundigsten der Ärzte stehen. Eine berauschende und eine lähmende Schwermut rangen in ihm.

Er setzte einen Schritt vor den anderen, ohne Zögern, der Laube entgegen, er fieberte nach den wenigen Stunden mit Mathilde, nach der Qual dieser Süße, vielleicht würde er ja nie wieder so gesund . . . er mußte sich ihr anvertrauen, vielleicht . . .

Eine große goldene Ader zuckte in der Nacht, und als würde Blut in sie nachgefüllt, rollte es düster überm See. Die Schwüle brütete noch dicker und fader.

„Christian,“ flüsterte es ganz leise, beinahe wie ohne Mund und aus dem Inneren einer Seele, die zu schwer und zu versect war. Mathilde lehnte am Eingang der Laube.

Christian erschrak jäh. Sollte er diesen Laut mit gleichen erwidern, und nach immer innigeren Stunden die darin erwachte Welt von Lust dann abschütteln, so ging er daran zugrunde. Er mußte tun, als hätte er es überhört, und sagte, noch draußen, jenes Flüstern gleichsam haschend und überrennend, mit zitternder Gleichgültigkeit:

„Also nun wollen wir einmal eingießen und trinken, Fräulein Mathilde. Wir haben auf Ihr Wohl noch nicht angestoßen. Es ist also, während ich — — ist also der Wein endlich gekommen.“ Er trat in die Laube wie in ein Grab.

Er goß ein. Flasche, Gläser und sein Arm glommen ganz in der blauen Zone; das kalte Licht machte wohl dieses grünumlaubte Zelt für den ersten Augenblick so unbehaglich.

Sie mußten fleißig anstoßen! —

Etwas Bitteres kam in Mathilde auf. Trieb Christian mit ihr nur ein kleines Spiel? Wieder? So mußte sie sich bewahren. Aber sie spürte den Brodem seiner Nähe, und was seine, was ihre Seele war, wer schied das noch? Das war ein unsichtbarer Tanz, der beinahe auch die Körper ineinander wirbelte.

Trotzdem glaubte Christian genug zu tun, wenn er sie nicht mehr küßte und nicht duzte. Mathilde wiederholte in ihrem Innern immer wieder: dies ist mein erster Tag! Christian: dies ist mein letzter Tag. Beiden aber war es der glücklichste Tag ihres Lebens.

Und jetzt will ich reden! stachelte Christian sich.

Dann klappte ein Schweigen zwischen ihnen auf, und wurde es zu bang, stürzten ihre Seelen sich wütend entgegen. Dabei saßen sie, ohne sich zu regen. War Christian in seinem Ernst, so dachte Mathilde betäubt: er spielt! — spritzte seine Not in spielenden Worten bunt auf, so währte sie ihn im Ernst. Doch das gegenseitige Belauschen wurde immer schmerzhafter, bis sich Mathilde schließlich ihr Glück mit Trübnissen nicht mehr zerstören und Christian unmöglich noch in das Grab seiner Zukunft steigen konnte. So stießen sie zu jedem Schluck an und lachten.

Die Blige draußen ergrellten immer mehr, überleuchteten das Licht der Ampel, und wenn dann die stillen Farben wieder ihre Zonen aneinander gepaßt hatten, schummerten sie traulich und warm.

Weil ein schüttender Regen heruntergoß, flüchteten alle, die nicht unter einem Dache saßen, rufend, juchend und lachend, aber mehrere Lauben in der Nähe blieben hell, ein Trällern schaukelte herüber, Korke knallten, und verwehte Silben kamen wie Rufe.

Und unter dem Hinhorchen war doch ein Schweigen zwischen ihnen aufgestiegen, voll Dumpfheit bei Christian, voll herbem, räthselhaftem Allerleirauh bei Mathilde. Er verbog seine Gabel mit den Fingern, sie schaute den diebsgeschwinden Bligen nach.

Alles erbleichte zu falben Farben, und alles Weiche erhärtete, als sei eine Pappel ein langer, silbriger Stein, die weichen Rosenkugeln dort am Busch geschnitzt aus Korallen, der Jasminbusch eine eben gestürzte Meteorschlacke. Hatte der Blitz alles in seinen weißen Riesensack geschoben, so klipperte und klapperte es in hellem Krachen zusammen und brach wohl kurz und klein, bis dann das tiefe Donnern murrte, wie wenn im ausgehöhlten Raum eine neue Schöpfung hervorberste. Darauf aber brauste der Park; die Wipfel mit ihren Besen schrien gespenstisch im Chore: Bitter ist's wie Rosmarin! und schienen dieses Aufwimmern in eine immer größere Tollheit hineinzupeitschen. Darüber war wie mit eins Regen und Donner vertrieben. Um den bunten Pol der Ampel segelten weißgraue Schmetterlinge.

Kranebuhl und Eysedirk stolperten heran.

„So Arm in Arm,“ sagte Eysedirk. „Wir sind bezechet, Kranebuhl, was?“

„Na, ich glaube denn doch woll noch nicht, Herr Eysedirk.“

„Wenn Sie gestatten, ich glaube doch. — Aber freilich, Pontarlier ist es nicht mehr und Rotwein aus weißen Holzschuhen, juchhe! sprizte das an die Wand.“

„Und morgen konnte eine Kugel — fffft!“

„ne r-beliebige. Na, wissen Sie, was das betrifft — die Sensesmänner heißen nicht immer Müller, Kropatek und Schulze.“

Die Bezechten gingen vorüber, doch Mathilde und Christian waren so entsetzt, jetzt an die Sensesmänner gemahnt zu werden, daß sie sich erhoben und wortlos dem Hause zuschritten.

Ronrad Eysedirk und Mia, Frau Zinke und sogar Kranebuhl vereinigten ihre Bitten, Hermann und Christian möchten so spät nicht mehr abfahren, sondern wie schon einmal auf Dreirußen nächtigen. Zwei Fremdenzimmer seien für sie längst bereit gemacht, beide im Erker des Hauses. Im übermächtig aufschießenden Wunsch, Mathilde nahe zu sein, sagte Christian sogleich zu.

Raum hatte er die Thür hinter sich geschlossen und die Kleider abgeworfen, so quälte ihn die feige Furcht vor dem Losreißen, und hastig zog er sich wieder an.

Mit dem Wachsen des Glücks war auch das Anklopfen des Entsetzens gewaltiger geworden, das mdg-

licherweise in ihm wartete. Er empfand Grauen vor sich selber, am meisten bei dem Gedanken, er vertraute sich etwa seinen Bekannten an und die Einwohner der ganzen Stadt gafften ihm neugierig nach wie einem Gezeichneten. Vollends die Vorstellung eines Eingeständnisses vor Mathilde überwehte ihn todeskühl, nicht als fürchtete er sie zu verlieren, sondern als verändere er dadurch sie und sich und vergewissere das jetzt noch Unbestimmte. Floh er aber in die Residenzen, zu berühmten Ärzten, in die Welt . . . und verließ Mathilde hartherzig ohne Erklärung, so verlor er sie wohl wirklich — vielleicht, war aber auch frei zur Tapferkeit gegen sich, zum Versinken in seinem Verhängnis — oder zu Geduld und froher Wiederkunft. Dieser Ausweg war ihm der einzig mögliche, und den Blick darauf zu richten, stillte ihn ein wenig. Er war bald mit seinem inneren Zustande Monate weiter, und seine jetzige Umgebung, die Nacht mit ihren Dingen war träumerisch nur ihm noch einmal zugeschliffen aus den Dämmern des Vergangenen, und so auch seine eigene Gegenwart.

Er lehnte sich durch das offene Erkerfenster über den Park. Die Nacht war schon wieder schwül. Ein neues, tastendes Lebensfühlen war in ihm aufgegangen, zwischen Wollen und Betrachten, Handeln und Zusehen die Mitte. Und eben erst, beinahe noch zum Greifen

nahe, waren die schimmernden Gewitterstunden gewesen?

Er trat ins Zimmer zurück und ging auf und ab, immer schneller. Er riß sich einen Splitter an den ungestrichenen Dielen in den Strumpf, setzte sich auf den Bettrand und suchte den Splitter im Dunklen. Dann schien er zu vergessen, was er gewollt, machte die Thür auf, raffte die hinausgestellten Stiefel herein und ging, sie in der Hand behaltend, wieder auf und ab.

Dann trat er auf den Flur und klopfte an die Thür Hermanns. „Darf ich herein? Entschuldigen Sie die Störung! Darf ich so spät noch kommen?“

„Bitte,“ rief Hermann verschlafen.

„Gute Nacht.“

„Gute Nacht; was machen Sie denn?“

„Ich schwärme empfindsam.“

„So so.“

„Übel ist mir.“

„Was denn?“

„Ich war krank, ich habe geträumt.“

„Kann ich Ihnen nicht irgendwie helfen?“

„Wollen Sie hören? Pfui, schmeckt mir das Reden nach Galle!“

„Was haben Sie denn da in der Hand?“

„Ach so, die Stiefel,“ sagte Christian obenhin, ohne aus seiner Versunkenheit zu erwachen. Er faßte

die Stiefel fester, ging am Kopfende des Bettes vorüber, in dem Hermann sich aufgestützt hatte, und blickte, halb zu diesem gewandt, durchs offene Fenster wieder in den Park.

Unvermittelt reichte er Hermann die Hand ins Bett und sagte:

„Leben Sie wohl. Ich wollte mich eigentlich von Ihnen nur verabschieden und Sie bitten, mich bei Eysedirks und Ihrer Schwester wegen des Ausreisens zu entschuldigen.“

„Was denn, in Nacht und Nebel?“ rief Hermann, sprang auf und fragte besorgt und dringend in Christian hinein. Der war nun überrumpelt und durfte, wollte er sich nicht verraten, seiner weichen Abenteuererei nicht weiter nachgeben, schügte darum brüsk eine starke Magenverstimmung vor und lachte tapfer sich selbst aus. Seinen Plan, sofort zu Fuße heimzukehren, gab er nur ungern auf.

Am Morgen jedoch sehr früh saß er mit Hermann im Wagen, nur Eysedirk war auch schon auf und drohte mit dem Finger, während Christian lächelnd und gutgelaunt mehrmals wiederholte, daß ihn ein im Ragenjammer mündender Rausch und ein freilich ernsthaftes Magendrücken nicht noch einmal zur Tragierung nächtlicher Szenen verleiten sollten.

Als die Pferde angezogen hatten, drehte er sich nicht mehr nach dem Gutshöfch um.

Elftes Kapitel

Welche Nachrichten kamen von Christian? An Mathilde keine, in Wochen nicht, in Monaten nicht. Auch an sonst jemand in Dreirüßen keine, wer weiß, ob an einen Bekannten oder Freund in der Stadt? Nur das Verwaltungspersonal seines Hotels erhielt leichtfertige Karten, kaum eine Aufforderung: „Haushalten!“ oder: „Wirtschaften, wie vor meiner Abreise bestimmt!“ sonst noch etwa einen Scherz, zynisch, kurz — aus Berlin, Wien, Paris. Die letzte, drei Wochen nach seiner Abreise, überschrieb er an den Hausknecht, einen treuherzigen, von seinem Vater übernommenen Kerl, — dann hatte die Welt Christian anscheinend verschluckt und wurde stumm, und auch die Stadt schloß über ihrer Neugier bald ein.

Mathilde glaubte länger als alle: er wird schreiben, er wird kommen, er muß, muß, muß! dann endlich: er hat sich einfach mir entziehen wollen. Dabei war ihre Innerlichkeit jeden Tag voll wie von einem zitternden, suchenden Licht: Christian, dein Spiel zerstört mich ja!

Aber die Zeit rasselte darüber hin mit plumpen Ereignissen, drückte fühllos überall in ihr das suchende Leuchten aus. Sie sah und hörte erbittert, was sie nicht sehen und hören und was sie bis zum Ende ihrer Ungewißheit aufhalten wollte.

Wieder rannte sie immer gegen Hermanns Werk an. Fuhr sie zur Stadt mit heimlichem Erwarten, so war das Erste, was vor dem näherrollenden Fuhrwerk auftauchte, der neue Turm, der nun bald so hoch gemauert war, daß die Spitzen aufgesetzt werden konnten. Halb über die Häuser ragend, fiel daran besonders auf das unmäßig große, gewalttätig und unruhig gegliederte Rosenfenster. Las sie verstohlen hoffend die Ortszeitung, so traf sie auch mehr als einmal auf einen Bericht über den Fortgang des Turmbaues; sie fühlte sich dann kühl gemahnt an den barbarischen Kram im Dom, die unbeholfene Uhr, die Teufelsstiefel, den silbernen Pfeil, das Buch, die Ritterbilder in Glas — und damit an den Abend, an dem sie nach dem Rattengift gegriffen. Selbst wenn sie, in das Schwelen und Blaken der Rauchhülle über dem Ziegeleigehöft starrend, verworren mit dem unbestimmt Riesenhaften mitlebte, stürzte sie der Gedanke an Hermanns Werk plözlich hart aus dem Traum.

Die Brunnenziegel jenes Brandes, dem sie am Hochzeitstage der Zieglerleute zusehen, waren längst in die Stadt gefahren, und der Ofen hatte sich dreimal wieder gefüllt, kaum daß die Grundmauern gründlich ausgekühlt waren. Der alte Rappe Liffak, der schon dreizehn Jahre um den Tonschneider ge-

humpelt war und sich eine rauhe, ganz hohle Karussellbahn getreten hatte als seinen zehntausendmal tödlich wiederholten Lebensweg, Liffak, dem jeder Wind in Schwanz und Mähne schon weiße Haare nach oben wühlte, würde sich jetzt wohl stocksteif laufen.

So dumm im Karussell schien ihr die Zeit zu drehen, aber sie ging eben weiter, und alle Welt rannte mit ernstem Gesicht ihr nach, und Hermann wurde Mathilde drückend überlegen an Erfolg und Glück — obwohl er nur Wind machte und war, wie sie wußte. Mia stand nun zwischen ihm und dem Ziegler, aber Andreas Barths Eifersucht sah er nicht, und sähe er sie, würde er sie ignorieren wie einen albernen Spaß. Warte, warte, bebte es wohl beim Gedanken daran dumpf in ihr auf. Unterdessen wuchs Joseph Barths neuer Betsaal aus der Erde und würde früher noch als der Kirchturm fertig werden. Und da man einen bedeutenden Architekten in der Stadt wußte, entschloß sich mancher, eine Villa, einen Pavillon, ein Geschäftshaus bei ihm zu bestellen, und weil Hermanns freundschaftliche Beziehungen in Dreirußen immer mehr bekannt wurden, so bekam Eysedirks Ziegelei von all den Baulustigen Aufträge, Steine zu liefern. Der Schwerpunkt der Gutswirtschaft wollte sich beinahe nach dem industriellen Nebenbetrieb verschieben.

Alle Tage lärmte die Zeit pompds, alle Tage schien

sie Mathilde grau und zwecklos zu vergehen, wie der Rauch drüben über Ofen und Schuppen.

Ensedirk sah, daß auch im nächsten Jahre Brand auf Brand werde folgen müssen, und so ließ er schon jetzt billig erstandenes Holz fleißig anfahren. Alle seine Leute fanden dringende Arbeit. Er mochte sie jetzt keinen Werkeltag aussetzen lassen und versprach das Erntefest, dessen Zeit inzwischen kam, für den Spätherbst. Garbenfuder um Garbenfuder waren gefahren und hatten die Aussichten über die Felder gelichtet. Die Juhlfäden an den gegen die Straße geneigten Parkbäumen waren längst verweht und von vorbeigetriebenen faulen Rindern herabgezerrt worden, und kürzere vom zweiten Schnitt hingen an ihrer Stelle. Sogar die Tabaksstauden in der Stromniederung südlich hinter den Hügeln trugen schon morgenländisch schwer an ihren Blättern und verlangten nach Erntern. Kranebuhl hatte die sonst mit seinem Herrn geteilte Sorge für den ganzen Bodenbezirk allein. Ensedirk war dennoch stets ebenso wie er in Eile, weil er sich um das toll auflebende Ziegelwesen kümmerte, über Vergrößerungen und Verbesserungen seines Betriebes sann und sich die Risse seines neuen Herrenhauses zeichnen ließ.

Alles wurde, wie geplant: Sobald Hermann von der Stadt abkonnte, mußte er nach Dreirußen über-

siedeln und wurde angehalten, neben der Strichel-, Meß- und Rechenmühe auch den Landaufenthalt während der letzten blinkenden Sommerwochen ordentlich zu nutzen. Er brachte Laune für alle mit und Fleiß auch, sprach nebenbei manchen guten wirtschaftlichen Einfall aus, betraf er das Vieh oder die Bracksteinverwertung, und vollführte ihn auch gern, wenn Kranebuhl und Eysedirk einverstanden waren. Durch ihn strömte das Leben auf dem Gut noch einmal so frisch und voll.

Mathilde sträubte sich, Achtung vor seiner Kraft in sich aufkommen zu lassen. Da sie fern von dem allen stand, lähmte sie das jugendliche Regen ihrer Umgebung. Sie wäre vielleicht wieder allmählich als ein lebenswürdig und freundlich zuschauendes Anhängsel dabei geblieben.

Aber aus dem Schlaflullen, das die schweren Massen der Alltagsereignisse ihr fangen, riß sie immer wieder die heiße Sucht nach Christian. Alle Tage fiel Feuerstoff hinein durch das Ansehen der nun unverhohlenen Liebe Hermanns und Mias. Ihr Süßes schluckte sich an Bitterem voll und schlug mit schwerem, beklemmendem Zucken um sich.

Es war anders als vor Mias Reise, als Mathilde ihre Leidenschaft nicht anerkannt und eingekerkert hatte, so daß diese, alles andere Verlangen Mathildes mitreißend, unterirdische Nebengänge brach: die helle

Freundschaft mit Mia zerstörte, die steinerne eines unterm Schicksal Knirschenden suchte und den Geliebten, als er beladen wiederkam, nicht erkennen gewollt. Aber das Getane und Erlebte blieb getan und erlebt, und es wirkte: ihre lang zusammengepreßte Leidenschaft war nun maßlos und düster ausgebrochen, das Düstere des Zieglers durchwucherte sie nun erst recht, und was lag ihr daran, leichten Glanz und Tand für langsame Stunden bei Mia zu suchen!

Ihre Seelenkräfte waren jetzt zum Losbrechen geballt, kaum sich regend, bange wartend, und die an Dunkel gewohnten Blicke blendete das Lichte.

So ward ihr Hermanns und Mias Liebe ein märchenhaftes Ereignen. Sie lauschte dem unablässig nach. Und hatte sie das fremde Glück blutlos, doch krankhaft süß in sich zum Klingen gezwungen, dann sah sie auch Park und Wald um Hermann und Mia in der gleichen Verklärung. Sie fühlte etwas wie Weingeruch im Winde schweben, der sich ihnen nach durch den Park wand. Sie gab sich dem magisch Blauen der Lage hin; da standen die Bäume, schon ermüdete Zauberlehrlinge, hechelten Silberpillen durch ihre Kronen oder siebten schlaife Goldoblaten herab. Für sie selbst freilich, die Ausgeschlossene, hatte der Park nur eine tückische, gefährliche Melancholie.

Und eines Tages erkannte sie unter neuem Schmerz, daß jenes märchenhafte Ereignen zwischen Hermann und Mia nur ein kranker Traum ihres Blutes gewesen: das Innige zwischen den beiden war nicht so kraftlos und schwärmerisch, vielmehr derb und tüchtig. Strapazen waren ihnen eine Lust. Vor dem Morgengrauen fuhr Hermann zur Jagd, und Mia begleitete ihn; abends, wenn alle schläfrig waren, stopfte sie, robust drauflos stampfend, Patronen. Sie ruderte ihn stundenlang auf dem See, und er trug sie bei Waldgängen weite Strecken. Die Pferde ritten und fuhren sie in Schweiß und kamen trotz solcher Hast nicht dazu, manches längst Vorgenommene auszuführen. Hermann hatte seinen photographischen Apparat mitgebracht, die Hausgenossen, jeden einzeln, aufgenommen, selbst Frau Barth — deren Mann hatte sich unter verdrossenen Worten beiseite gemacht —, aber er hatte noch nicht eine der Platten entwickelt. Von seinen Arbeitsstunden gab er ungern eine dran, ungern selbst an dem Tage, als er sich mit Mia verlobte. Er war damals sogar merkwürdig gelassen, denn, gestand er es auch nicht ein, weil jeder ihn einen Narren geheißen hätte, es war seine Absicht in der That, sich nicht nach Dreirußen einzuheiraten und das Gut, das Mia natürlich in die Ehe mitbekam, zu bewirtschaften. Es ging ihm wider den Strich, sich das Leben leicht zu machen, — aber

er würde, obschon er fortan für Mia mitzusorgen hätte, vielleicht genug ersparen, um einmal auf ein anderes Gut anzuzahlen.

So wurden Hermann und Mia für Mathilde auch zwei Stimmen in der beängstigenden Marschmusik der Zeit, einer langen, dumpfen Totenmesse für sie.

Die Räder der Erntewagen klapperten am Stein: nicht für dich, nicht für dich!

Die Stimmen in den Stuben klangen nach dem fernen Einklang: wir, wir leben!

Des Rosenfensters Riesenschlund am Turm gellte seines Meisters lebendigen Ruhm über die Stadt.

War bisher der Gedanke, Hermann habe bei Entfaltung seines Lebens ihr Leben außen und innen zerdrückt, eine Bitterkeit gewesen, so wurde er jetzt ihr Trost und ihre Entschuldigung. Und daß es Hermann trotzdem auch nicht nach tiefstem Wunsch gelungen sei, beruhigte sie manchmal wie ein gewaltsames Bestäubungsmittel.

Sie unterrichtete die Knaben, sagte ohne Willen, doch seltsam erschauernd zu Paul Barth: „Grüß den Vater!“ und tat, was man sie hieß.

Kämpfte sie in äußerer Haltung lang ihr Schicksal

herab, so wurde ihr das Zerbrechen der letzten Illusion, eben der, die Hermann betraf, im Rückschlag zur Verzweiflung.

„Komm mit uns, wenn du wieder Kopfschmerzen hast,“ sagte zu ihr einmal Mia. Es war ein Spätnachmittag im Anfang des September. „Wir gehn ins Tabaksfeld.“

Sie schlugen den Weg ein, auf dem Christian Klingspiel seinen ersten Ritt auf dem Falben getan hatte, bogen aber durch das Guttdorf nach links ab.

„Einzelne Katen sehen doch niederträchtig aus,“ sagte Hermann. „Die da zum Beispiel.“

„Die ist ja ganz neu,“ entgegnete Mia.

„Was macht das?“

„Ah, der Herr Baumeister spricht. Aber umwerfen gibt's nicht, frag' mal Papa.“

„Daran dachte ich auch nicht, allerdings war etwas Eitelkeit dabei: so etwas ordentlich bauen könnte ich schon. — Mathilde, du weißt, wie ich damals im Dom dastand. Kaputt. Seitdem hab' ich den Handwerkerhertz ver sucht — und er hat mich weitergebracht. Mein Baumeisterberuf ist mir gerettet. Schließlich ist für mich sogar der Turm in gewisser Weise gerettet. — Na, sagt selbst, sind nicht die meisten Katen miserabel?“

Eine Angst stieg in Mathilde auf, die sich noch nicht klärte, da sie weiter auf Hermann hören mußte. Der sagte:

„Maßlos bin ich früher gewesen und übernahm mich.“ Er erzählte von seiner zweiten großen Irrung, wie er als Student der Geschichte sich mit erakten Einzelheiten überladen, über ein paar Jahrhunderte Agyptisches nicht hinausgekommen und darin immer wirrer geworden sei. „Dann versuchte ich's anders, philosophisch, denn ich begehrte von der Geschichte die Harmonie alles Menschlichen zu hören aus Vergangenheit, ja aus Gegenwart und Zukunft. In großem Wilde sollte mir bewußt werden, was dumpf vielleicht in mich geschlossen war.“

Und wie kam's? Mathilde wurde plöblich von so großem Verlangen nach Christian angefaßt, daß sie froh war, sich setzen und beschäftigen zu dürfen.

Mia sagte: „Bitte, nachher, Hermann, ja? Nun werde ich dir erst was vorschneiden, damit du siehst, daß ich's verstehe, wenn ich auch bloß noch eben an der Grenze einer Tabaksgegend gewachsen bin.“

Sie ließ sich von einer der Frauen, die vor den aufgehäuften Tabaksblättern saßen oder standen und sie aufzogen, immer mehrere hundert an eine Schnur, die wohl zwanzig Zentimeter lange grobe Nadel geben und fing selber an, die Blätter lustig zu durchspießen.

Mathilde nahm auch eine Nadel, kauerte sich matt nieder und schaffte die welke Schärpe langsam fertig.

„Welch großartige Hausfrau ich doch bekomme,“ sagte Hermann zu Mia.

„Ach, Klaps Fliege,“ erwiderte Mia ernst, „nun erzähl' es uns weiter.“

„Es ist ja nichts — also ich fand in den geschichtsphilosophischen Systemen einiger Professoren, was als Andeutung dessen gelten konnte, worauf ich aus war, aber es konnte selbst als Andeutung nur darum gelten, weil es, an sich eng, knapp, trüb und sprunghaft, durch die organisierende Persönlichkeit so weit, reich, hell und ganz wurde wie diese. Nun schön! Abglanz eines Abglanzes! — Je deutlicher ich mir die Gedanken aneignete, je genauer ich sie aussprach, desto sicherer konnte sie jeder als gestohlen bezeichnen, und ich schämte mich meiner eigenen Unfruchtbarkeit. Da hatte ich den Kran einmal vor Kameraden, zu meiner eigenen Beruhigung mit herrischer Stimme, bis in die Nacht hinein verteidigt, stand dann allein im Tabaksdunst meiner Stube und — mir war übel von meiner Begeisterung. Da war mein Lebenslicht wieder mal ausgeblasen. Ich vergesse nicht, wie im Erdgeschoß des Vorderhauses ein Papagei seinen faden Pfiff keifte, wie vom Schornstein drüben ein paar Funken in den ruffigen Nebel vorsprangen und wie

ich an einer Apfelsinenschale gekniffen habe. — Bis zum Umsatteln kam zwar noch ein langes Herumwürgen, aber damals war die Entscheidung vor sich gegangen.“

Mathilde hatte sich tiefer geduckt, ihre Finger wurden kalt und die Handgelenke lahm. Sie bohrte ziellos mit der Nadel durch die Tabaksblätter, so entsetzt, als verfielen irgendwem ihr Haupt, wenn sie zwischen zwei bestimmten Adern die Stelle verfehlte.

Eine Offenbarung wühlte mit vulkanischem Licht in ihrem Dunkelsten: Hermann hatte die Harmonie, die innere Erfüllung, die sie vermifste, und sie half ihm bei seinen Werken. Es kam auf äußere Zufälle, äußere Irrwege und Mißgeschick nicht an. Darum hatte er ihr kein Unrecht tun können . . . Und wo er ihr scheinbar unrecht getan, hatte er vielleicht ein Recht dazu . . . Ja, er war schuldlos an ihr.

War ihr starres Hocken in der Furche nun Scham? Abbitte?

Nein!

Weil er schuldlos war, fühlte sie eine furchtbare Entfremdung von ihm. Mit Schmerzen an ihrem Erbtöter zu hängen, war noch ein süßer Daseinszweck gewesen. Nun gab es auch den nicht einmal. Was nun?

Jetzt war sie einsam . . .

Stand ihr Bruder menschlich gerecht da und sie ungerecht, so glaubte sie sich von dem Eishauch einer höhern Gerechtigkeit angeweht, die sie hassen durfte: Wäre ihr Bruder, geboren in demselben Bett wie sie, gewiegt in einer und derselben Wiege, der Dieb und Zerstörer ihres Wesens gewesen — gut unter Zähneknirschen!

Nun er das nicht war, blieb nichts als an sich zu verzweifeln. Sie war nichts . . . Ihre Trauer war kühl und voll unheimlich Scherischem, und nur aus dem Schmerz um Christian durchwellte diesen Zustand Weißen und Brennen wie aus einer Mitte . . .

So weit gekommen, tut man wohl etwas Unbedachtes; sie klebte hier auf der Scholle und nähte wie irrsinnig trockne Blätter an Schnuren, eine Schärpe . . . noch eine . . . noch eine.

Die nächsten Stunden waren, schon während sie Dasein wurden, wie gestohlen aus ihrem Leben. Nur das Heimgehen auf dem Damm, am Strome, dessen Oberfläche wie verbeultes Blech ausgesehen, leuchtete nachher schwach irgendwie in sie hinein.

Spätabends umherstreifend, bewegt von den Erinnerungen an seine Historikerzeit, traf Hermann sie

auf der Veranda. Sie habe noch ihre Kopfschmerzen, glaubte er. Da müsse es einsam sein auf dem schlafenden Gute.

„Du noch?“ fragte er. „Ich gehe eben ein Stückchen rudern. Die Wärme lockt mich. Begleite mich doch.“

„Ja.“ Sie sah vor sich das schwarze Innere des Sees.

Sie ließen sich eine große Stallaterne fürs Boot mitgeben.

„Das Licht drin ist ja zu kurz,“ sagte Hermann, das Glastürchen öffnend.

Sie antwortete nicht, sondern ging schnell ihm voran.

„Wollen wir nicht doch lieber bleiben?“ fragte er tief zwischen den Lannen des Parks.

„Wie du willst,“ antwortete sie tot. Ihrer Verzweiflung war es gleich.

Als sie doch eingestiegen waren und das Boot nach Hermanns Abstoßen glatt ins Wasser glitt, schien ihr die Erde und ihre Irrsale wie fortgesunken, und sie war mit ihrem Bruder allein in irgendeinem anderen nicht irdischen Raum.

Beim reglosen Sigen in der rufigen Nacht wurde ihr das Horchen ihres gesamten Lebens zu jenem geheimnisvollen, rasenden Weben, das wie ein unsichtbarer Wasserfall herunterbraust, wächst und wächst . . .

mit seiner Wucht durch uns wie durch ein Nichts wütet und des Leibes Zusammengehöriges trennt, so daß er spukhaft wird . . . Das Blut quetschte sich so schwer in Mathildes Adern, ins Herz, ins Hirn, daß nichts ihm dienstbar war. Es quetschte, schleifte, würgte einen so nahe ans Nichts, daß man nur mechanisch aufzustehen brauchte, nur einen Schritt zu tun . . . mechanisch, denn das Würgende kraute einem ja zugleich alles Wunde.

Aber vor ihr in der Nacht saß etwas in Menschengestalt, etwas, das sie anbetete in hündisch grimmigem Hohn, anbleckte, worauf sie starnte, glogte. Sie konnte es nicht anders unterkriegen, als daß sie es allein ließ in diesem unirdischen Raum, . . . indem sie . . . in jenem rasenden Etwas . . . mechanisch . . . den einen Schritt . . .

Da sprang mit einmal im Dunklen ein dunkler Ball vor, das jenseitige Ufer.

Sie erschrak darüber, aber, als hätte der Schreck eine Leere gerissen, kam der wehe Hohn, das schlammig ihn erstickende Gewoge und das beinahe surrende Krauen dreifach stark über sie. Ja . . . ja: sie . . . brauchte nur aufzustehen . . . stand schon . . . zwar so mechanisch nicht —

„Mathilde! du! bei dieser Dunkelheit!“ rief Hermann krächzend. Die Stimme, wie eines Gottes Stimme,

hatte den See, das Ufer, Dreirüfen, alles wieder um sie herumgerufen.

Da war es, blöde, satt.

Nur soviel war ihr noch von ihrem Willen geblieben, daß sie, da das Boot bedrohlich schwankte, anstatt sich zu setzen, mit dem linken Fuß rasch auf die Sitzbank stieg, dabei die Arme über sich breitete und sie hoch in die aufrauschende Krone einer vom Ufer weit überhängenden Birke stürzte.

Als sie sich halb schwebend fühlte, noch ungerettet und zurückgestoßen von fragenden, klemmenden Zweigabeln, mit den Füßen im Boot von der Bank rutschend, am Bug raschelnd, mit den Zehen irgendwo eingekquetscht, — da wühlte in ihrem wunden Innern der Sturm ihrer gesamten Kraft, die sich im letzten Augenblick vor dem Tode wußte, diese Reue hervor: Ráme noch einmal dieses dunkle Letzte, dann du hinab! Warum ich?! Warum ich?! . . .

Und ihr war, als würde darin eine Märtyrertat von ihr verlangt.

„Was willst du?“ hörte sie Hermann erboht fort-rufen, denn zwischen seinen vorigen Worten und diesen war so gut wie keine Pause.

„Pflücken,“ antwortete sie kraftlos, süßlich sangbar.
„. . . Ruten . . .“

Das Boot stieß am Ufer auf. Hermann schimpfte

von Gefahr und Leichtsinne. Sie war vor ihn ins Boot zu Fall gekommen, er hatte sie aufgefangen.

Sie machte sich los, sprang ans Ufer und pflückte von einer jungen niedrigen Birke hastig Ruten.

Er schöppte inzwischen mit der Kelle, da das Boot im gefahrvollsten Schwanken mit der Breitseite Wasser zu trinken angefangen hatte, schimpfte weiter, wurde dann lustig und lud sie zum Schluß ritterlich wieder ein.

Sie saß und peitschte mit den Birkenruten wie gedankenlos die Stallaterne im Boot. Rauschende Töne und blechernes Klappen und Schrammen drang herauf. Da ließ sie das Laub auf dem Glashäuschen liegen; nur einzelne Lichtsprenkel fielen, verschleierte Feuerchen, auf ihre Hand, die schlaff über die breiten Kleidfalten zwischen ihren Knien herabhing und einmal leis aufzuckte. Dabei hüpfte solch Lichtpünktchen von geschwollener Ader herunter.

Dann warf sich unter dem Laube lichterens Flackern wie ein irrer Geist gegen seine Glaszelle, aber obwohl dieser leuchtende Irre ein Stückchen hinauf die Nacht erschütterte, man wußte (beinahe wehmütig), die Gefängniswände erbrach er nicht, die erschütterte er nicht einmal. Dennoch, als er tot war, schien die Laterne zusammengebrochen oder mit ihm in die Seetiefe gesunken.

Hermann fuhr, vielleicht etwas prahlerisch, Umwege.

„Ach, wollen wir aussteigen?“ mahnte Mathilde unwirsch. Sie erschrak vor ihren Worten. Hatte sie nun die totverbissene Frage: Warum ich? ausgesprochen?

Und diese Frage wurde sie durch den Park, durchs Haus, die Treppe hinauf, in ihrem Zimmer nicht los, visionär hörend und horchend. Schließlich tauchte sie sinnlos schon, nur noch verzerrter Schall, in ihr auf.

Sie schlug wie mit Fäusten und biß wie mit Zähnen danach.

Sie wäre vielleicht dennoch eingeschlafen, aber ein Zufall brachte sie um die Ruhe. Die beiden unangebundenen Hofhunde hatten gegen Mitternacht, kurz nach Mondaufgang, einen Igel gefunden und kugelten ihn von der Schwarzpappel am Speicher bis unter ihre Fenster bellend heran. Das Tier hatte sich zusammengerollt und duldete es geruhig, daß die Hunde sich die Nasen an seinen Stacheln blutig wegzten und immer toller auf ihn zufuhren. Da bellten dumpf die Stalldächer mit, der Brunnen bellte, die Holzschwanenhälse des Schlittens in der Remise, — der Hof war eine Hundewalpurgnacht.

Das Geflaff hegte hinter Mathildes Zerrissenheit

her und gab ihr noch mehr Härte und Kälte. Sie dachte: Wie seltsam fühlt es, sich vorzustellen, er wäre nicht da, — so könnte ihm auch nichts gelingen. Ah, das ist ja aber wirr, total wirr, ich muß die Hunde anketten, die hegen mich in dieses ekelhaft fühlende Sinnieren immer toller hinein. Ich will schlafen, und wenn ich mir die Rissen in den Mund stopfen und drauf beißen müßte, um matt zu werden.

Aber sie sah und hörte den Hunden stundenlang zu, schließlich schlaff bis auf jene zuckend helle Seelenzone. Endlich kam ein Knecht aus dem Stall, trennte die Hunde von dem Igel ab und warf diesen in einem Korbe über das Hoftor.

Dann wurde die Stube allmählich gleichsam leer, und doch schaffte das Dämmern, ohne äußere Bewegungen wie Gedanken, behend und überraschend, schraubte Holzknöpfe und fügte Leisten an den bisher dumpfgrauen Würfel der Kommode, malte die Klere der Astlöcher und die Gespenster der Holzseelen wieder an die Spindtüren und schob einen weiten Raum weit in den Spiegel hinein. Unter der Hypnose dieses unbegreiflichen Waltens wurde Mathilde träge und schlief ein.

Ein lauter Knall erweckte sie. Sie glaubte, erst Sekunden lägen zwischen diesem und dem vorigen Wachsein, und zwischen das vorige und dieses Dämmer-

licht konnte für sie kein Übergang geklemmt sein. Das vorige phosphoreszierende Müdsein schwebte auch noch in den Muskeln, Bändern und Adhren ihres Körpers. Ein zweiter Knall zog sie ans Fenster.

Hermann stand im Hof, die rauchende Flinte noch zum Himmel gerichtet. Er nahm sie eben von der Wange. In dieser übermütigen Weise weckte er Mia, damit sie ihn auf die Morgenpürsch begleite. Schon nach ein paar Minuten trat sie fröhlich, aber vor der Frische sich in ihren langen Mantel verkriechend, auf Hermann zu. Der Jagdwagen war inzwischen angespannt worden, und die beiden fuhren in die blasse Stille hinaus. Obwohl darüber eine lange Zeit verstrich, sah Mathilde verhaltenen Athems zu, wie Mia den Wagen in die Felder hinausfuhr, am Kirchhof und der Ziegelei vorüber, dann rechts in die Höhe, und wie sie hielt, wie Hermann aufstand, sie küßte, ausstieg und schleichend den schrägen Hang hinab verschwand.

Die Sonne tanzte als ein haushoher, honigroter Kinderkreisel am Horizont in flachen braunen Wolkenringen. Von fern brauste es sonderbar an Mathildes Ohr. Kindisch und düster drohend wie dies wurde für Mathilde alles, worüber ihr Auge glitt. Und jenes bisher so exaltiert gefühlte Glück der zwei, das nicht bis Sonnenaufgang warten konnte, war ihr nun ebenso

fern wie die Natur, nicht von innen gepackt, sondern nur als Bild gesehn.

Ein Nachhall wie von grausigem Schrei murrte über Regungen und Gedanken unfassbar hin.

Sie fand auch im Verlaufe des Vormittags nicht zu sich zurück. Sie war im Park um den Gärtner her und sprach mit ihm, sie stand an der Bank auf dem Eiskeller und setzte sich . . . : Auf jedes Ding ließ sich eine ungeheure Fremdheit nieder. Und beschäftigte sie dann ihre Sinne länger mit diesem Entfremdeten, so verwandelte es sich zurück in das, was es gewesen, und machte ihr übel mit seiner faden, aufdringlichen Banalität. Die Welt schien ihr ein melancholisches Spiel: alles, was jenseits des augenblicklichen Sehfeldes oder des gerade gehegten Gedankens lag, war Wunder, immer geheimnisvoll, unverständlich rufend, unkend, — aber wenn sie sich danach umsah oder in sich sah, war alles verschlagenes Schweigen, aufreizende Behutsamkeit.

Der Zwiespalt ihres Weltgefühls hatte sich bis auf die niedrigsten, plumpsten und gleichgültigsten Gegenstände ausgedehnt. Aber der Drang, der einst um das Hintergründliche geworben hatte, breitete sich konvulsivisch nun auch bis ins Geringsste aus. Das

war in ihrer Seele, als erbebe der bleiern wogende See von Angst, Qual und Wut aus seinen Gründen her, und das ans Licht steigende Beben verlore sich, getroffen vom Schwung des Wellenwustes, noch tief im Nächtigen.

Da kam abermals Hermann auf sie zu und bat sie wiederum, ihm Gesellschaft zu leisten. Mia sei von der Jagdausfahrt müde und habe sich ein Weilchen hingelegt, und er wolle doch einmal seine photographischen Platten entwickeln. Er wüßte eine feine Dunkelkammer.

Im Speicher unter der Treppe zum oberen Geschosß befand sich ein Verschlag, abschüssig in der Richtung der Stufen; er ähnelte dem Inneren einer schiefen Turmspitze. Im obersten Winkel der Kumpelkammer zitterten beim Öffnen der Thür Kalkflitter in bestaubtem Spinnwebewebe, Käfer, Ohrwürmer krochen den Bretterfugen zu. Unten streckten aufgestapelte Holzbocke gleich turnenden Riesenspinnen ihre dünnen, gespreizten Beine und hageren Körper durcheinander. Eine Drahtrolle lehnte an der Wand, auf einem Bierfaß lagen gelbrote Pferdedecken, andere Fässer standen als Schemel um einen weißgebohnerten Tisch, außerdem ein zerklüftes, lila bezogenes Sofa.

Dem zogen Hermann und Mathilde die Flachs-
polsterung zwischen den Sprungfedern heraus, um
damit das Tageslicht in den Ritzen zu verstopfen.

Dann wurde über das räuchernde Lämpchen der
rubinrote Zylinder gestreift. Nacht! . . . Eine neblige
Blutkugel, dlig düster, verschwimmend, verdickte das
Dunkel und machte die Luft pressend schwer. In
einem Sofafuß scholl eine Totenuhr. Nur Hände
huschten anfangs durch den Rubinnebel, erst allmählich
schwebte der Raum und seine Gestalten heran. Be-
fangenheit und Schwindel ergriffen Mathilde, als ihre
Augen halbblind wurden und ein neuer Seh Sinn in
ihr aufging.

Hermann nahm die photographischen Platten be-
hutsam aus den Rahmen und legte sie vor sich zu
gekrümmtem Papier. Aus mehreren Flaschen goß er
in eckigen geriefen Glasbecken ätzende und giftige
Flüssigkeiten zusammen und legte — für Mathildes
Blick war es verwirrend — seine embryonalen Bilder
in Fixier- und Entwicklungsbad, alle peinlich be-
wachend.

Mathilde sehnte sich, die Gesichter Mias, vielleicht
auch Hermanns (falls Mia einmal den Ball gedrückt
hatte) aus dem Wasser tauchen zu sehen und im
Schutze des Dunkels das Glück darin voll Muße zu
lesen, deuten . . . für sich fühlen, einmal fühlen . . .

Mit dieser Neugier schürte sie Schmerz und Verzweiflung von neuem an, und das heut' und gestern Erlebte strudelte hinein. Und langsam erst, dann immer wilder und grausamer ging alles auf in diesem Strudel, als dessen Grund der innere Todesruf aufklaffte: Warum ich?! Sie erkannte ihn nicht an, und meinte bei der wütenden Abwehr, in diesem rubinächtigen Loch zu ersticken, aber als Hermann sie an das erste Bild beugte und sagte: „Nun sieh einmal!“ — war er dennoch klar hervorgebrochen. Ihr Atem stockte . . .

Nicht Hermann war der schwarze Kopf dort auf der Glasplatte, nicht Mia, die Zieglerin war es. Ihre Züge trugen die fromme und verehrende Besorgnis, ihre Augen die kosende Furcht, die immer dagewesen waren, wenn sie von ihres Mannes Drang zu dem Herrenfräulein geträumt hatte . . .

Einen Augenblick nur sah Mathilde hinab, dann fuhr sie zurück aus den Ringen der bligen Blutfugel: . . . Überlebensgroß, aus nichts und doch wie aus rubinrotem Wachs, funkelte des Zieglers Gesicht ganz dicht vor ihr, mager, mit allen den ledrigen, von unheimlichen Energien gleißenden Falten, und alles Schreckliche daraus huschte in sie . . .

Die Vorstellung verschwand, war sie überhaupt dagewesen?

Warum ich? schien es daraus ohne Stimme ihr zugeschrien und zugebligt zu haben . . . und mit einem Schlage war ihr der Sinn des von Anfang an geheimnisvoll lockenden Verkehrs mit dem Ziegler klar, daß er ihr Kumpan, daß er der Becker ihres Willens sei . . . Dieses Aufgehen zerschmetterte sie innerlich.

„Ans Licht! ans Licht!“ winselte sie, rannte gegen die Stufenrippen der Bodenschiege und dann in die Pyramide der Holzbockspinnen, so daß die obersten auf ihren Rücken polterten; sie schrie vor Schmerz auf.

Hermann hatte ihr die Thür geöffnet.

„Mich wollte etwas ersticken.“

Während das Bild der Zieglerin sich in den Abwassern klärte, ging es mit Frau Barth selbst zu Ende. Sie stand in der Küche und hielt die Sanduhr in der Hand; vor ihr in der Messingkasserolle sotten Eier zum Mittag. Sie hatte heute schon seit dem Morgen an Herzbeklemmungen gelitten, und jetzt, da sie wiederkehrten, starrte sie auf den roten, rinnenden Sandfaden, auf die Enge zwischen den beiden Glasblasen, bis ihre Augen schielten. Sie fürchtete sich von je vor dem Stundenglase, das sie an den Tod erinnerte, und benutzte es eigentlich nur aus grausem Mutwillen. Sie ängstete sich auch vor den plappernden Wasser-

blasen über den herumsegelnden und an die Kasserolle klopfenden Eiern . . . sie wankte vors Haus und setzte sich auf die Bank.

Sie mußte sich aber mühsam ein Plätzchen erzeigen, denn das ganze Sigbrett war mit Kürbissen gefüllt, die, einst längs der Wand gesät, ausgewachsen waren und nun ihre Lasten hier auf der Bank ruhten. Sie tastete schlaff und weichlich an den hellbunten Kugeln herum. Der Kürbis ihr zunächst hatte einen Umfang wie ein Wagenrad und war graumarmoriert mit runden weißen Flecken; von oben bis unten liefen Einschnürungen; die schienen plögllich zu zucken. Da das Geringste sie entsetzlich schreckte, so wankte ihr Kopf nach der anderen Seite herüber, und ihre Hand koste eine rosenrote Frucht mit tomatenfarbenem Anflug . . . und klatschte gleich wieder schnell, halb mitleidig zu ihrem Nachbarn herüber, auf einen Auswuchs, der wie eine schmerzhaft Quetschung aussah, dessen Stengel auch wie qualgekrümmt aus tiefer Höhle herausknorpelte.

Während sie dies noch betrachtete, riß ein gewaltsam schnürendes Pumpern in der Brust sie in die Höhe, stieß sie ein paar Schritte an der Bank entlang und zwang sie, wieder zu sitzen. Sie knickte auf einen Kürbis nieder . . . der Anfall schien vorüber.

Sie erhob sich von neuem, drehte sich um und

sah, mit ihrem letzten Lächeln, daß sie eine kleine, schöne, feuerrote Kugel abgerissen hätte. Doch da fiel es sie stärker noch einmal an. Verlegen, schüchtern, nahm sie den Kürbis in ihre blassen Hände und hob ihn dann mit einem schrecklichen Rucken auf. Wie er schwer war!

Ja, . . . richtig, . . . sie mußte ihn hinschleppen zu ihrem Manne, der im Schuppen arbeitete, schleppen, . . . zeigen, wie schön er war. Nämlich . . . sie hatte ihren Mann ja doch so viel zu fragen, verschwiegene wichtige Sorgen sollte er . . .

Sie stapfte zitternd fort und balancierte sich mit Hilfe des feuerroten Balls, auf dessen Haut die Sonne nun so funkelnd herabkam, daß sie fast geblendet war. Ihre Augen schielten auf den Brennpunkt wie vorhin auf die Mitte des roten Sandfadens . . . o Gott, o Gott, eine Sanduhr hatte ja der Tod! . . . Da zerwühlte die Angst hoffnungslos ihr krankes Herz. Sie fühlte nichts mehr als den Drang, sich aufrecht zu halten. Und vor ihrem Manne zu stehen und zu sagen: „Andreas, der Kürbis —“

Der Kürbis stürzte aus ihrer Hand ins Gras und lag still, ohne zu rollen. Sie schien ihn zu fürchten, denn wie stierte sie hin?

Sie hielt sich nicht mehr, erzwang doch einen Schritt, . . . noch einen, und wollte sich dann setzen.

Ihr schwindelte, ihr war so übel, so übel! . . . Sie brach in die Knie, es wollte sie nach rückwärts reißen, aber da war die grelle Sonne. Um Gottes willen, das helle Licht kam ja wie eine Chausseewalze, wie eine ungeheure himmelhohe Chausseewalze auf sie zugerollt und Hitze ging ihr voran! . . . nein, nein, nur nicht nach hinten! Sie zwang sich vornüber, wollte schreien, seufzte aber nur und streckte sich ganz lang. Die weiße Walze stand schwer wie Metall auf ihr still . . . glühend schwer . . . und unermesslich groß . . . und daran starb sie.

Aber dicht neben ihr standen unzerquetscht die zarten grünen Linien der Zittergräser aufrecht und flitterten, ganz leicht bebend, obwohl kaum ein Hauch im Mittagslande strich.

Leise trat der kleine Paul aus der Stube in die Küche. Der Sand hatte ausgetropft und lag, ein zarter Regal, da. Paul kehrte die Uhr um, und nun hing das rote Seilchen wieder im Glas . . .

Er wollte die Mutter suchen und traf auf halbem Wege bei ihrer Leiche mit seinem Vater zusammen.

Der schlotterte, ging ducknackig schnell zehn Schritte weg und kam wieder, küßte seine Frau an den Ohren, am Hals, aber nicht auf den Mund, schlotterte mehr . . . und endlich brach ein Weinen in die dürren Worte aus: „Sie hat sich an einem Kürbis verhoben!“

Das war alles. Dann hatte er zunächst Ruhe und ließ den verzweifelten Paul gewähren.

Er trug die Frau hinein und legte sie auf sein Bett. Darauf nahm er sofort einen Eimer und ging ihn am Teich vollschöpfen, um die Tote zu waschen.

Zwölftes Kapitel

Mathilde wäre nach ihrem Erlebnis im Treppenschlag dem Ziegler bangend ausgewichen um alles in der Welt, nun jedoch meinte sie den Einsamen da drüben über den Verlust seiner Frau trösten zu müssen. War nicht jetzt endlich an sie die erste offenbare Nothigung und Gelegenheit gekommen, für ihr Leben Barth zu danken? Es lockte sie, es zerrte sie zu ihm. Schon am Abend des Begräbnistages ging sie hin und saß mit ihm auf der Bank vorm Hause. Hinter ihnen in der Stube brannte eine Lampe.

Die Kürbisse hatte er alle abgeschnitten und die Sanduhr zererschlagen.

„Ich hab' ihr verboten, abergläubisch wie sie ist, damit zu hantieren, weil sie krank war und vor Aufregung das Sticken bekam, wenn sie das Ding bloß sah. Jetzt hat das Stundenglas sie tot gemacht. — Daß so was ins Haus kommen muß!“

Mathilde fühlte den Hieb gegen Hermann in sich niedersausen und sorgte im Lauf des Gesprächs, sich als eine andere als Hermann darzustellen, als auch eine Feindin, ja, sie ließ sich durch das verschwiegene Abwarten Andreas Barths, obwohl sie sich dafür verachtete, hinreißen, Hermann mit der alten, überwundenen Beschuldigung der Sünde wider ihr Leben

zu bepacken und sein Glück mit Mia auch einzu-
beziehen. Wenn es Barth tröstete . . .

Und sie schrak auf, als sie den Ziegler, anstatt
milder durch das Unglück seines Hauses, von wilderer
Eifersucht befallen fühlte. Am Begräbnisabend!

Da wußte sie fest: es geschieht ein Unheil, und
das Grausen davor war vermischt mit dem tieferen
Grausen, daß sie voreilig Hermann gegen den Ziegler
gefeit gesehen wie gegen einen Popanz; sogar eine
Stille war in ihr, daß eine Bürde ihr abgenommen sei.

Sie sah lange vor sich hin.

Sie fühlte die tote Zieglerin wie hinter sich in
der Stube und hatte die Empfindung, als redete sie
unter ihren Augen. Unter innerem Glackern und Huschen
von Ahnungen sprach sie beinahe prophetisch singend
und doch schweratmig zerhackt:

„Nun wird unsere Freude . . . eine Weile auch
kleiner sein . . ., wo Sie uns mit Ihrer Musik fehlen . . .
Alle werden mittrauern, da Sie . . . in diesem Jahre
am Erntefest nicht mit den anderen Musikanten spielen
werden zum Tanz. Unser junges Paar . . . wird ihn
diesmal ja anführen . . . Sie werden nicht . . . spielen,
Herr Barth? Sie haben Trauer, und dabei stunden-
lang ansehen, wie . . .“

Sie konnte nicht weiter und wußte, nachdem sie in
die grünliche Blut des rechten, seitlich gegen das

Lampenlicht gewendete Auge Barths gesehen, daß sie den Termin von etwas Unheimlichem gesetzt hatte.

Der Ziegler antwortete: „Einen tiefen Baß hat meine Tuba, der trauert immer . . . wenn sie auch in Hoppspolkas bläst. Ich bin am Erntefest da.“

. . . Mathilde riß sich aus diesem aufziehenden Gewitter los, stand auf, ging.

Aber indem sie diese Verabredung zum Schluß ihres Besuches machte, band sie den Ziegler und sich fester daran.

Und bald kam sie wieder.

Nichts war ja ausgesprochen worden, nichts beim Namen genannt, und wenn es gerade darum mit unfäßbarer Wucht die Seelen vorwärts schob, so konnte man sich leicht mit der Erklärung täuschen, das unheimliche Gedenken an die Leiche webe noch um Haus, Ofen und Ziegelgerüste.

Nach wirrem Kampf sagte sich Mathilde ein drittes Mal: ich kann gehen. Barth wurde ja auch im Gutshause bedauert und sie gebeten, ihm eine Flasche Wein, Obst und dergleichen mitzunehmen, da er die Speisen für sich und seinen Sohn vorerst selbst zu bereiten hätte und in dieser ungewohnten Arbeit gewiß Mühe genug fände.

Dennoch wußte Mathilde im Zittern eines feinen Sinnes: Barth war nur ihr Werkzeug, die Riesenfaust für ihr Hirn, und wenn sie neben ihm hockte und redete, so bedeutete dies nichts Geringeres als das Schärfen eines Messers, als das Mischen eines tödlichen Giftes, nur daß beim Rüksten dieses lebendigen Werkzeuges noch eine Feigheit mitwirkte.

Aber fragte sie sich danach, so konnte sie sich nach ernster Prüfung sagen: Ich tue nichts Schlimmes, auch in Worten und Gedanken nicht.

Es überfiel sie auch die geheime Erkenntnis einer Feigheit.

Doch tat sie das Feige, so erfüllte sie sich mit Leben im Keuchen und Bangen der Beschwörung finsternerer Zukunft, mit Leben, das beängstigend und unantastbar immer stürzte und stürzte, wie wenn man mit offenen Augen und Ohren vor ungeheuren brausenden Schwungrädern ratlos stände . . . Selbst der Schmerz um Christian gewann darin Rhythmus.

Tat sie das Feige nicht, so war sie leer und taub.

Und endlich besiegte sie die Scham vor der Feigheit dadurch, daß sie tiefer in sie hineinkroch und in ihrem Pestgestank wiederum den Reiz des Ungemeinen, Häßlich-Großen atmete.

Da trieb auch der Abscheu, die immer schwülere Qual der Erwartung von etwas Unbestimmtem und die unwillkürliche Freude am Erfolge.

So saß sie abends bei ihm auf der Bank und tröstete ihn, doch während sie im Seelischen der Abgeschiedenen wühlte und kalkige Totenluft aufsteigen ließ, so daß zur Dämmerung die Gebäude für Barths und ihre Augen darin muffelten und die Bäume traurig daran schluckten, wurde ihnen beiden das Unterweltliche, Abseitige, Gemiedene leichter und vertrauter.

So schickte sie Mia hinüber unter dem Vorwand, sie möge einmal ihrem Bruder Engelbert Gesellschaft leisten beim Backen von Lehmkuchen, beim Kneten von Lehmrindern und -pferden, da sie derlei Spiel als Kind so gut verstanden, wie Andreas Barth versichere. Als Mia nun mit dem Knaben beim Tonschneider blieb, verließ der Meister seinen Arbeitstisch im Schuppen, erläuterte, daß keine Kalkteile und kein Mergel in dem Ton bleiben dürften, um die Haltbarkeit der Steine und also auch des Spielwerks nicht zu beeinträchtigen, und daß Franz, der alte Treiber Liffaks, den gar zu strengen Lehm mit Sand vermengen müsse, — und er schien die Arbeit jetzt, wo die Ziegelkäufer sich scharten, vergessen zu haben.

Mathilde sah still zu. Sie tat ja nichts?

Nachdem Mia am folgenden Tage Engelbert wieder begleitet hatte, da Kinder ein neues Spiel nach ihrem Gefallen nicht genug spielen können, und wieder bei Kiffak und dem alten Franz geblieben war, zog Barth am dritten Tag die Stiefel aus, krempte die Hosen hoch und stieg selbst in den Lonschneider. Er schickte, obwohl künstlich gerippte und geschweifte Firstpfannen geformt wurden, den stumpfen Franz an seine Presse, wo der Greis un gelenk, langsam und schüchtern ein Puschwerk trieb.

Gab es nicht eilende Zeit, Verdienst und saubere Arbeit mehr? Barth sagte, er könne von seiner Frau drinnen im Halbdunkel des Schuppens nicht abkommen, und verrichtete etwas, wozu ein Kind oder ein Lapergreis gut war.

An diesem dritten Tage und den folgenden kam Mia nicht. Er aber harrte in der Lonschneidergrube, barfuß, goß, in Gedanken verirrt, viel zu viel Wasser hinab, daß der Lehm zwischen seinen Zehen schlüpfrig quoll wie Kot und der gelbe Brei seine Waden und selbst seine bis über die Knie gekrempten Hosen bespritzte. Trotzdem trug er eine gute geplättete Jacke mit seidnem Trauerflor und um den Hals einen hohen frischen Leinenkragen, den er täglich zweimal wechselte. Der Kopf brannte ihm, die Füße froren,

und unter wütendem Drange krümmte er die großen Zehen an den Füßen empor, bis der Krampf hineinkam. Die Sonne brannte. So stand er in der Grube, unten zerlumpt, oben gepugt, wie ein Geck, der wahnsinnig geworden ist, und Lissak zog über seinem Kopf den wackelnden Drehbaum im Kreise wie einen unwillig faulen riesigen Uhrzeiger.

Die Kärntner und Abträger plapperten dies und anderes aus, und es verbreitete sich die Ansicht, Andreas Barth sei durch seinen traurigen Verlust am Ende tiefsinnig geworden. Die polnische Kinderfrau sagte dazu: „Er hat die Leiche selbst gewaschen, das ist nicht gut, aber wenn schon, und ganz gleich, wer den Toten wäscht, das Wasser muß nachher vor der Haustür im Kreuz ausgegossen werden. Das hat der heidnische Mensch sicher nicht getan, und darum haben Übel Leibes und Geistes zu seinem Hause Zutritt. Wer einmal aufgepaßt hätte, würde gewiß im Gras vor der Schwelle die Spuren von Hühnerfüßen gefunden haben, mit denen das Böse gelaufen kommt.“ Dieser Unsinn wurde hin und wieder im Gutsdorf besprochen, so verwirrt kam allen das Gebaren des Zieglers vor. Der starke Mensch schien zerbrochen.

In der That, mochte sich auch Mathilde über Barths

anscheinende Pietätlosigkeit wundern, ihm war in seiner Frau die Stütze seiner Lebensansicht genommen. Daß er von ihr unbefriedigt gewesen, hatte seinem jähren Wesen Ausflucht, Erklärung und darin mehr Sicherheit vor sich selbst gegeben. Nun sie fehlte, ging ihm das Sinn- und Ausweglose seiner Leidenschaft für Mia bis zur Verzweiflung klar auf, — und seiner blöde und verwundert starrenden Sehnsucht stieg immer auch die Tote herauf, und er fragte sie, warum alles anders wäre. Sie hegte ihn zurück und weiter hinein in das Sinnlose, zumal in ihm eine Zärtlichkeit und Liebe zu ihr aufkam, wie er sie im Leben nicht besessen hatte: denn sie hatte nicht nur seine gewohnten Ausflüchte abgebrochen, sondern auch ihre hausbackene Tüchtigkeit und Güte schien, seit er ihr das letzte weiße Hemd angezogen, erhdht, veredelt. Die Erinnerung an sie brachte ihm mehr als alles andere das Tretmühlenhafte seines Handwerks zum Bewußtsein, das unter ihrer Teilnahme und in der Fesselung durch sie natürlich gewesen war. Daß sie nun aus der Tretmühle in den Tod erhdht war, hegte auch ihn von der Tretmühle fort in das Glänzende, Himmlische, dessen Begriff ihm Mia war.

Darum, wenn im Tonschneider ein halb irrsinniger Geck Lehm patachte, so gaukelten die drei Frauen Marie, Mia und Mathilde um ihn.

Als Mathilde ihn so in die Sonne blinzeln sah, die Zehen in den nassen Lehm krallend, und dann hinauspringen aufs Feld, zwischen die Stoppelgänse, um einem Wagen mit zwei Menschen nachzusehen, packte sie ein Grauen, dermaßen, daß sie nie mehr wiederkehren wollte. Sie war doch wohl eine schlechte Trösterin?

Sobald er an diesem Tage Feierabend machen mußte und Kiffak ausschirrte, den der Treibergreis immer auf den Gutshof zurückbrachte, schluckte seine Kehle zuerst ein paarmal schwer, und dann sagte er zu seinem Söhnchen:

„Du willst also reiten!“

Paul war von seinem Vater gezwungen worden, zwei Stunden neben ihm mit Lehm zu spielen, damit Engelbert bei ihm bliebe, falls er mit Mia käme, und er antwortete, weil er endlich freikommen wollte:

„Nein, Vater, ich möchte nicht.“

„Du willst doch reiten!“ rief Andreas Barth sehr erregt.

Der Knabe nickte schlicht mit dem Kopfe.

Barth klopfte ihm die Schulter, sagte weich: „Mein lieber Junge!“ und setzte ihn auf Kiffaks Rücken.

„Los, Kiffak,“ rief er erleichtert und trieb durch Schläge mit der flachen Hand den alten Kappen in Trab, um recht schnell auf den Dreirüsener Hof zu

kommen. Er mußte heute Mia sehen und womöglich Hermann bei ihr und hatte den Vorwand, er begleite Paul, der durchaus einmal reiten gewollt.

Als er Mias Lachen aus dem Parke hörte, ließ er seinen Jungen auf dem Pferde forttraben, unbesorgt, ob Paul herabfallen werde oder wohin das Tier ihn trage, drehte sich um und ging schwerfällig dem Staketzaun entgegen.

Mia stand mit Hermann vor einem Astenbeet. Er sah hinüber wie versteint.

Mia bemerkte ihn, glaubte aber, er komme nur zufällig vorüber und werde gleich wieder gehn. Sie sah fort.

Barth stand . . . stand . . .

„Wollen Sie etwas?“ fragte sie endlich, ein Stückchen näherkommend.

„Ja ja!“ antwortete er mit gelähmter Stimme und schwieg dann ohne jegliche Erklärung.

„Was denn? Wollen Sie zu meinem Vater?“

Er hatte, bevor sie ausgesprochen, schon den Kopf geschüttelt. In seiner Gestalt lag etwas, was Mia nicht weiter fragen ließ.

Hermann trat nun an den Zaun und fragte:

„Können wir Ihnen irgendwie nützlich sein?“

Barth nahm sich zusammen. Als er Hermann vor sich hatte, dessen demütigende Blicke und Worte

an seinem Hochzeitstage ihm hundertmal vorgeschwebt, vor sich mit Mia, hungerte es ihn, sich auf ihn zu stürzen, aber der Baumeister, von dem sie weit und breit redeten, war, obschon ein entfernter Verwandter von ihm, für ihn ein vornehmer und großer Herr, an dem sich zu vergreifen man vorher ganz von Sinnen sein mußte. Wider seinen Willen sprach es bebend aus ihm:

„Herrschaften wenn Sie mir eine Aster wollten“ er schluckte. „Meine Frau auf dem Kirchhof die Tote Sie hat sich aus Blumen nicht viel was gemacht . . . aber zur Beruhigung.“

Und als er dies aussprach, bedrängte ihn die Tote wieder, zeigte ihm wieder das Ausweglose seiner Leidenschaft, so vernichtend, daß die beiden Menschen hier im Park ihm grelle Puppen wurden. Er hörte nur noch eben Hermann sagen:

„Gewiß, Herr Barth.“

Er schnitt ihm sechs dunkelblaue Asten. Während Barth die langen Stiele ganz oben faßte, so daß er die letzten Blütenblätter mit den Fingern verschrte, fühlte er sich wieder grenzenlos gedemütigt. Warum sollte er weniger sein als der Geber der Blumen? Er nickte nur, sagte keinen Dank und ging.

Nach sieben oder acht langsamen Schritten drehte

er sich noch einmal um und druckste, unter der Gegenwart Hermanns sehr mühsam, die Worte heraus:

„Ob ich das gnädige Fräulein wieder bei uns den Jungen das Lehmkneten . . . zeigen . . .“

„Ja, ja, Meister,“ sagte Mia lächelnd, obwohl sie nicht mehr zur Ziegelei gegangen war, weil er wie eine Steinsäule sie angestarrt hatte, daß sie fast glaubte, sein Fleisch sei am Schmerz schlaff und sein Gehirn stumpf geworden.

Paul war inzwischen von Lissak den bekannten Weg zum Stalle getragen worden und unterhielt sich dort mit den Knechten.

Barth vergaß, sich nach ihm umzusehen und ging eilends nach dem Kirchhof. Unterwegs brach er den Ästern die Stiele hart unter der Blattkrone ab und steckte die blauen Stummel in seine Brusttasche.

Das Grab war der einzige Ort, wo die Tote nicht war und er frei von ihr. Er sah dort ein Weilschen umher und knarrte dann röchelnd: „Ja, Mutter, das hilft alles nuscht . . . der muß runter.“ Dabei riß er den Flor von seinem Arm und warf ihn über ein Gebüsch nahe dem Grabe. Dann zuckten seine Fäuste auf die Gegend der Brust, wo die Ästern verborgen waren, und kneteten die Jacke, die Blumen und das Fleisch darunter zusammen. Ein Stöhnen piff aus seinem verzerrten Munde.

Als er auf sein Anwesen einbog, trat ihm Mathilde erregt entgegen. Sie hatte den Ziegler am Zaun des Parks gesehen und geglaubt, er warte nicht bis zum Erntefest. Verzweifelt und bereuend brach sie daher ihr Vornehmen, nie wieder zu kommen, und wollte dem Ziegler sich als Mitschuldige offenbaren, wollte ihn aufrichten, — — nein, nicht so, der Drang war mehr Flucht und Neugier, — nein, auch das nicht: ein rauhes heldisches Freudengefühl brauste in ihr, ohne sich zum Gedanken zu formen, daß sie das, was sie nun war, aus allem Schdnsten und Süßesten ihres Lebens, aus allzuviel Sehnen geworden sei, wie sie ebensowohl aus demselben Süßen gut und groß hätte werden können.

„Ist etwas geschehen?“ fragte sie Barth verstört entgegen.

„Warum?“ fragte er dunkel und erschreckt zurück. Er verstand sie.

Mathilde entgegnete nichts, denn ein tiefes Weh ergriff sie, wohin sie doch geraten sei und daß es ihr keine Ruhe ließe. Es war, als träfen sich ein paar Nordbuben im Winkel.

Aber Andreas Barth verantwortete sich vor ihr: „Sie hält mir den Arm fest . . . die Tote. Wenn der sich losreißt, Fräulein Mathilde,“ schrie er und brüllte brünstiger: „Wenn der sich losreißt,“

aber die tote Marie ist ja hier und hier, bloß ein Ort ist, der hat sie nicht: das Grab.“

Damit wandte er sich von ihr. Er hatte im Gehn jetzt etwas Steifes, als könnten die Kniescheiben durchbrechen.

„Nicht doch! nicht doch! nicht doch!“ schrie Mathilde ihm nach.

Bereits am nächsten Morgen besuchte ihn Mia mit Engelbert. Sie gab sich tapfer Mühe, ihm mit Heiterkeit beizukommen, und darüber brach ein Freuen lawinenartig in ihm an.

„Daß Sie so schön Wort gehalten haben, — nein, daß Sie so schön Wort gehalten haben,“ bewillkommte er Mia.

Dann stand er bei der Knetarbeit seinem Sohne bei, gesprächig und zart, während Mia ihrem kleinen Bruder half. Zuletzt formte sie ihm ein Pferd, aber sie hatte zu weichen Ton genommen, und als sie es hinlegte, hatten sich an der einen Seite vier Finger ihrer Hand tief eingedrückt.

Barth bemerkte es, und mit verhohlenem Entzücken kam ihm ein, um dieser Fingereindrücke willen müsse er das Pferdchen behalten und als Andenken verwahren. Er würde eins von Paul eintauschen.

„Jungens,“ sagte er eifrig, „alles liegen lassen! — ho, die Sonne prellt heute. Bis Abend trocknet die Arbeit. Und dann brenn' ich es euch hart und rot. Damit spielt ihr, bis ihr Soldaten seid. Morgen könnt ihr's holen.“

„Der neue Brand, denke ich, fängt erst in ein paar Tagen an?“ erkundigte sich Mia.

„Mein Fräulein — in dem heißen, großen Ofen, denken Sie, brenn' ich, was Ihre Hände machen? . . . Dies Spielzeug? . . . das wär' ja, als wenn Sie selbst . . . nein, im Herde bau' ich einen Winkel ab. Und passe selbst auf . . . die Nacht. Sie werden sehen . . . jedes Stück . . . jedes Stück, ohne Fehler.“

Mia verabschiedete sich.

Dieser Tag bis hinab zum Feierabend wurde Andreas Barths erster ruhiger Arbeitstag seit lange. Er nahm seinen Platz am Meistertisch ein und handhabte flinker als je die Drainröhrenpresse. Er sonderte auch die schludrigen Pagen in den Gerüsten aus. Das Hinterhältige des Frohseins wurde durch des Frohseins Klarheit und Größe überstrahlt.

Am Nachmittag ließ er das Einkarren in den Ofen beginnen. Und wie er allein in den Feuerbahnen stand und baute, schien immer seine Frau wieder hinter ihm zu stehen und ebenfalls zu stapeln. Sie kannte all seine innersten Gedanken und machte ihm Vorwürfe.

Nach dem Sinken des Abends, als die Arbeiter und Liffak fort waren, sammelte er das lehmbackene Spielwerk und trug es in die Küche. Er baute in die Herdöffnung Ziegelsteine hinein und legte Kien und Holz davor. Das Pferdchen Mias hob er an seinen Mund, küßte die Fingerabdrücke inbrünstig und bettete es auf den günstigsten Platz im Herde. Dann rief er Paul herein; er mdge ihm die übrigen Stücke zureichen. Darauf zündete er das Holz an, legte die Herdplatte mit Ringen zu und regulierte die Flamme durch Hin- und Herziehen der Thür.

Es war dunkel, vom Feuer huschte kaum ein roter Schatten heraus. Der Mond mochte wohl auf der anderen Seite des Hauses schon aufgegangen sein, denn der Sternenhimmel funkelte blau.

Vater und Sohn standen wohl eine halbe Stunde regungslos. Barth horchte auf das Feuer, und in seinem glückbenommenen Inneren wachte mit einemmal ganz deutlich und viel wirklicher als alles außer ihm die Stimme seiner Frau auf: „Gieß die Flammen aus, Andreas. Du hast Unrechtes vor. Paß auf, ich nehme die Ringe heraus und hänge sie an den Nagel, dann zieht's nicht. Ich koche auch lieber Milch auf. Willst du nicht mal nach der Flamme seh'n? Bück' dich! . . . Andreas! . . . Bück' dich! Sieh nach: sie geht man bloß noch so hin und her, sie tanzt schon, wie

die lahme Antocha Walzer tanzt . . . Hast du auch die Rosinen nicht vergessen? . . . Osterkuchen muß süß sein. Paul, reich' mir doch die Tüte . . .“

Ein lautes Knattern der Flamme im Kien scheuchte ihn aus der Hellhörigkeit zurück. Er trat mit Herzklopfen beiseite, als er Paul neben sich stehen sah.

Er ging an den Schrank, holte ein Papier heraus und sagte: „Geh doch schlafen, Junge. Das wird so bald nicht fertig. Und hier, nimm, das schickt Mutter dir.“

Der Knabe ging. Andreas hob die Ringe auf, sah nach, legte sie wieder konzentrisch ineinander und wachte weiter. Die dämmerige Atmosphäre in seiner Seele sammelte sich schnell wieder, und bald hörte er die Stimme abermals in sich:

„Mußt nachher auch keins von den Pferdchen verwechseln. Das mit den Fingerabdrücken gehört Engelbert. Das darfst du unserm Paul nicht geben. Warum nicht? Frag' nicht so. Das ist ein Totenpferdchen. Da, . . . so leg' ich meine Finger dem Pferdchen in die Seite, und die Abdrücke sind von mir. Warum? hast du denn nicht gesehen? Siehst du, das Pferdchen ist nun ein Totenpferdchen. Es wäre nicht gut, wenn es hier im Hause bliebe. Gib es weg; wem es gehört, dem mußt du es geben.“

Er fuhr auf. Er saß auf der warmen Platte des

Herdes, neben ihm war sie sogar heiß. Wie? Hatte er sich denn überhaupt hingesezt? Er empfand vor sich Furcht. Es war Zeit zu schlafen.

Bald war der Ton auch gebrannt, das Totenpferdchen blaßrot.

Er nahm es mit sich.

Der Mond hatte duftige Löcher in das Dunkel der Stube gebrannt.

Andreas Barth führte das rote Pferdchen wieder an die Lippen, küßte die Abdrücke und stellte es mitten auf das Bord, worüber einmal das Christusbild gehangen hatte . . .

Bewegt ging er zur Ruhe. Innige Verehrung und Anbetung strömten den hellen Weg durchs Auge hinüber zum Bord. Der Mond? Geheimnisvoller Glorienschein schien aus dem dicken Kopf des Pferdchens und aus den Fingermalen der abgewandten Rückseite zu strahlen, hoch hinauf wie ein kleines, bläuliches Nordlicht, schwärmende Lichteimerchen bebten hinauf und hinab, Segen schüttend . . . stundenlang, als sei dies das offene Herz Christi . . .

Einen Götzen hatte er einst zerstampft, einen niedrigeren nun erhdht.

Die Bettstelle und die Betten des Zieglers waren auch ganz weiß von Licht, sie sahen so hell aus, als brennten sie ohne Flamme. Barth lag still, in halb

weiser, halb kindischer Versunkenheit, mit großem Auge auf die Stelle sehend, wo das zerstörte Bild gehangen hatte. In Gedanken koste er wieder und wieder Mias Fingerabdrücke. Und auch, als der Halbschlaf kam und der Schlaf kommen wollte, verglaste sein Auge nur etwas, ward aber nicht kleiner.

Vor dem Fenster spielten Wind und Mond mit den dürren Kürbispflanzen, die er auf das Dach geworfen hatte und die in die Fenster hingen.

Die Fingermale waren Mias und Maries, und die Sehnsucht nach den beiden war eine geworden, gemischt aus beiden, aus Tod und Leben, daher wirt, aber unbefiegbar groß. Mathilde hatte in ihm diese Vermählung vollzogen.

Zwei Adler schießen auf in wüstem Gebirg' ins Unerreichbare; an beide angeseilt, wird ein Mensch gegen Gletscher und Felsnadeln geschlagen, durch Lawinen und Steinschlag geschleift.

Dreizehntes Kapitel

Als am Vormittage des verspäteten Erntefestes der Bierfahrer auf dem Gutshof eine stattliche Reihe von Achteltdönnchen abgeladen hatte, klopfte er sich, natürlich mit der Bierfahrergrazie seiner ungeheueren Hände, auf die Lederschürze und sagte nachdenklich: Donnerwetter! Damit faßte er den verschmigt eiligen Wirrwarr der Festzurüstungen um ihn her im Geiste zusammen. Wie bei einem Umzug trugen Männer und Jungen, Mädchen und Insifrauen Tische, Stühle und Schemel über den Hof nach dem Speicher, zwei Körbe voll derber Gläser, eine ungeheure Strohkrone, zu deren Schmuck die jüngsten Mädchen bunte Bänder geschenkt hatten, Holzbdcke aus dem Backhaus und aus dem Verschlag unter der Treppe, das lila bezogene Sofa ebenso, lange, unbehobelte Bretter, bestimmt, als Tischplatten auf Bdcken und auf Fässern als Sitzbänke zu liegen; aus den Geflügelställen schrien die Schmaushennen am Messer, aus der Küche roch und brizelte es. Ein Knecht brachte vom Fleischer des nächsten Dorfes zwei Mulden, und die enthielten Kalb und Schwein, obwohl für gewöhnlich der geringen Nachfrage halber nur einerlei Vieh gemezgt wurde, so daß die gesamte Kundschaft, und hätte sie eine halbe Meile weit zerstreut gegessen, durchaus das-

selbe Fleisch aß, nicht Rind oder Schöps, sondern nacheinander Rind — Schöps. — Sogar ein Petroleumballon traf ein.

Dies sah, hörte und erfragte der Bierfahrer, sagte: Donnerwetter! und fuhr mit der Melancholie des Ausgeschlossenen davon.

Seine Fässer wurden von Arbeitern, unter denen sich auch schon zwei der Musikanten befanden, Kruschka und Augustin Schwan, auf die Schulter gehockt und in den oberen Speicherraum getragen. Weil der ungeheuer groß war und das spitze Dach sich aus mächtiger Höhe seitlich so weit niederließ, daß über den Dielen nur für Lufensfenster Raum übrig geblieben war, die großen Giebelfenster aber schon zugräumt und verdunkelt, — so sah man zuerst nicht viel mehr als die Lampenputzer und =putzerinnen nah am Treppeneingang, die lange und dicke Kerzen in wohlgesäuberte Laternen steckten, an Blendscheiben von Küchenlampen noch ein wenig wischten und vergebens am Roste alter Hängeketten scheuerten. Nach kurzer Gewöhnung der Augen lebte es in dem finsternen Durcheinander von Gebälk, Sparren und vierkantigen Holzträgern auf. Mädchen standen auf Leitern, Laubgirlanden in den Händen, und befestigten diese, wie Mia und Mathilde von unten aus angaben. Die Blätter waren schon herbstlich und das Gewinde so

dünn und karg, daß es in den langen, dicken und ernstesten Balkenkreuzen und -gerüsten beinahe verschwand. Der Verwesungsduft, der dennoch wie aus dem Innern dieser Gerüste schwebte, mischte sich mit starkem Mühlengeruch, denn in den Ecken wurden Getreide- und Mehlsäcke eng zusammengestaut, um Raum zum Tanzen zu schaffen, und sie bildeten in ihren hochgequetschten Stapeln, halb versteckt hinter dem Gesparr, dann wohl unheimliche Kolosse. Wenigstens Mathilde, die übrigens fröhlich war wie selten, sah sie an, als könnten die hintersten sich bewegen. Und auch der rauschende, eigentlich rasend geschwind pickernde Laut, mit dem das neben ihr beiseite geschaufelte Getreide fiel, schreckte sie. Ein stickiger granniger Staub entstieg jeder ausgeschütteten Schaufel.

Sie hätte ja weiter gehen können, dann aber kam sie näher in das rastlose Pochen hinein: Hermann saß da hinten unter der Dachschräge mit Säge, Hammer und Beil und baute für die Musikanten eine Bühne. Seine Kleider waren schon ganz mit Holzmehl bestreut.

Obwohl sie sich zu ihm hingezogen fühlte wie in der ganzen Zeit nicht, die sie miteinander verlebt hatten, brachte sie es nicht fertig, ihn jetzt anzureden. Es hätte sehr gütig geschehen müssen, wie man wohl redet, wenn ein schweres inneres Gewitter vorüber

ist, und dazu war sie zu spröde. O, wieviel von ihrem Willen und Wesen war vergessen und versunken in den letzten vier Tagen! Konnte davon noch etwas wirksam werden? — Überhaupt schien ihr die Welt angefüllt mit einem rosenhaften Lenzhauch von Güte.

Sie fühlte sich tief allen verwandt, die neben ihr arbeiteten.

Warum nur? . . . Weil sie vier Tage lang einsam tüchtig gearbeitet und dabei allerhand Verstimmung und Furcht besiegt und abgestreift hatte? . . . Nur mischte sich auch jetzt noch in die rosenhafte Milde von Zeit zu Zeit etwas Häßliches und Hartes. Sollte das Taubengurren, das vom Dachrand immerfort gurgelte, daran schuld sein?

„Du hast ja das Ende deiner Girlande fallen lassen, Mathilde?“ sagte Mia mit einemmal und hob ihr lachend das Gewinde auf.

„Danke.“ Mathilde lachte kurz. „Ich schlafe im Stehen ein, denkst du. Aber behalt es nur gleich. Ich habe auf die Tauben gehört. Horch nur, wie tief es knurrt. Ich will sie mir doch mal draußen ansehen, . . . ich möchte ein bißchen bummeln, wahrhaftig. Es sind ja Hände genug hier.“

Sie fletterte die Treppe herunter und betrachtete wirklich die Tauben. Eingeduckt saßen sie, weißbraun

und blauschwarz, und ließen ihre glatten Federwämse von der warmen Sonne gleichsam noch einmal einmummeln. Mathilde wurde es bei diesem Anblick sehr wohl; nun hörte sie das Gurren kaum.

Und nachdem sie in der weichen, silbernen Tageshelle die Lust verloren, wieder in den muffigen Speicher zu steigen, streifte sie langsam auf dem Hof herum, sah in die Viehställe hinein und schritt dann dem Wohnhause zu.

In einer Mädchenkammer pugten sich die beiden jüngsten Küchenschönen.

„Liebe große Grete, das steht dir ja gar nicht,“ sagte Mathilde, im Vorübergehen zögernd. „Aber knire doch nicht gleich so verlegen. Ich will dir ja etwas schenken, was an dir sicher viel besser aussehen wird. Ich habe ein weißes Sommerkleid, das kannst du ruhig heute noch anziehen. Aber ich will dich gleich darin sehen, ich freue mich ja schon . . .“

Und wenn nun doch etwas geschähe! fragte es plötzlich in ihr furchtbar rauh. Sie stockte ein wenig in ihrem Redefluß, und die Mädchen sprachen.

„. . . nicht annehmen können?“ sagte sie dann so leicht wie vorhin. „Das wäre ja noch schöner, — und für dich ist auch noch eine hübschere Bluse da, Lotte. Es muß doch weggetragen werden, Kinder. Was soll's hängen. Nun kommt nur mit.“

Und sie beschenkte die beiden jungen Dinger aufs reichste.

Während der Mittagsstunden, als die Sonne weiß und hoch über den Hof ging, bei der Mahlzeit, wurde es ganz ruhig in ihr.

Doch sobald sich die ersten jungen Schnitter und Schnitterinnen auf dem Hofe sammelten, war die Schläffheit als Schwere in das Wangen eingegangen. Sie mußte hinauf zum Speicher, solange er noch leer war, und etwas überlegen.

Das Dunkel prallte recht auf einen zu mit seinen Gerüchen nach Mehl, welkem Laub, Petroleum, Mäusen, Holz. Daß auch die Giebelfenster durch die grauen Kolosse abgesperrt sein mußten! Rundum war alles bereit, die Lampen eingehängt, lange Bänke, Tische, mehrere Schankstellen, Kisten mit Speisen, Teller, Gläser. Für die Herrschaften war etwas seitab eine behagliche Ecke, deren Wände aus Getreidesäcken bestanden, abgebaut . . . Mathilde ging durch den weiten Raum.

Von draußen drangen schon lauter die Stimmen der sich Versammelnden herein.

Sie setzte sich auf eine der Bänke, und als das Brett tief einwippte, schnellte sie sofort wieder auf. Ihr war dabei, als müßte sie die Tische zusammen schieben, den Schmuck abreißen, vor allem die elektrisch

lebendige Bank dort . . . o Gott, warum? Was war ihr denn?

Die Stimmen draußen wurden noch lauter.

Nein, hinaussehen wollte sie nicht. Sie nahm hastig ein Bierglas, schraubte am Spund eines Fasses, — es lief nicht. Das nächste Faß zischte das Glas voll, sie trank es, zwar absetzend, aber in einer Folge leer.

Dann ging sie doch an eine der Fensterlufen. Unwirklich, beinahe durchsichtig hell hinter dem staubigen Glas quirlte das Gedränge der gepugten Jugend, und die Alten saßen schmunzelnd auf Pflügen und Wagendeichseln, die Hände glatt auf den Schenkeln. Des Fensters starre Staubwolke um sie war viel wesenhafter als die Wesen selbst.

Und auch der Rauch über der Ziegelei hinten, — wenn die Knaben Quecken ansteckten, rauchte es ebenso. Und der unter den Rauchmäueln hin und her ging, sollte einem etwas zu Leide tun? Er war bekannt als ein wohl barscher, aber guter Mensch. Er war ja vielmehr ihr Lebensretter vor dem stößigen Bullen. Der Arme, er sollte in seiner Trauer blasen! . . . Mußte er nicht überhaupt den Rauch da hüten? Ach so, der alte Treiber Franz brauchte Liffak heut' nicht zu kutschieren und saß den Abend über wachend mit Paul Barth an den Feuerlöchern. Sie hatte ihm ja

selbst einen Korb voll Speisen gepackt und einen halben Eimer Bier hingeschickt.

Sie drehte sich um ins balkige Dunkel und schob den Kopf schleichend langsam wieder vor die Scheibe . . . wenn sie erzählte, daß sie einen Haufen Mehlsäcke hatte zucken sehen! Warum hatte Hermann eigentlich wieder gepocht? Nicht? — Wiederhallte es auch wirklich nicht?

Endlich erhob sich ein Trampeln im Treppenloch, und hinter ihr im Speicher hopste und drehte es, wie wenn da oben vom Dach ein paar Schusterläden koboldig herunterpolterten. Sie kamen . . .

Mathilde stellte sich in die Nähe der Treppe. Dunkle Köpfe und Körper stiegen hastig herauf, dazwischen etwas Blankes, worüber sie erschraf: Kropateks Waldhorn.

Nach einer Weile machte Schwans Piston eine Zickzackreise über den Köpfen, helles Gelächter scholl: Mathilde erschraf wieder und wartete peinlich weiter.

Als der Raum schon fast voll war und ringsum Licht gemacht wurde, stieg auch Andreas Barth herauf. Ihr brach der Angstschweiß aus, obwohl dort ein gebeugter, wenn auch riesenhafter Mann kam. Was? Schonte man seine Trauer nicht: ein Wildfang rannte ihn mit seinem ehrwürdigen Instrument an die Treppenswand. Mathilde trat hinter ein paar breitrückige Ein-

wohner zurück, verfolgte aber alle Bewegungen Barths. Er sah verändert aus gegen vorgestern, nicht eigentlich bleich; über seinem Gesicht lag ein grauer Schimmer, und einige nasse, an den Rändern wie verwesend poröse, weißliche Runzeln mochten sich eingeschlichen haben. Er ging noch steif wie neulich, als die Kniesehnen irgendwie behindert schienen. Auf der Musikbühne angelangt, nahm er Platz und streckte die Beine weit von sich. Er sprach wenig mit seinen Kameraden, die auf zehn vermehrt worden waren, schüttelte häufig den Kopf, stellte die Tuba neben sich auf ihren Trichter und ließ die Arme am Stuhl niederhängen . . . Als seine Augen Hermann und Mia faßten, waren die Blicke mehr bohrend als verbissen, Adern schwellen zu den Runzeln in sein Gesicht, aber der Körper blieb in seiner hängenden Haltung. Nur dieses eine Mal sah er lange hin, dann nicht rechts noch links . . . Gewiß, er findet Frieden und ist am Vergessen, dachte Mathilde. Schloß er sich von den Kameraden auch nicht ab, so war er doch allein und trotz der schlaffen Steifheit von einer magischen Hoheit umgeben . . .

Mathilde schien dies alles klar, natürlich und unbesorglich, und dennoch blieb ihr um die überall wohl lustigen, nur im Ganzen dickflüssigen Vorgänge im Speicher eine unsichtbare Wolke, die alles trug, in der alles wie Tropfen hing und stieg und geschoben wurde,

worin es unwirklich wie hinter dem Staub des Lufenglases sich regte.

Eingeleitet wurde das Erntefest durch eine Ansprache Eysedirks. Er hatte Kranebuhl an den Orden getippt, den dieser auf der Brust trug, und scherzend gesagt: „Was, Kranebuhl, Sie schämen sich nicht, wo ich keinen habe? Das ist wohl für Berron mit dem Wetter, für Salins mit den Weibern und für Pontarlier mit dem Rotwein zusammen? Na, passen Sie auf!“ Und dann war er in der Mitte des Raums auf einen Schemel gestiegen und hatte Kranebuhl wegen seiner Ehenilleteufel verhöhnt. „Ihr jungen Leute hier,“ sagte er, „laßt euch von den roten Teufeln nicht allzu sehr placken. Also die roten Teufel hausen nun einmal im Speicher, im unteren Geschosß beim Herrn Inspektor Kranebuhl, und gehen auch hier oben am Ende um. Die aber schon angefallen sind, denen sie im Nacken sitzen, sollen in der Polonaise vorangehen, welche ich hiermit erdöffne. Spielleute!“

Mathilde kam diese Rede sehr lustig vor. Sie lachte, stieß Mia an und sagte: „Fein, nicht wahr?“ Mia nickte, und die beiden hatten ihren Spaß, daß aus dem Publikum nicht viele etwas davon verstanden hatten.

Aber schon spielte die Musik, ein Tollen, Schleifen, Scharren brach an, ein Ordnen, und zu Paaren gingen

sie, voran Hermann und Mia, dann eine ganze Zahl junger Paare, und nun stand gar vor Mathilde dienernd der Großknecht: sie folgte, es machte ihr Freude. Und das kleine Orchester blies, daß die Füße mußten, ob sie wollten oder nicht. Barth führte mit seinem Basse den Takt markig an! Das war doch einer, auf den man sich verlassen konnte.

Wer wie sie auch einmal hinausfah, hätte bemerkt, daß schon kahlweißes Mondlicht um das Haus stand. Nun noch ein paar Stunden, so wurde man müde, trappte die Treppe hinab, hüllte sich draußen vor der weißen kalten Nacht in ein Tuch, ging zu Bett — o, und dann das Einschlafen mit dem fröhlichen Summsen im Ohr!

Raum hatte der nächste Tanz begonnen, so wurde Mathilde bereits wieder begehrt und bei den folgenden ebenso, und als die erste Stunde vorüber war, da machte sie auch mit Hermann unbefangen wohl ein paar Kunden, mit Eysedirk, Kranebuhl, sogar mit den beiden vorhin von ihr herausgeputzten Mädchen, und viel fehlte nicht, so lachte sie über die Besorgnis, die ihr den Vormittag zu verderben getrachtet.

Der Ziegler spielte gleichmäßig in seiner Kapelle mit, nur hin und wieder higte er das Tempo an. Er aß behaglich das dargebotene Abendbrot. Bloß das

eine fiel manchem auf, daß er in den Pausen das Podium nicht verließ, sondern in den Noten blätterte und manchmal über den Rand des Heftes hinweglas oder nervös den Wasserzug seines Instrumentes abnahm und ausgoß. Etwas Schleppendes haftete ihm an. Er sah nie nach der herrschaftlichen Ecke hinüber und nie nach den Tanzenden.

Er trauert, . . . dachte mancher.

Aber als es spät wurde, da stiegen seine Blicke einmal matt durch den Saal, und dann bligten sie und funkelten kurz und unheimlich auf.

Er hatte sich bezwungen, nun wollte er es nicht mehr, weil er nicht konnte. Ein Aufweinen war ihm nahe.

Während des nächsten Aufspiels hörte er plötzlich zu blasen auf, riß die Grundtöne aus dem Walzer und ließ ihn auf den Nachschlägen von Wald- und Tenorhorn hinken. Die Takte wurden ausgespielt, ohne daß sie eigentlich angefangen waren, doch die halbtrunkenen und lustberauschten Menschen kehrten sich daran nicht und stampften die fehlenden Töne donnernd in die Dielen.

Barth streckte die Beine wieder breit von sich und legte die Tuba quer über den Schoß. Er griff sich schmerzhaft an den Adamsapfel und kniff ihn. Das Verwesende, das in seinen Hautfalten fraß, schien nun auch in dem Gründunklen der Augen.

Er schraubte einen Ventildeckel seines Instrumentes ab und klaubte mit zuckendem Finger, in den dabei das Gefühl kam, als sei er geschnürt, die Feder heraus und zog ihre Spirale auseinander.

„Was ist denn?“ fragte Ensedirk, zu ihm tretend.

Finster und langsam antwortete er: „Sie sie sagt, die Ventile pumpern zu leicht,“ und seine Augen irrten aus der Ferne her und trafen erst nach einem Weilchen wie zufällig den Angeredeten.

Ensedirk nickte nur.

„Ganz wie die Hand ist,“ fuhr der Ziegler fort, in einem die Bewegung meisternden Murren. „Ganz wie die Hand ist. Manchmal ist sie voll Musik, manchmal nicht . . . Hier, sehen Sie . . .,“ er zeigte auf die Gegend der Pulsadern, „das ist so . . . so“

Er bewegte die Hand im Gelenk auf und ab, fingerte dabei, ließ sie dann fallen und reichte sie Ensedirk hin, als sollte er sie einmal heben.

„Die Ventile pumpern zu leicht,“ fügte er in der Verzweiflung eines Kindes hinzu.

„Ja, ja, ich verstehe,“ beruhigte ihn Ensedirk, nickte und ging weiter.

Am herrschaftlichen Tische sagte er: „Wir werden wegen des Barth nicht allzu spät schließen dürfen,“ und erzählte den Vorfall. „Den stärksten Kerlen geht ein Pech am meisten an die Nieren.“

Aber der Ziegler war verwandelt. Sein Mund stampfte und spie den gepreßten Atem, den seine Brust jeden Augenblick in tobendem Schrei auskühlen lassen wollte, stampfte ihn gebändigt, abgesetzt in die Röhren des Instrumentes. In den Tönen krachte er dennoch zu hart heraus, und manchmal versagte einer. Dabei drückte Barth die Tuba bis zum Zittern heftig an seine Brust.

Er mußte von dem Unsinn frei werden, dem verdammten: das Totenpferdchen da drinnen in der Tasche sollte endlich zerbrechen. Und kaum, daß die Mazurka zu Ende war, packte er mit der Linken das Schwanzende des tönerne Klosses im Rock, mit der Rechten von außen den Kopf, ihn ins Tuch wickelnd, und zerbrach das Pferdchen. War er nun frei? Er mußte! . . . basta!

„Was wollt ihr? was wollt ihr denn? was wollt ihr?“ herrschte er seine Kollegen an, die verwundert und neugierig zugesehen hatten, was er unsichtbar vor ihnen zerknackte. Da bemerkte er, daß auch Knechte und Mägde großäugig ans Podium drängten. Er dünkte sich mächtig, gewaltig, aber nicht an diesen hier unten; ihm war sein Recht an Mia klar! Er hatte ja ein schweres, süßes Zerren in eisige Nacht, wo stachelige Gänsehäute sich über den Nacken jagten, abgeschüttelt, und nun schwebte es über ihm . . . und

zog ihn hinauf . . . er erkannte, daß Mia ihn anfangs als ein Alp mit den Zügen seiner Frau gequält hatte, er erkannte, daß das Zerren hinab und hinauf dasselbe war . . . hinauf . . . nun mußte er doch nach?

Er stand auf, ging vom Podium, tappte hin, schwerfällig, vorbei am Tisch, wo Ehsedirk mit Kranebuhl und Franz Zinke saß. Und auch Hermann: vor diesem stand er eine Sekunde still. Dann ging er weiter zu Mia.

Sie sprach mit Mathilde.

Aber durch den Anblick Hermanns hatte er wieder Schmerzen mitgenommen, die sich wie Mäntel glühenden Eisens um die süßen Gedanken preßten. Und so fand er bei ihr nicht die großen heiligen Stammelworte, die schon aus seinen Gedanken sich aufmachen wollten. Zäh sprang das Bewußtsein, daß er ein verachteter Ziegelbrenner sei, in seine königliche Erhobenheit hinein, aber das überhitzte Nachtgefühl blieb, und nun stand er da, vorzeitig in eine jämmerliche Falle gestürzt, den Mund zum Reden geöffnet. War seine Macht auch nur eines Ziegelbrenners Macht und sprach er zu seinem Weh Torheit, er mußte sie sprechen und sprach versunken und verwunschen:

„Sofort müssen zwei Männer an meinen Brandofen geschickt werden. Der alte Franz ist eingeschlafen.

Mein Sohn kann nicht wachen . . . Großes Feuer ist . . .“

Verstellt klang dem Mädchen die Stimme, mythisch. Seine Blicke kosten Mia . . .

Er wandte sich ab und stapfte durch den Biergeruch, durch übermütiges Rufen und den heftigen Blakdunst der Petroleumlampen an eines der Lufensfenster.

Mathilde, plögllich zehnfach tief in das alte Grauen gestürzt und wie vernichtet, ging mit ihm.

Barth beachtete sie nicht und stieß heiße Gedanken in sich umher: Warum hatte er Hermann sehen müssen, war vorzeitig in die Falle gestürzt und hatte Albernes reden müssen? Trauer und Zorn balgten sich in ihm. Das Weib, das neben ihm herrschlich, war ihm jetzt nur Hermanns Schwester und erregte seine Wut noch tiefer, so daß sie die Übermacht gewann.

„Er soll es ja noch einmal versuchen . . . mit ihr tanzen, noch einmal soll er es versuchen,“ knirschte er, ohne seitwärts auf Mathilde zu sehen. Dabei rüttelte er am Lufensfenster, machte es auf und warf die beiden Stücke des roten Pferdchens mit schlafwandlerischer Hand in die Schwarzpappel.

Der Rabe rauschte draußen im Baum und duckte sich, als es über ihm in den Zweigen schlug.

Mathilde wollte in Todesqual zum Ziegler die Arme beschwörend aufheben — sie tat es nicht: er wehrte furchtbar mit seinem steilen, abgewandten Dastehn.

Sie fühlte sich von einem hellen, guten Willen beinahe wie von außen her angeweht, die Luft klang davon, — es tat wohl, einen halben Augenblick.

Sie brauchte nur zu reden . . . ihr Mund war wie versiegelt, denn der Ziegler tat schon den ersten Schritt zum Podium . . .

So war denn nichts in ihr als ein furchtbares leeres Arbeiten und Sausen: schnell — schnellschnell-schnellschnell!!

Warum stand sie auf dem Fleck? Schnell! ihre Füße gingen nicht . . .

Schnell! sie wollten nicht . . . und wollten sie wirklich, so empdrte sich ihr Atem bis zum Sticken und ihr Herz auch. Es haspelte und haspelte, dieses Tier, das Herz! es verdummte sie!!

Dies währte einen Augenblick.

Die Bläser setzten an. Ah, jetzt konnte sie gehen, ging ja, sie lief und wurde gestoßen.

„Lanzen Sie, bitte, wieder mit mir,“ sagte der Großknecht und trat ihr unter einer neuen Verbeugung in den Weg.

Sie sah nun auch Barth das Instrument ansetzen . . .

Als sie dem Großknecht ausweichen wollte, tat der verwundert noch einen Schritt an ihrer Seite, noch einen.

Die Musik setzte ein.

Wahnsinn!!

Es konnte ja nichts sein!!

. . . Sie war doch inzwischen mild und gut geworden!

Sie stellte sich schnell an eine Holzsäule. Hinter einem aufgerichteten Brett lag Korn, und sie hörte den Laut des Umworfelns in ihrem Ohre nachklingen, gab sich ihm sogar hin.

Ein rascher Tanz drehte sich durch den Raum. Mia und Hermann?

Zuerst waren sie zwischen den Paaren für den Ziegler verschwunden, dann näherten sie sich im Lichte, den äußersten Kreis ziehend. Andreas Barths Gesicht sah aus wie eine Frage, aus Kalk gemacht. Er schmetterte zuerst etwas Wüstes, wohl sechs oder acht posaunenschreiende Töne schnell hintereinander, in eins, . . . dann gar nichts, und als die beiden hart am Podium vorbeitanzen wollten, da riß er sich von seinem Sitz auf, daß eine Klarinette klappernd beiseite flog. Dabei lehrte er seine Tuba geschwind um. Etwas

frachte: der Tragriemen, mit dem sie ihm umgehängt gewesen, war geplagt. Er riß die Tuba in gekrakelten Fäusten über seinen Kopf empor . . .

Mathildes Schrei gellte noch, als das Instrument schon wieder nach unten zurückgesaust war und Hermann niedergeschmettert lag. Der Trichter der Tuba saß wie ein Papsthut auf seinem Kopf, aber nur einen kurzen Augenblick. Der Ziegler rüttelte das Instrument mit wütendem Ruck seitwärts ab, daß Hermann mitscharrte, und schon schoß es abermals hoch, auch seitwärts, in das Gebälk krachend. Dabei stöhnte Andreas Barth, — denn Andreas Barth wollte nun Mia treffen und seine Augen mühten sich, sie festzuhalten, umsonst, . . . als kugelten die gründunklen Räder unendlich schnell und unbeherrscht um sich selbst. Keine halbe Sekunde, so nahm er dem schon nach unten stürzenden gigantischen Ruck seinen Willen. Als stieße Unsichtbares plöblich ihm schwer in den Bauch, knickte er ein und schmetterte sich mit dem Doppelten der Gewalt des begonnenen Hiebes rückwärts, hinein in seine Mitmusiker, in die Notenständer. Er wurde nicht ohnmächtig, nein: erwachend schleuderte er sich hin, ohne Überlegen, ob sein Hinterkopf irgendwo zerschellen könnte. Seine Brust stieg in klappernd singenden Röchelrhythmen auf und ab.

Im ganzen Speicher heulte es mit Frauenstimmen,

oben die Sparren und Balken äßten es auf ihren dumpfen Röhren nach. Man lief, trat, hielt einen Stuhl, ein Waldhorn . . . Die Tuba schien in langem Saße durch die Luft an das entgegengesetzte Ende des Raumes gesprungen, um die beiden Mädchen, in deren Hände sie gekommen, das Gruseln zu lehren.

Gleich nach dem Ziegler sank Mathilde um. Der Schlag auf Hermanns Kopf haute ihr durchs Mark. Ein knorpeliges Zucken zwackte in ihrem Rücken und ihren Knien. Und als man schrie: „Haltet den Unmenschen! — Er ist verrückt geworden!“ als gleichzeitig durch eine zickzackartig den Raum durchbligende Stille Mias Wimmern zu ihr eine Gasse fand, ergriff sie Mitleid und eine räthelhaft jähe Liebe für Hermann. Im Grauen über das rasende Geschehen verlor sie sich, und im Versuch, zum Bruder zu tappen, fiel sie klatschend in das Roggenkorn.

Nach einigen Sekunden half man ihr beim Aufstehn, dabei gerieten viele Rörner in ihre Schuhe. Man wollte sie stützen und führen, doch sie wehrte ab und schlich langsam dem Zuge nach, der sich an der Treppe drängte, wo man Hermann eben hinabtrug. Ihre Füße waren sehr empfindlich geworden, und die Rörner drückten sich schmerzhaft ein. Da setzte sie die Sohlen voll auf den Boden, gab sich inbrünstig dem kleinen Stechen hin und schluchzte immer heftiger.

Man trug Hermann in die erleuchtete Inspektorswohnung. Nie sahen dort die roten Chenilleteufel auf den Burgzinnen, den Brückengeländern der Fenstervorhänge närrischer aus als jetzt.

Sehr bald darauf schleiften vier Männer den Ziegler herunter. Er stöhnte. Vor der offenen Thür der Wohnstube des Inspektors wollte er sich losreißen, und da dies nicht gelang, so taumelte er mit den Bieren herein.

„Er lebt doch?“ fragte er beinahe befehlerisch. Als er Hermanns Augen offen sah, ließ er sich über die ihn haltenden Arme fallen und küßte ihm mit schmerzlich breitem Munde die Hand.

Dann zerrten ihn die vier Männer nach Hause. Er sagte nichts, wenn man ihn fragte, glogte stier und wehrte sich bisweilen, weiter zu gehen. Auf seinem Gehößt scheute er zuerst vor der dort stehenden trockenen Wärme. Ein Wind wühlte immer heißere Schwaden heran. Der Mond war in feuchten Wolken ausgegangen. Hin und wieder fiel ein Tropfen.

Sie torkelten mit Andreas Barth in die Stube, nahmen sein Bett ab, warfen ihn darauf und wollten ihn auskleiden. Er ließ es nicht zu, wand sich los, ging schwerfällig hin und her, daß sie auswichen, riß einer Balsamine auf dem Fensterbrett den Kopf ab, ließ ihn fallen und trottete hinaus zum Ofen.

Wie beißende Hundeköpfe sprang der Widerschein des zerrissenen Feuers auf seine Gestalt, und drinnen im Ofen brauste die Weißglut wie ein Waldsturm um die röstenden Steine. Man sah den Schaum vor der Flamme aus dem Holze kochen und weit hinein in eine rosa Hölle, in etwas wie einen großen Wabenbau.

Mia hatte keine Männer geschickt . . . der greise Franz schlief in seinen Eßkorb geduckt, der kleine Paul war der einzige Wächter.

„Laßt ihn nicht los!“ schrie der eine seiner Begleiter. „Er will in den Ofen krauchen.“

Sie packten zu und zerrten ihn zurück.

„Die Mutter ist drin, hat er gesagt,“ schrie der Knabe, erschreckt über den verstörten Vater.

„Da krauch' ich nich rein,“ grientete der Ziegler. Es waren die ersten Worte, seitdem er den Gutshof verlassen hatte. „Paul, komm,“ sagte er nach kleinem Schweigen.

In der Stube legte er sich nun bekleidet freiwillig zu Bett, schlief aber nicht und drehte sich viel herum. Die Männer wachten bei ihm.

„Anlegen!“ kommandierte er von Zeit zu Zeit und trank aus einer Schnapsflasche, die er, der sonst Nüchterne, sich stöhnend holte . . . „Anlegen!“

„Wird das nicht zu viel sein?“ fragten sie.

„Anlegen . . .!“

Dann gingen zwei von ihnen sein Geheiß erfüllen, und er schien zu horchen auf das Bullern und Schurren des Holzes im Ofen.

Auf einmal öffnete er die Fenster und legte sich wieder.

Graue Rauchschwaden zogen herein und schwebten über seinem Bette.

So lag er.

Nach einer Stunde wieder fuhr er auf: „Anlegen!“

„Die Mutter verbrennt da drin,“ sagte ängstlich Paul, der nicht einschlief und widerwillig den rauchigen Kiengeruch atmete. Er schlug mit der Hand ein paar mal nach dem Qualm.

„Die Ziegel kochen,“ sagte Barth heiser, halb fiebernd, halb betrunken. „Weiß und gelb der ganze Ofen . . . Da sitzt sie auf dem Holz, und das Feuer brennt an ihren Rock und ihre Schürze, aber alles bleibt ganz Anlegen! Nachschieben!“ brüllte er auf. „Da geht sie weg vor den Kloben, . . . bumm! wie sie reinsliegen! . . . Aus Langholz gefägt, Zucker für Feuer . . . bumm! . . . Ganz hinten in die Feuerbahn geht sie! . . . hinter die Ziegel . . . da kommt sie wieder vor. Sie sitzt auf dem Holzhaufen, in der Glut. Sie hält ja . . . die Sanduhr in der Hand . . . und kippt sie rechts und links . . . kippt.“

Nun merkten die Arbeiter erst, daß sie ihm nicht hätten gehorchen sollen, als er befohlen: „Anlegen!“

Er verjagte die Tote, verfolgte sie mit Klöben und Feuer.

Morgenluft kam mit dem allmählich spärlicher einflutenden Rauch hereingewittert.

Andreas Barth schlief ein, tief. Und sein einst gelbes Gesicht war ganz grau. Arbeitete die Verwesung nun doch in den rissigen Falten?

Schwach glommen die Luken des Speichers durch das schwimmende Grauen. Keiner hatte die Lichter gelüschet.

Der Ziegler mußte unter Bewachung noch vier Tage im Bette bleiben. Er war aber nicht krank.

Er schlief ein paar Stunden am Tage, in der Nacht gar nicht.

Mehrmales, wenn er erwachte, ließ er sich die Photographie seiner Frau bringen. Er wurde friedevoller.

Als der Ziegelofen aufgerissen wurde und die Steine ausgekarrt, ergab sich, daß etwa 14000 Stück zersprungen waren, fast die Hälfte der ganzen Zahl.

Vierzehntes Kapitel

Im Gutshause war es still und drückend, als horchten alle in sich. Hermann lag in Umschlägen und sollte Aufregung vermeiden. Konrad Ensedirk und Mia schämten sich voreinander, daß Andreas Barth noch auf freiem Fuße war, denn die Empörung über seine That überwog weit das Gefühl der Verpflichtung für seine treuen Dienste und seine ehemaligen Freundlichkeiten. Andere in seiner Lage hätten sich nicht minder gut benommen. Immerhin zögerten sie; der Schlag mit der Tuba war so räthselhaft, daß man lieber erst eine andere Aufklärung als die durch das Gericht gehabt hätte. Und Mathilde, die durch das Grauen ganz aufgelöst schien, bat und flehte verzweifelt für Barth. Sie könne sich den Zustand des Zieglers zu gut erklären, und wenn sie mit Hermann darüber geredet hätte, so würde selbst er, der Halb-erschlagene, ihn entschuldigt finden. Die Stimme einer dem Ziegler tief Verpflichteten, die Stimme der Schwester, die Stimme der künftigen Schwägerin mußte gehört werden, aber mit den Stunden nahm in Ensedirk und Mia der Wunsch zu, sobald die Meinung Hermanns abgewartet sei, durchaus auf Andreas Barths Verhaftung zu dringen.

Hermann nutzte den Rat des Arztes, man möge

ihn allein lassen und die Aussprache über das Schwebende vorläufig vermeiden, er bat selbst, ungestört und einsam in seinem Krankenzimmer liegen zu dürfen, da es ihm wohlthue. Vom zweiten Tage ab war er außer Bette.

Um ihn blieb es immer dämmerig, auch am Mittag. Über die Fenster hatte man den wilden Wein wachsen lassen; jetzt brannte er in blutrotem Feuer, so breit wie die Fensterlächer waren. Die Rückseite der Blätter fühlte sich kühl und leichenhaft fleischig an. An Traubenskeletten, deren Silhouetten unwillige Krigeleien waren, hingen Beeren, dunkel und blank wie Jägerschrot, fünf, wohl auch acht, bisweilen nur drei zusammen.

Hermann nahm als selbstverständlich an, daß der Ziegler im Untersuchungsgefängnis sitze. Nur darüber ergriff ihn Zorn, daß er sich damals nicht gewehrt habe. Ganz blöde hatte er die Luba über sich fliegen sehen, einen dicken Blitz, ein irrsinniges Wunder der Natur, geformt wie ein blankes dämonisch lebendiges Gedärm . . . Es wollte den Ziegler scheinbar durchs Dach reißen mit seinem Schwunge . . . da war das Gekröse über ihn geschmettert. Als er das Bewußtsein verloren, hatte er noch die Empfindung von etwas widerlich Lauem und Weichem gehabt. Hätte er es dem Schufte doch eingetränkt!

Da erfuhr er, Andreas Barth sei frei und Mathilde

setze sich verzweifelt für ihn ein. Hermann empörte sich darüber, gleich darauf wunderte er sich, staunte, sagte jedoch nichts und verlangte noch einen Tag Ruhe.

Das tagelange Lauschen und der Blick nur auf das dämmerige Zimmer und den Teppich der Blutblätter hatte ihn wie zur Zeit all seiner Lebenskrisen tief innenwärts geführt. Er war bereit, feiner und ernster zu messen als an irgendeinem Alltag, trotzdem, dachte er, was er auch noch hören würde, sein Verlangen nach einer wenigstens bürgerlichen Rache würde nichts aufheben. Noch an diesem Vormittag brachte die Post ihm einen dicken Brief. Er las.

Joseph Barth hatte ihn geschrieben. Hermann möge ihn vornehmen, wenn er so weit gesundet sei, um seine Gedanken in seelischen Fluten kämpfen zu lassen. Hermann möge sich dessen erinnern, was Joseph ihm am Hochzeitstage der Zieglerleute gesagt, und er fragte, ob Hermann damals nicht auch gemerkt, wie Andreas Barth den Haß von ihm, Joseph, ab- und auf Hermann umgestellt habe. Und so widersinnig es gewiß klinge, er glaube fest, daß die That etwas sei, was den Ziegler über eine Menge gleichgültiger Menschen moralisch erhebe. — Diese Meinungen flossen in Barths christlichen Gedankenformen und -floskeln und gaben sein persönliches

Lebensgefühl wieder, aber Hermann wollte, nun er sie nicht bloß genießen, sondern anwenden sollte, an dem Werte der ganzen Person Joseph Barths irre werden. Das ist alles? dachte er erschüttert, und es war ihm schmerzlich, daß er mit dem Hingeben dieser Persönlichkeit auch den bildenden Wert seiner religiösen Kämpfe innerlich aufheben mußte. Und weil er dort doch immer seinen ernstesten Krieg sehen mußte, so rang er sich schließlich durch, zu sagen: Erkenne ich Joseph Barths Brief Wahrhaftigkeit und losbittende Kraft zu, so erkenne ich mich selbst ebenso an, als wenn ich ihm widerstrebe; dennoch, trotz meiner Bereitschaft und Ruhe, dies einzusehen, — es gibt noch ein Daneben. Ich will die geltende Gerechtigkeit auch. — Und dabei blieb er mit seinen Gedanken.

Am nächsten Morgen, schon ganz früh, redete Eysedirk ungehalten mit Mathilde. Sie möge endlich mit Hermann sprechen. „Wir wollen uns nicht zu Narren vor den Leuten machen. Also ich will eine klare Antwort. Und wenn Ihr Bruder Heilsarmeeanwendungen bekommt, dann soll er selbst versuchen, hier in Dreirußen fertig zu werden.“

Mathilde ging zu Hermann. Er saß auf dem Sofa, im offenen Fenster rauschte es kühl.

Schmerz und Verzweiflung hatten ihr Gesicht verwüstet, eine starre Weichheit um den Mund gelegt,

und ein neues Gefühl zu Hermann, scheu, doch hastig hindrängend, rieselte bitterlich in ihr.

Sie rang mit erstickter Stimme vor ihm:

„Hermann, bitte, überleg' noch einmal, was du antworten willst. Wart' . . . wart' o Gott, ich kann ja nicht! . . . Hermann! Was du mit dem Ziegler tust, das tust du mit mir. Nein, nein, nicht so, als könnte er für ein Leben, das er gab, ein anderes Leben nehmen . . . und ich muß dann weiter wissen Ahnst du, wer den Schlag mit der Tuba getan hat?“

Sie hatte geflüstert und stand zuckend, geschüttelt eine Weile vor ihm und sah ihn dann mit mattgeweinten, beinahe leeren und doch furchtbaren Augen an.

Hermann saß still und ließ den Kopf hängen.

Dann drehte er sich im Sofa langsam nach ihr um, so langsam, daß sein tiefer Schrecken unsichtbar blieb.

Ganz leise, in irrsinnigem Tonfall, fragte sie: „Also, was antwortest du?“

. . . Er regte sich nicht.

„Geh' du . . . antworten,“ sagte er hart nach langem Schweigen, und:

„Warum?“

Warum? . . .

Ich kapiere ja nichts.“

„Uns Verbrecher verurteilt man,“ sagte sie ohne Ton und sank auf einen Stuhl.

Hermann trat langsam auf sie zu, nahm ihre beiden Hände und fragte ernst und grollend: „Mathilde, was leidest du? Bleib' doch nicht so fremd.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Willst du nicht meine Schwester sein?“

Da fing wieder etwas an, ihren Körper hin und her zu reißen, ihr Gesicht entstellend zu durchzucken.

„Es würde mich freuen, so spät noch eine Schwester zu bekommen. Vertrau' dich mir an.“

Sie wollte ihre Hände frei machen und riß bis zum Ermatten wie ein Kind, doch fühlte sie sich bei diesem Ringen immer unentzinnbarer Hermann zugezogen. Ihre Seele lief immer mehr in ein Heißes hinein, wurde schwach und sah sich dann im Vertrauen zu Hermann gefangen wie in einem glühenden Ofen. Es gab nur noch: entweder hartnäckig stumm zu verbrennen oder durch ihre Worte sich zu lösen. So redete sie.

Er hielt ihre Hände fest, während sie ihm ihr ganzes Leben bis auf den heutigen Tag stoßweise vorlegte, ihre Kindheit, ihre Mädchenjahre, wie Christian gekommen, und ihre Not, wie der Ziegler gekommen, wie Hermann gekommen, wie Mia gegangen, die Weihestunde, den Geburtstag Esfedirks,

die Zeit bis zum Erntefeste, alles, was sie irgend wußte. Hermanns verwandtes Blut, die staunende Melancholie über sein Unglück am Erntefest und das dadurch erregte Nachforschen und Nachgraben in seinem eigenen ganzen Leben gaben ihm ein, in Mathildes Wirrsalen mit dem letzten Fleiß der Ehrfurcht zu wühlen und zu prüfen, zu fragen und zu erhellen. Silbern Seltenes wechselte in seinen Augen. So kamen sie bis zu dem Verbrechen, und Mathildes Last löste sich, und sie klagte zuletzt für den Ziegler und für die vielen hunderte ihresgleichen mit.

„Ihr seht unsre Oberfläche lange still und meint, wir hätten nichts erlebt. Wir aber stürzen aus Freundschaften in Feindschaften, aus Gegenteilen in Gegenteile. Ihr seht außen an uns irgendwo ein kleines Zucken und deutet es — ihr deutet viel zu leichtfertig. Nicht wahr, eine kleine Lüge, ein Verstandeschluß — was kann daran hängen? Doch nicht etwa unsre ganze Welt? . . . Und wir wissen selbst nichts. Wir laufen unsrem Tiefsten nach, und auf einmal ist es da: ein Verbrechen! . . . Doch!! Hermann . . . Zerdrücke mir die Hände nicht! ich hab's nun klar. Wollte ich nicht schon einmal? . . . Aldebaran? . . .“ Mit tränenschimmernden Augen warf sie wie eine Unterbrechung in ihre Worte: „Ich soll wohl noch einen dritten Beweis . . .?“ Dann brach sie aus: „So

fühlt sich also eine Brudermörderin! O, ich wüßte gern, wie es in euch anderen aussieht. Da drinnen, ganz ganz drinnen. Ich dachte immer, ich sei so wie ihr.“

Sie beugte sich über ihre und ihres Bruders Hände und weinte. „Ich möchte gern so wie ihr anderen sein.“

„Mathilde, du bist so. Ich kann mit dir fühlen: darum.“

„Wir würden nicht leben, wir Schlimmen, wüßten wir's vorher,“ fuhr sie fort. „Ich mußte dich achten . . . darum verachtete ich dich. Ich denke an die Weihestunde. Ich lernte dich bewundern, und darum tödtete ich dich, . . . weil ich in dir sah, was mir fehlte, und weil ich aus der Welt heraus haben wollte, was ich nicht bekommen konnte. Du hast keine Schwester gehabt? Doch, weil ich ein Blut in uns fühlte, hab' ich dich getödtet.“

„Ich lebe ja,“ erwiderte schmerzlich lächelnd Hermann.

„So antwortest du mir in dieser Stunde?“ Sie sagte dies mit ruhiger Stimme, aber ein Zittern lief durch ihren Körper. „Denken, Sprechen und Tun sind oft weniger Unterschiede des Grades als der Personen.“

Hermann bemitleidete sie und wollte zu ihrem

Troste reden, weil er sah, daß ihres Lebens Leben wohl zu Ende sei. Sie sprach übertreibend wie die Lebende mit dem Toten, er aber ernstlich wie mit der Toten der Lebende.

„Du hast ja nur in Gedanken und nicht einmal in Gedanken etwas getan. Sagst du nicht selbst: Wie viele Zehntausende in deiner Not mögen das gleiche tun, — nur wissen sie es nie und wir wissen es nie. Du standst nur zufällig auf der Mine, als deine Funken sprangen.“

„Und wenn man die Mine sieht und ihr nicht ausweicht?“

„Mathilde, kann nicht gerade in den größten Verbrechen, die wir am meisten verabscheuen, auf geheime Weise, die wir gar und nicht und nimmer sehen, ein großer Wille, ein vielleicht für den Alltag zu großer, schlummern? Können solche Verbrechen nicht Denkmale sein einer zu großen Sehnsucht?“ Er wartete. Trotz allem, hätte sie nun gefragt: „Ist der Ziegler frei? und also auch ich?“ — er hätte geantwortet: „Nein!“ Doch fuhr er fort: „Sieh zwei Liebende, da ahnen wir ein Verständnis: die Braut durchstößt den Bräutigam und dann sich . . . denn auch du, Mathilde, wärst mir nachgezogen worden. Es war gewiß ein raffinierter Drang der Selbstvernichtung in dir, der zuerst nach mir suchte.“

„Du verteidigst?“

„Deine Ziele, ja. — Den Ausgang und den wirren Weg nicht.“

In höchstem Weh rief Mathilde: „Der Weg bin ich selber. Du machst es mir immer klarer: ich bin und ich bleibe die Brudermörderin, und ich bin's nicht durch Zufall, sondern in meiner unanrührbaren Tiefe. Und doch, ich hab' dich lieb, Hermann . . . Ich bin verbrecherisch und doch, ich wollte nur das Süße . . . Ich will nun nichts mehr, ich möchte bloß gleichen Wesens sein mit euch andern.“

„Verbrechen ist ein konventionelles Wort,“ sagte Hermann verloren, dachte aber weiter: In den Trauerspielen nennt man einen Zwiespalt wie den ihren tragisch. So lange sie passiv blieb, war sie gut, wurde aber ihr Geschautes gewirkt und getan, dann verlor es. Von fern ging ihm auf, daß alles in der Welt, worüber zu reden sich lohnte, in uns und außer uns zweierlei sei, und daß zwischen Mathilde und den anderen nur geringe Gradunterschiede beständen.

„Ich werde das Schauerliche nicht los,“ sagte sie und sah über sich.

„Ja, es ist schauerlich. Die Schöne der Welt, die außer dir, um dich und mit dir hätte sein sollen, ist in dir herumgekrochen, schemenhaft. Der Heereszug von feurigen Schatten, der uns die Welt erobert,

das, was auf viele Jahre hätte verteilt sein sollen in vielen Gestalten und Erlebnissen, hat sich in dir gesammelt und geballt zu Wolken und Gewittern, und nun ist es so dunkel ausgebrochen.“

„Und hat sich totgewittert,“ fügte sie leise an.

„Du lebst ja,“ antwortete er mit demselben Lächeln, unter dem er gesagt: ich lebe ja. Sie kam ihm nun fast groß vor. Er dachte: Ein Mann lebt mehr in dem, was er tut, das Weib mehr in dem, was sie ist, und die meisten finden für ihre stillen Stunden eine Harmonie des Daseins darin. Und so könnten wohl Männer mit kleinerem Drange auskommen als Frauen. Und das legte wandte er in seinen Worten auf sie: „Deine inneren Maße waren vielleicht zu groß für unsre kleinen Formen des Lebens. Weine nicht wieder, ich spotte dich nicht aus. Höre erst weiter . . . Du hast an mir die Harmonie gesehen, die dir fehlte. Ich bin zwar auch Bruchwerk, . . . vielleicht aber beruhigt es dich etwas, wenn ich annehme, du hättest mich recht gesehen und wärst um deswillen in deine Verwirrung geraten: ich will nachträglich aus mir zu machen suchen, was du in mir geahnt hast. Und so kann dein Negatives in gewissem Betracht doch noch positiv werden.“

Er schwieg wieder. Er freute sich auch feinewegen, diesen Ausweg gefunden zu haben. Er sah eine weite

Arbeit offen. Erst jetzt war der Ziegler für ihn frei. So lange hätte er am Ende doch auf Verhaftung gedrungen und damit seine Trostworte an Mathilde widerrufen. Jetzt wollte er, wie Ensedirk es gewünscht hatte, an dessen Stelle treten und hier auf Dreirüsen schaffen, er wollte den Ziegler in seinem Dienste behalten und trotzdem für Reputation vor den Leuten schon sorgen; das Gerücht von dem Leichenwasser, das nicht im Kreuz vor die Tür gegossen sei, und von der Besessenheit Andreas Barths würde es ihm erleichtern. So tat er der Schwester doch den größten Dienst und nahm zugleich das Gut nun mit einigem Recht als sein Glück und Geschenk an. „Wird es dich beruhigen?“ fragte er noch einmal.

In seinen Augen flammte hell das Seltene, Silberne.

„Du wachst an mir, ich sinke an dir. Beruhigen wird es mich. Es schmeckt mir auch bitter, dieses: abgetan!, mehr aber freut es mich. Ich finde — wie du deine Schwester — meinen Bruder. Dies ist nun doch mein erstes Liebes, und das wird von Bestand sein. Ich danke dir für diese Stunde.“

Schon an der Tür wandte sie sich noch einmal um. „So. Darüber habe ich ja meine eigentliche Frage vergessen, was du mit dem Ziegler vorhast?“

Er nickte nur, unter einem sehr ernstern Lächeln, sie erwiderte es und ging.

Bald darauf kam Mia zu ihm. Sie sagte: „Du willst lieber, daß deine Schwester zu dir kommt und dich pflegt.“

Er antwortete: „Ja, Mia, laß sie kommen. Sie hat es sehr schwer.“

Unverlegt hörte sie es an. Sie empfand Scheu vor Mathilde und wollte gehen.

Hermann umfaßte sie und erklärte: „Sie macht das Lebendigbegrabensein durch, vom Leiblichen aufs Seelische übertragen. Seit lange schon.“

„Hermann . . .?“ fragte Mia leise.

„Wir haben das nicht gesehen, mein Liebes, nicht wahr?“

Mia schüttelte den Kopf.

„Wenn die Lebendigen im Sarge erwachen,“ sagte er, „so hört es auch meist keiner. Und wenn man zufällig den Toten ausgräbt, so hat er sich umgewälzt und seine drei Bretter zerbissen und zerkrast. — So. Meine Mia wird mich und Mathilde vorläufig nicht fragen, nicht wahr? Wenn ich die Geschichte auch erst nach Monaten oder gar Jahren erzählen sollte? Und Vater sagen wir vorläufig auch nichts?“

Mia streichelte ihm die Hände, ein wenig darüber verlegen, so gewichtig genommen zu werden, und fragte

ablenkend: „Wie geht es dir aber?“ denn was sie für selbstverständlich hielt, versprach sie nicht erst.

Hermann war von seiner Verletzung ziemlich genesen und festigte im Verlaufe dieses Tages Mathilde und sich in weiteren Gesprächen von der Art des ersten.

„Und Christian?“ sagte er gegen Abend. „Ja — daß er ein Sauferwind ist, wußtest du auch.“

„Hermann, gebe ich ihm denn irgendeine Schuld?... Ein Kübel Wasser auf fruchtbare Erde — und sie quillt, auf ungelöschten Kalk — und er kocht und dampft.“

„Meine Philosophin an sich selbst — jetzt schon.“ Er streichelte sie. „Solange einer lebt, gibt es kein Ende. Irgendwie kann er immer noch anfangen.“

„Ja, irgendwie muß er ja.“

Fünfzehntes Kapitel

Zum Ziegler hatte man seine alte Mutter von den Verwandten geholt. Was Barth verbrochen, hatte man ihr verschwiegen. Sie hatte verschmerzt, daß sie um das Gedächtnis an ihre vier Kinder gekommen war, und sorgte für Andreas wie für ihren Einzigen von je. Sie ließ sich vom Vergangenen nur das Notdürftigste erzählen und wirtschaftete voran, gleich als sie kam.

„Mein Sohnen, mein Andreaschen muß zu essen haben,“ sagte sie und band einen Topf mit Kürbis-kompott auf.

„Großmutter!“ sagte dabei der kleine Paul, und als sie nicht hörte, wiederholte er: „Großmutter!“

„Was willst du, Bengelchen?“

„Soll ich dir etwas erzählen?“ fragte Paul.

„So, mein Andreaschen sieht nicht gesund aus,“ fuhr die Alte fort, ganz ihrer Küchenarbeit hingegeben.

Da lachte Paul ihr ins Gesicht und lief weg.

Der Ziegler spähte nach dem Gendarmen aus, um ihm entgegen zu gehen, denn er wollte die stumpfe Mutter nicht wieder so mit dem Kopfe wackeln sehen wie damals, als man die Knochen ihrer vier Söhne vermengt hatte.

Weil er warten mußte, so drängte er die helleren aufatmenden Ströme, die sich in seinem Inneren Bahn graben wollten, zurück und wartete beinahe gleichgültig.

Niemand auf Dreirüsen konnte dem Ziegler die gute Botschaft bringen, die er nicht mehr erhoffte; auch Mathilde nicht. „Du sollst unsre Gedanken und Erwägungen nicht vor ihm auspacken,“ sagte Hermann zu ihr, „ich will es nicht, und ohne das wirst du es nicht ausrichten können. — Mir wäre es auch dann nicht recht.“

Da sprach noch abends, kurz nach dem Gespräch über Christian Klingspiel, Joseph Barth vor und erkundigte sich. Ihm sagte Hermann seinen und Eszeldirks Entschluß, und er möge doch den Ziegler kommen lassen.

Joseph dankte, nahm gleich Abschied und ging zum Bruder hinüber. Es war sehr dunkel.

„Tag, Joseph, was willst du?“ empfing ihn Andreas am Einfahrtswege so gleichgültig finster, wie er eben war.

Als Joseph einfach erzählt hatte, er bleibe frei und im Dienste und er müsse gleich auf den Gutshof, fragte Andreas nicht, ob etwa er der Fürbitter sei, sondern das verhaltene seelische Aufatmen durchquoll seinen ganzen Körper.

Joseph erklärte: „Ich ging nur durch und wollte sehen, wie alles steht. Da bekam ich den Auftrag, bringe ihn dir und muß weiter. Es ist spät. Die Sterne kommen nicht. — Mutter ist da? Grüße sie von mir. Adieu.“

Andreas forderte ihn nicht auf herein zu kommen, bestellte auch den Gruß an seine Mutter nicht, sondern schloß schnell das Kleiderspind auf und zog sich um.

„Andreaschen, wo willst du hin?“ fragte die Greisin.

„Du sollst mir bloß den Flor hier um den Armel nähen.“

„Wenn du denn man nicht wieder kränker wirst . . . Laß lieber.“

„Lustiger werd' ich werden.“

Die Alte nähete, er stand ungeduldig daneben, und nur seine Ergriffenheit ließ ihn abwarten, bis der Flor saß. Dann zog er schnell den Rock über.

„Was, willst du auf den Kirchhof gehen?“ fragte die Mutter bestürzt.

„Das hast du aber doch noch geschafft, mit deinen schwachen Augen,“ sagte er zurück, um nur überhaupt geantwortet zu haben, und drückte sich aus der Thür.

Im Gutshause wurde er in ein Zimmer gelassen, wo Ensedirk, Hermann und Mathilde bei der Lampe

saßen. Mia war es peinlich gewesen, den Ziegler jetzt zu sehen.

Dem wurde es noch schwerer, ein um Verzeihung bittendes Wort zu sagen, als es Mathilde schwer geworden war, sich anzuvertrauen. Aber er wußte, daß ihm der jähe Ausbruch leid war, und so kam er bis dicht an den Tisch, um zu reden . . . Ein Weilchen kämpfte er mit seiner Härte, dann stotterte er heiß und rauh hervor:

„Wirklich . . . Herr Baumeister sehr . . .“
Und gegen Eysedirk: „Mein guter Herr . . . ich war
es war wie . . .“

Er zuckte die Achseln.

Eysedirk sagte: „Barth, Sie waren übergeschnappt nämlich. So behauptet der Herr Baumeister wenigstens. Heute reden wir nicht davon. Ihr Bruder war ja wohl bei Ihnen. Was versprechen Sie nun, wenn Sie wie bisher — Herr Lichtwardt wird die Ziegelei an meiner Stelle leiten, Sie bleiben vorläufig im Betrieb.“

Der Ziegler stotterte, halb lachend, freilich ohne daß sein Gesicht lachte, glücklich weiter:

„Wahrhaftig . . . es war rein wie und Sie werden noch zuletzt zufrieden. Nun haben Sie mich auf immer zum Eigen gebracht und angebunden Herr Baumeister, Hirschtal ist gut,

wenn Sie und sollten . . . jetzt denken Sie, ja ja, erst so und nu kommt der Kerl womöglich noch doktern . . . Nein, nein, am Ende Sie werden noch mal am Ende mit mir noch zufrieden sein . . . Nun bleib' ich in der morschen Bretterkrone, wie Sie immer sagen, Fräulein Mathilde." Er hielt ein und sagte dann plögligh innig: „Fräulein Mathilde, ich danke Ihnen auch schdn Gefangen . . . und tu keinem was an.“

Hermann fragte schweratmend: „Und wie stehen Sie mit ihrem Bruder?“

„Von Joseph will ich nichts wissen,“ antwortete Andreas Barth ernst.

„So fangen Sie wieder an?“

„Herr Baumeister, nein, ich fang' nicht an. Nichts Neues, das Alte. Was hilft's? das wird nie neu. Und mit meinem Halbbruder bleibt's nun erst recht beim alten. Aber er könnte ruhig in meinem Bette schlafen. Und wenn es mit mir durchgehen will, da nehm ich lieber die Art und spalte den Haublock damit. Aber ihm krümme ich kein Haar.“

Am nächsten Morgen suchte ihn Mathilde auf. Sie hatte den Wunsch, näher zu erkunden, wie sein Herz sich geschlichtet, es sollte das legtemal sein, daß sie mit ihm spräche. Ein heftiger Wind zerfetzte

die Wolken, wie mit Scheren schneidend, den Steinstaub hegte er die Chaussee heraus, von Süd nach Nord, wer weiß wohin? Und in den gestugten Weidenköpfen brauste er, als sollten die starren, dickköpfigen Zwerge sich empören. Auf dem Friedhof wühlte er im Gras der Gräber, als wollte er bis zu den Särgen hinab.

Ruhig saßen Andreas Barth, seine Mutter und Paul am Tisch, auf dem sie den bisher unaufgeräumten Kommodenkasten der verstorbenen Frau Marie ordneten.

„Wir kennen uns doch schon,“ sagte Mathilde zu der Greisin, und die Begegnung im Walde stand schmerzlich klar vor ihr.

„Ja, ja, wir kennen uns,“ antwortete die Greisin fest betuernd, aber sie forschte nichtsdestominder zweifelnd an Mathilde herum, als habe diese sich sehr verändert oder als müsse sie in sich suchen. Doch das dauerte nicht lange, obwohl sie keine Klarheit gefunden zu haben schien; sie gab sich ihrem Ordnen wieder hartnäckig hin und kümmerte sich um die anderen nicht, sie horchte an ihnen vorbei und fragte nicht.

Andreas Barth nahm aus dem Kasten ein weißes Halstuch und den Impfschein Pauls, hob beides auf und wandte sich gegen Mathilde.

„Da, da, jetzt ist das und das und alles unfres.“

Jetzt legt sie nicht mehr die Hände darauf und ist nicht mehr überall mit ihrem fremden feinen Gesicht. Jetzt ist sie, wo sie ist.“

Als seine Mutter einige der Sachen ausbürsten gegangen war, fuhr er langsamer fort: „Und . . . Sie haben ja auch das andere, was mir mit Fräulein Mia war das kann ich verreden, da schäm' ich mich nicht Was kann eins tun, wenn's über uns kommt. Ich hab' es müssen totschlagen . . . Und nu werd' ich recht schwere Ziegelhucken tragen. Und was im letzten Brand zu viel zersprungen ist, muß eingeholt werden. Ich werd' auch wieder Kürbisse ziehn. Ja, das war . . .“

Die Alte kam wieder und hörte das Folgende mit gefalteten Händen ein Weilchen an, um dann verständnislos zu husteln und weiter zu kramen.

„Das war, als wenn irgendwo ganz tief in all den Ziegelsteinen, die ich gearbeitet habe, ganz ganz tief . . . und ganz ganz leise, eine Harmonikamusik vergraben war. — Ja, Sie sehen mich an. Ich bin nicht gelehrt und kann nicht die richtigen Wörter treffen. Aber so was war's eben. Und nun hören Sie das und stehn und gehn Sie da mal hin und her . . . Und tausende tausende Ziegel machen Sie so jahraus jahrein. Und überall auf dem Gehdft zieht das . . . als wenn eben Musik . . . Da pickt es Sie

nun und ärgert Sie. Was macht man? . . . Ach, Sie wissen ja nicht, worauf ich aus bin,“ brach er ab.

„Das verstehe ich, das kenne ich,“ stimmte Mathilde bei. „Ah, gut. Seht ihr, es ist dasselbe, es ist dasselbe . . . Und nun?“ Sie stand auf, die Alte kümmerte sich nur mit einem Blick darum. „Und nun, wo es aufgehört hat?“

„Das wird wohl niemals aufhören,“ sagte ernst der Ziegler.

„Nicht?“ fragte Mathilde noch ernster.

„Sie wissen eben nicht, was ich meine,“ versicherte er.

Sie wußte. Und sie sah, daß dieselbe Tat, als ihre Tat genommen, furchtbar und vernichtend gewogen hatte, als des Zieglers Tat aber befreiend gewirkt. Bei ihm war die Tat aus seinem Kranken wie ein Geschwür geschworen und aufgebrochen, bei ihr aus ihrem Guten. So war Mathilde auch vor ihrem Kumpan unterlegen.

Es gab nun keinen Menschen ihres Verkehrs mehr, an dem gemessen sie nicht unterlegen war . . . außer Christian vielleicht, dem sie am Ende bloß als Mitglied des anderen Geschlechtes verpflichtet gewesen.

Der war fort.

Mathilde ging heim durch den Sturm, dessen faufende Scheren nun im Kirchhof und Parke hausten, daß die Blätter manchmal hoch über die Wipfel spritzten. Und die Bäume bogen in weiten Würfen seitwärts aus.

Mathilde wurde es dabei sehr warm ums Herz, aber sehr seltsam warm.

Sie bat ihren Bruder, mit ihr die nächste Versammlung der Gemeinschaft für entschiedenes Christentum zu besuchen. Es sollte keine der seltenen Weihestunden, sondern nur Predigt, Gebet und Gesang stattfinden. Sie hoffte, den umgekehrten Schluß auf Hermann ziehen zu können wie vor einem halben Jahr. Hermann lächelte gutmütig und fragte sie nicht. „Schön, Joseph Barth wird sich freuen,“ sagte er, schon wieder ernst und wirklich aufmunternd.

Die Versammlung verlief für Mathilde ein wenig abstoßend auch diesmal. Und ihr war dabei, als wollte sie ihren Bruder durch eine dicke Mauer sehen, doch sie verkleinerte ihn nicht, sondern vergrößerte ihn bis zur Ehrfurcht.

Als sie beide nach Dreirußen zurückgekehrt waren und freundlich auseinander gingen, hörte sie Frau Zinke in ihrem Zimmer klappern. Sie war dabei, ihr Spinnrad auseinanderzunehmen.

„Was machen Sie?“

„Es ist kaputt. Hat auch keinen Zweck mehr. Man bekommt die Ware wirklich so viel billiger gekauft. Kommt das olle Haus weg, kann auch der olle Kram weg.“

„Und wir setzen uns dann nicht mehr zu Ihnen und horchen?“

„Warum nicht?“ sagte Frau Zinke geschmeichelt.
„Denkt ihr, es geht nicht?“ Sie sumimte:

Ich alte Fraue
Spinne das Graue,
Trete das Rad mit zitterndem Bein,
Blau blüht der Lein, blau blüht der Lein.

Mathilde sah sie mit jenem merkwürdig warmen Gefühl an, das sie vom Abschied bei dem Ziegler mitgebracht hatte, und glaubte in Frau Zinke eine ältere Leidensgefährtin gefunden zu haben.

„Frau Zinke, haben Sie viel Schreckliches erlebt?“

„Nein, mein Radommelchen, nicht viel,“ antwortete sie sanft. „Das Erntefest war das Schrecklichste.“

Das Erntefest! Mathilde erbleichte.

So kam sie zunächst nicht über die Trümmer ihres Lebens hinaus.

Sechzehntes Kapitel

Da zum Winter auf dem Lande das Leben schlafen geht und die Abwechslungen in einer mäßig großen nahe gelegenen Stadt schnell fade werden, so nimmt man auch wohl eine Gelegenheit zu dörflichem Vergnügen wahr. In Althuben, das eine Stunde von Dreirußen, aber entgegengesetzt der Stadt hinterm Walde gelegen ist, fand alljährlich kurz vor Weihnachten eine Marzipanverwürflung statt, die größte und berühmteste der ganzen Umgegend. Meistens kleinere Bauern mit ihren Kindern, aber auch neugierige Städter und Gutsbesitzer, die sich leutselig zeigen wollten, gaben sich dort ein Stelldichein in einem Gasthaus mit prachtvoller Aussicht auf den Strom. An jenem Abend schellten die Schlitten aus allen Windrichtungen nach dem „Polarstern“ als Mittelpunkt zusammen.

Ensedirk erleichterte den jungen Leuten seines Gutes stets gern die Teilnahme an dem heimeligen Glücksspaß, ließ unter dem Gerüst eines Leiterwagens zwei Schleifen befestigen und in diesem Ungetüm von Schlitten die Glücksbrittermannschaft abjagen.

Diesmal fuhr auch sein Schwanenhalschlitten hinterher, besetzt mit Hermann, Mathilde, Mia und Ensedirk. Kein Kutscher, sondern Inspektor Kranebuhl selbst saß auf dem Bock.

Obſchon der Abend dunkel war, ſchien die ganze Welt weiß; die Bäume waren mit ſilbernen Häuten überfrozen, die Ackerſchollen ſchienen wie weiße Wellen übereinander zu liegen, und in dicken Flocken flog der Schnee. Faſt verhüllte er den erſten Schlitten vor dem zweiten, der ſich gemäß dem lebhaften Steigen und Fallen der Chausſee jenem nachwiegte. Ging es bergab, ſo brach da vorn im zupfenden Schneetanz ein Tüchlein und Jubeln los, die ſchwarzen Geſtalten tummelten und borten, hoben und neigten ſich zwiſchen den Leitern. Ging es bergan, ſo ſprang ein Duzend Burſchen und Mädels herab, hurtig und ungeſchickt. In ihren Fauchthandschuhen und dicken Wintersachen ſahen ſie aus wie ein Rudel Bären, die ſich balgten und mit Schnee bewarfen, warmtrampelten und mit den ungeſchlachten Pranken fingen. Die weißen Seidenquafte ſchneiten immer eifriger und blieben an ihnen hängen. Da war ſchon wieder eine Höhe erreicht, und damit ihm der Schlitten nicht weit voraus in die Tiefe glitſche, ſprang das Rudel wieder auf. Einige blieben gleichwohl unten zurück und hatten nach Leibeskräften zu laufen. Für ein Weilchen war der vordere Schlitten dann verſchwunden, und man wiegte ſich auf den Schwanenhälſen wie in einer weißen Wolke nach weißer Muſik, hinauf . . . hinunter . . . Wie nach Muſik fahren Hermann und Mia,

die Verlobten — und auch die beiden alten Herren, der auf dem Boocke sonderlich.

Mathilde, innerlich müde und fast nur mit den Sinnen an der Partie beteiligt, schlief im Schlitten tief ein. Übrigens war sie schöner geworden, als sie gewesen, doch gleichsam über ihre früheren Züge hinweg, gleichgültig wie eine Blume und beinahe wider Willen . . .

Von der Fahrt so seltsam lustig eingewiegt, trat man im Saale des „Polarsterns“ vor ein seltsam lustig verzaubertes Tischlein-deck-dich. In Hufeisenform, weil die das Glück unterstützt, waren zu drei sehr langen Flügeln Tische zusammengestellt, und sie schimmerten im festlichsten Staate von Linnendecken. In Kartons mit weißen Manschetten oder auf weißseidenem Papiergeschnitzel lagen die phantasie reichsten Herrlichkeiten aus Marzipan gebreitet, dicht bei dicht, kraus durcheinander: große Sterne mit Kirschen und Pflaumen, der deutsche Michel, Herzen, Schweine, Schornsteinfeger — große Sterne mit Engeln und Äpfeln, Burgen, Würste, Kartoffeln, ein Hemdenmaß, eine Eule — wieder Sterne . . . unübersehbar.

Über diesen zarten Süßigkeiten verdickte sich eine übelduftige Rauchwolke aus schlechten Zigarren und Pfeifen.

„Donnerwetter, da wird Dreirüsener Tabak geraucht,“ sagte Esfedirk beim Eintreten.

Zu beiden Seiten des weißen Hufeisens saßen eifrige Würfler in Gruppen an kleinen Tischen, und wohl hundert Knobelbecher klapperten:

Eysedirk suchte einen Tisch abseits, nah der Thür, und ließ sich mit den Seinen dort nieder. Die Insassen des ersten Dreirüsener Schlittens hatten sich in dem großen Raume bereits zerstreut. Zwei dicke Kachelöfen wärmten behaglich. Es wurde wenig getrunken, die Wirtin am Büfett schlief fast ein wie der das Marzipan überwachende Wirt. Die Gespräche summten eben hin, höchstens einmal untermischt mit Ausrufen des Staunens, Eifers oder Argers, auch kurzes Lachen scholl ab und zu, indes gleichmäßig klapperte das Wein am Leder, wohin man horchen mochte, und nur die Zahl der Augen auf den Würfeln wurde überall laut und energisch gerufen. Das Marzipan auf dem Kinnen nahm nicht ab, und der viele Zigarrenrauch schien es schließlich in seinen Nebeln unsichtbar machen und wegbeizen zu wollen.

Die zunächst den Fenstern sahen draußen grau den Schnee sich durchs Dunkel wälzen.

Da fuhr noch ein Schlitten vor. Der Hausknecht Christian Klingspiels brachte ein paar städtische Gäste, junge Eheleute, die neugierig der dörflichen Berwürflung beiwohnen wollten und auf eine abendliche Schlittenfahrt lecker gewesen waren. Es war deutlich

zu hören, wie er im Hausflur zum Wirte, der ihm entgegen gegangen war, sagte: „Nee, nee, er ist zu Hause,“ — und gleich darauf: „Nee, nee, vorgestern ist er gekommen.“

Der Hausknecht, in einen dicken Kutscherpelz gemummelt, trat unter komischen Verbeugungen ins Lokal und ließ sich an der Schenke einen Kümmer füllen. Etwas Gewichtiges umgab ihn, als sei er besonderer Aufmerksamkeit wert. Er mußte sich wohl vor seinen Fahrgästen gewaltsam zurückgehalten haben und schien durchaus mit der Wirtin reden zu wollen, die aber, gleich nachdem sie ihn abgefertigt hatte, den Kopf nicken ließ.

Als Eysedirk ihm winkte, kam der alte Mann beinahe gesprungen.

Die Gäste an den übrigen Tischen ließen sich nicht stören, würfelten weiter und lenkten nur zwischenein zerstreute kurze Blicke herüber.

„Herr Klingspiel ist da,“ berichtete der Hausknecht, ehe er gefragt wurde, nahm die Pudelmütze in die Hand, drehte und betrachtete sie.

Mathilde bat leise und dringlich Mia, mit ihr um eine Lübecker Marzipantorte zu würfeln. Sie war erbleicht.

„Der Zugvogel!“ rief Eysedirk. „Na, und? Vergnügt wie immer? Ist er gesund? Ist er munter?“

„Ja, gesund ist er,“ antwortete der Hausknecht, „aber er ist blind.“

„Was haben Sie gesagt?“ fragte Ensedirk wütend, doch leise. Die anderen am Tische ruckten vor oder zurück; einige bestürzte Worte quälten sich aus ihren Kehlen, die meisten blieben darin stecken.

Mathilde saß steil da, stöhnte kurz, als lache sie, verzog den Mund und schloß die Augen, da sie ihr jäh heiß wurden.

„Also scht! seid einmal still,“ sagte halblaut Ensedirk, im trockenen Tonsfall größter Betroffenheit, „damit kein unnützes Aufsehen entsteht. Dem Wirt sehe ich an, daß Sie ihm noch nichts gesagt haben, nicht wahr? — — Sie, Mensch, so reden Sie doch. Lassen Sie sich doch die Worte nicht einzeln herausziehen. Was ist denn also nun eigentlich los?“

„Ja, das sagen Sie so, reden, als wenn das immer so leichte wäre. — Und denn weiß man ja nicht so recht was. Von Ihnen ist der gelbe Hengst, und vom Hengst das Stürzen und denn der Blutstropfen. Und sowas soll es ja woll sein. Ein Tropfen Blut, zwischen den Knochen durch, rein in den Kopf, rein nach innen. Und der hat den Sehnerv ja woll langsam zerstört. Er ist nun jämmerlich, meine Herrschaften.“

Seine Stimme fing an zu zittern. Mathilde,

gänzlich verwirrt, stürzte den Knobelbecher um. Die schlecht verwahrte Thür ging auf, ein Zugwind wehte, und in den Hausflur sprang von draußen schräg der Schnee, dick schüttend.

Der Alte fuhr fort: „Er kam und ließ seinen Wärter zurückfahren. — Da sollten wir doch wohl sehen, wie sicher er ist. Da ging er durch die Stuben, grade wie ein Licht, und ist auch nicht angestoßen, bloß einmal traf er nicht die Schwelle. — Na, ich muß man die Thür zumachen. Die Frau Wirtin schläft.“

Er stapfte davon, schloß zuerst die Haustür und dann die des Saales.

Vor Mathilde lag es nun offen: Was sie an Christian für Leichtfertigkeit gehalten, war tiefstes Elend gewesen. Und in ihre Wirrnisse war sie nicht einmal durch eine Wirklichkeit, sondern durch einen Irrschluß gefallen, durch ein Nichts. Was war sie alles geworden, nie durch den Zwang von Geschehnissen, sondern durch Gespinste ihres Blutes! Da zerbrach noch einmal ihre vielfach zerbrochene Vergangenheit und entstürzte ihr wie in einen Schlund. Sie schloß die Augen wieder, richtete sie dann auf den wiederkehrenden Greis, und in der Leere eines ungeheuren Schwankenden drang anfangs kein Schmerz über das, was sie vernahm, durch.

Der Alte fuhr fort: „Er hustete man bloß so üp — üp! aber das ist die Seele, wenn sie einem weh tut. Gehn Sie raus, sagte er zu mir. — Ich geh' noch nicht, Herr, sagte ich und setzte mich. — Du sitzt am Fenster, sagte er. — Ja, sag' ich. — Unten stuckerte ein Wagen, Hunde liefen ihm nach und bellten. Na, nu ist gut, sagte er nach einer Weile, jetzt kannst wirklich gehen. Und ich sah, daß es sich in ihm gelegt hatte, und machte die Thür leise zu. Was er da gemacht hat, das weiß ich nicht. Wir haben ihn auch nicht gehört.“

Er hielt inne und schüttelte den Kopf.

Aber in Mathildes Augen traten zwei Tränen schmerzlichen Glücks. Nun alles abgegraben war, ergriff sie einen Leuchtfaden der Hoffnung und schwankte mit ihm über die Leere. Sie lauschte in entzücktem Schmerz dem Alten. „Und dann?“ fragte sie mit gebrochener Stimme. Ein heißer Atem stieß ihren Worten nach.

„Es war schon ein Weilchen dunkel, so sechs oder sieben Uhr, da klopfte ich an, und die Miele und Franz standen hinter mir. Er saß im Dunklen ganz still, aber wie wir das Licht brachten, wurde er gerade ernst, er hatte gelacht . . . Er stand auch auf, und wir redeten nicht und er redete nicht. Sie sollen schlafen gehen, Herr Klingspiel, red' ich ihm zuletzt

mit Gutem zu. Denken Sie, er antwortete so oder so? Er fing gleich an, die Jacke abzuziehen und die Weste und so alles. Die Miele hängte es an die Nägel. Ich deckte ihm das Bett ab, der Oberkellner suchte den Stiefelknecht. Bloß die Miele stand jetzt ganz steif dabei. Als der Herr merkte, daß ich schon alles zurecht gemacht hatte und das Deckbett und Laken befühlte, meinte er bloß: ahá! und legte sich hin. Ahá! so ganz schnell und spiz sagte er das. Ich gab dem Oberkellner die Lampe in die Hand. Wir standen noch 'n Augenblick hinterm Tisch und sahen rüber zu ihm, dann zog mich die Miele weg.

Am Morgen war er wieder der Alte, flink, vergnügt. — Man muß Beschäftigung haben, rief er, hier hast du eine Mark, bring' mir man Pappe. — Pappe? — Ja! große Bogen Pappe. Warum denn nicht? — Ich besinn' mich. — Na, denn hol' dich der . . . du Klob, schimpft er und lacht. Was ist denn dabei? — Als ich damit wiederkam, hatte er in seiner Stube den guten Sattel und das Zaumzeug, wodran alles silberbeschlagen ist, auf dem Tisch und Sofa liegen. Ich mußte ihm die dicke Nadel einfädeln und die Pappe biegen, wie er mir zeigte. Dann nähte er für das Pferdegeschirr große Futterale aus der Pappe und holte immer so verkehrt mit der Nadel aus. So — so. — Das heben wir alles fein sauber auf, meint

er. — Schön, Herr, sag' ich. — Und er fühlte mit dem Finger immer vor, wo er mit der Nadel ein Loch picken wollte. Wie er fertig war mit seinem Nähen, waren seine Hände ordentlich zerstoehen. Ich hielt ihm die Waschschüssel vor und er wusch sich so lange, bis das Wasser rot war. Ich hielt ihm auchs Handtuch, aber er vergaß das Abtrocknen und griff den Sattel mit den nassen Händen und die Steigbügel dadran und den Zaum. — Alles noch so schön sauber und blank, sagte er richtig stolz und schluckte dran . . . — Ja, ja, sag' ich, aber ich konnte beinahe nicht, denn ihm tropfte die Nase auf das Geschirr wie einem kleinen Jungen. Er merkte es nicht und half sich nicht. Die Sachen waren auch schon ziemlich verschrämmt und das Silber stellenweise wieder abgegangen. Mir ist auch so, als ob er das schon früher gesehen hätte, aber das war ihm wohl ins Vergessen gekommen. — Dann band er Bindfaden um die Kartons und trug sie selbst auf den Boden. Er pfiß auch noch dabei.“

Auf der Heimfahrt war Mathilde die Wachste. Die anderen saßen geduckt und gerüttelt, nur noch leise bewegt von der Kunde dieses Abends, die ihnen eingebettet war in das Weiche, Zarte und süße Drum und Dran und schließlich müde darin unterging.

Der Schnee fiel noch immer schwer und dicht, er schien mit metallenen leeren Schellen die Welt zu übersprühen — oder waren es die Pferdeglöckchen? Was die Laternen, die an den Schwanenhälsen phantastisch hingen, zeigten, ging unter in Schnee: die Katen mit ihren Lichtern versanken, die Schollen drückten zur Tiefe, die Pappeln waren verleimt und dünkten keine Bäume mehr, selbst die Seelen, wenn sie einmal unangestraft blieben, trugen im Nu weiße Vorken, die beim Anziehen der Pferde erschreckt absprangen.

Mit schmerzlichem Wohlgefühl ließ sich nun Mathilde wiegen, hügelab, hügelab, durch die Schneedecke. Und überall hätte Christian sein können, hinter den Bäumen her zu ihr reden — ja auch drüben auf dem schwarzen Ziegeleigebst, wo noch Licht schimmerte, konnte er wohnen. Auch sie war müde und flog drum durch Träume, ob sie die Augen auch offen behielt. Die Schollen schienen manchmal leise übereinander zu kriechen, und eine Marzipaneule und der deutsche Michel lagen unter ihnen, wenn sie sich lüpften. Ein Marzipanschwein flog gar um die Pappel. Und Christian Klingspiel sagte: du sollst mich streicheln.

Da ruckte der Schlitten. Sie öffneten die Augen: da lag noch der Kirchhof und gerade gegenüber die Wiese, wo Christian einst gestürzt — verschneit, als sei es nie wahr gewesen.

Die Weidenstümpfe, wie Ungeheuer mit Wasserköpfen, führten dahin . . .

Und alles Gewesene war nur wie ein Gedanke wahr gewesen.

Und unter dem Gefühl des Fliegens und Schwebens schlief Mathilde, obwohl sie während der Nacht fünfmal erwachte, immer wieder ein.

Siebzehntes Kapitel

Monate blieb Mathilde in ihrer Erwartung Christians, ohne daß ein Schritt vor oder zurück geschah.

Inzwischen schneite es allenthalben so dick und schwer wie damals in Althuben, der Strom ging hoch donnerte mit seinem Treibeis, wann er anstieß, und mehr als einmal bestand ernsthafte Hochwassergefahr. Anfangs gaben die längs des Dammes sitzenden Insleute von Dreirüsen acht, dann gewöhnten sie sich an den Hochstand des Wassers, und als es im Vorfrühling wirklich ernst wurde, waren alle überrascht. Im Nu schwoll der Strom, — in wenig Tagen manns hoch, in Stunden stieg er mehrere Handbreit, man konnte ihn förmlich aufquellen sehen. Die Rämpen waren längst verschwunden, die Dämme fast zum Überlaufen voll. Ein schlüpfriger Riesenwurm, mehrere Meter über die Niederung erhaben, wand sich durch das Land, und er konnte einmal um sich schlagen.

Bei Dreirüsen war der Strom ohnehin noch nicht reguliert, Erd- und Rasenstücke riß er am Damme schon ab und schwemmte sie fort. Ein Hahn mit stolzem Fleischlappenbart und kühngezacktem Rotkamm spazierte einmal gerade da oben entlang wie ein Herr der Welt, und mit einem Male flatterte er, hellauf-

fröhend, in die Höhe und davon. Neugierige kamen gefahren, um sich den hohen Wasserstand anzusehen.

In aller Eile wurde an der Ausbesserung gearbeitet. Maschinen, Säcke gelegt. Kranebuhl und Hermann trugen den Arbeitern Speisen zu in Körben und Töpfen. Ensedirk ermunterte sie und verhieß im Falle der Gefahr Obdach und Hilfe. Der Ziegler griff wie ein Rasender mit an, und sein junger Sohn trocknete ihm den Schweiß. Die Frauen in der Ansiedlung trugen währenddessen ihre Kartoffeln aus dem Keller auf den Boden, ihr Federvieh, und aus der Wirtschaft das Wertvollere, gute Kleider, Geschirr, Möbel. Bekommen polterte es in dem Häuserhäufchen, alle Feuer gingen aus.

Noch ehe die Nacht kam, brach der Damm an zwei Stellen. Die Arbeiter sprangen hinab, stürmten die Häuser und schrieen: es kommt! es kommt!

„Alle auf den Gutshof! Bloß Menschen retten!“ riefen Ensedirk und Hermann überall um.

Und hinter ihnen her schälte schwarze Flut in schlängelnden Rinnsalen, häufig sie überholend. Fern brüllte es heiser, näher rauschte und quirkte und qoll es. Die beiden Risse am Damm verbreiterten sich, ein dritter brach, Schlamm und Flut fuderweis verspritzend, und bald war der Damm so benagt, daß seine Wehr vor dem wühlenden Flutansturm ein lächer-

licher Spott schien. Es war schon völlig dunkel. Unaufhaltsam, grimmig Schaum schlagend, breit hinab und hinauf, goß der Strom sich aus, herüber, immer herüber, plump, aber unheimlich geschwind.

Die erste Lehmkate brach schon nach fünf Minuten ein.

Und nur wenige Minuten auch dauerte das laute Schreien und Wimmern der Menschen, das Krähen, Schnattern und Girren des Geflügels, das Brüllen der Rüge. Dann war's auf ein kleines Weilchen ganz still.

Nur einer tröstete unter dem Keuchen verbissen: „Lieber in der Niederung ersaufen, als auf der Höhe totkrauchen.“

Die Mütter nahmen ihre Kinder, die Väter das Vieh, und so liefen sie nach der Dreirüsener Höhe. Wer noch etwas aufladen konnte, raffte bisweilen das Geringste. Eine Frau rettete auf einer Bratpfanne Spielmünzen und eine Sparbüchse in der Form eines Holländerwindmühlchens. Nach kurzer Weile weinte, klagte und brüllte es wieder in dem Zuge.

Zurück blieb in dem steigenden See kein Lebender, nur eine Leiche, die auf den Boden eines der festesten Häuser aufgebahrt lag; die Angehörigen unterließen in der Hast, die Wahrenlichter zu löschten, und so flackerten die inmitten der einsamen Verwüstung, beschienen

die Sparren, die herantanzenden Mäuse, die silberbedruckte Atlaschleife des Totenkranzes und den Toten. Nach wenigen Stunden spiegelten sie sich auch in den Wassern, die langsam an den Mauern des Hauses flommen.

Im Dreirüsener Gutshaus, in Scheunen, Speicherräumen und den Ziegelschuppen suchten die Obdachlosen Unterkunft. Sie waren anfangs froh gewesen, sich auf dem Hofe alle im Haufen nur selbst zu finden, dann aber lastete das Wehklagen einer Mutter auf ihnen, die während des Unglücks in der Stadt gewesen war, zurückgelaufen kam und ihren Säugling vermißte. Sofort schleppten fünf Männer einen Kahn nach der Niederung, wateten mit ihm ins Wasser und fuhren zu dem halbversunkenen Hause der Frau. Sie fanden das Kind nicht. Auf dem Rückwege stiegen sie bei der Leiche ein und löschten die Kerzen.

Der Säugling wurde der Mutter aber wiedergebracht. Er war in seiner gelben Wiege zur Tür hinausgeschwommen, von der Nachbarin noch vor einer halben Stunde mit einer Flasche warmer Milch versorgt, war schlafend das Tal hinabgefahren bis hinter Althuben, über einem Kirchhof, wo die Kreuze furios verkürzt über dem Wasser standen, war die Wiege von einem Schneeballbaum aufgehalten worden. Das Kind erwachte, schrie, tutschte den Nest seiner

Milch und wurde noch in derselben Nacht aufgefischt. Aus einer Tintenkrigelei seines Bruders auf der Wiege war die Adresse festgestellt und die Mutter ermittelt worden.

Derartig sonderbare Geschichten liefen in den nächsten Wochen zu Duzenden in der ganzen Gegend um.

Beim ersten Grauen des Morgens nach dem Dammbruch wimmelte das überschwemmte Gebiet von Rähnen und Fahrtrögen und Krippen. Die Jungen machten es an den Rändern des weiten Sees ihren Vätern auf Brettern nach.

Es sollte geborgen werden, was sich bergen ließ.

Hermann und Mathilde standen in ein und demselben Boot. Es war kühl. Ein kleiner Wind schürfte auf der Wasserfläche geringe Wellchen auf. Die meisten Häuser ragten zu drei Vierteln heraus, und sie warfen nun glasige und nasse Schatten, Bäume bewachten sie drollig wie spanische Zwerge vor dem Fortschwimmen. Wo sonst Obstgärten gewesen waren, rechte eine Kolonie schwarzer starrer Polypen die Fangarme aus der Flut. Einige Mispeln saßen wie grüne Egel auf dem Wasser.

Die Sonne ging auf.

Von fern her krächte es unaufhaltsam und ängstlich; da ging der stolze Hahn auf einem bedrohten Dachfirst mit Tänzerschritten auf und ab und hob

Schnabel und Bart, um Hilfe rufend, zum Himmel. Aber schon lenkte von diesem Wilde ein unerträglicher Ludergeriuch ab. Ein von irgendeinem Schweinschlachten aufgehobener und vergessener Topf Blut war aus seinem Versteck geschwemmt und zwischen eine Leiter und einen Karren wagerecht eingeklemmt worden, wobei zwar ein Loch in den Pergamentdeckel geschlagen, doch das zu schwarzer Gelatine erstarrte Blut nicht ausgeflossen war. Mathilde stieß den Topf mit dem Ruder hinunter. Hermann fuhr beim nächsten Hause durch die offene Tür. Sie brauchten sich nur wenig zu bücken, offenbar hatte das Haus ein hohes Fundament. Sie fuhren geraden Weges vor einem altmodischen Himmelbette vor, und hinter dessen blaue Gardinen hatte sich eine stattliche Sau gerettet.

Da lachte Hermann kurz auf und wurde gleich wieder so ernst, wie er vorher gewesen war. Sie stießen sich ins Freie hinaus. Hermann gab der Besatzung des nächsten großen Rahns den Befehl, das Tier zu befreien, und sagte zu Mathilde, während sie die frühere Ortsstraße langsam hinauffuhren:

„Glücklicherweise scheint nur wenig Lebendiges in den Häusern an Tieren, — die Menschen waren ja vollzählig da. — — Aber es ist ein Elend.“

„Für wen?“ fragte Mathilde still lächelnd.

„Für Eysedirk doch vor allem. Er hat in der

Nacht nicht geruht und zu mir gesagt, als wir beriethen: hier kann ich nicht mehr — und ich will nicht mehr. Hermann, sagte er, Mia ist ziemlich viel ärmer, als sie war. Du bekommst ein Gut ohne Wohnungen für die Arbeiter, ein Viertel seines Grundes ist überschwemmt, . . . du wirst Schulden schleppen müssen wer weiß wie hoch: ich will nicht mehr. — — — Sieh doch, Mathilde, nur die vier höchstgelegenen Häuser stehen ganz überm Wasser, — da und da und dort war eins und ist keins mehr, bei anderen wird es auch besser sein, neu bauen statt flicken. Die Leuten hier haben ihre Habe so gut wie gerettet und allen Schaden nur Eysedirk. Wenn das Wasser sich verlaufen hat, wird der Sand stellenweise gewiß meterhoch liegen, und wir werden das gute Land erst nach oben bringen müssen. Es ist ein Jammer.“

Mathilde sah ihn, frisch erröthend, groß an und erwiderte: „Hermann, ich höre in all deinen Klagen nur dein Glück. An diesem ganzen Unglück kann ich nichts anderes empfinden als dein großes Glück . . . Auch ich habe die Nacht nicht geschlafen, und es war mir, als hörte ich die Wasser brausen und von dir erzählen. Eine, die ins Weite und Breite und Tiefe leben wollte und der es sich nicht gefügt hat, mußte das wohl hören. Und so hab' ich denn die erobernden feurigen Schatten . . . du weißt ja? die in mir ver-

darben, aus dir schwärmen und erobern sehen. Du hast die Mühe und Arbeit gefunden, die du entbehrt und erwünscht hast. Ist es nicht schön, daß du dir dein Land im Sande erst suchen, es dir erschaffen mußt? Gewiß ackerst du auch sein Herz herauf, eins von den Herzen, von denen das Buch in deiner Kirche berichtet, wenn auch kein Götzenbildchen. Und wolltest du nicht schon vorlängst andere, schönere Tagelöhnerhäuser bauen? Ein Baumeister und eine Ziegelei sind da — und du willst vor den lumpigen Sorgen Angst haben? Wer findet es so gut und so ins Große gerichtet? Ich sage dir mit ehrlichem Neid: du Glücklicher! . . . du Glücklicher, du Glücklicher!“

Da ließ Hermann den Trübsinn fahren und küßte ihr die Hand. Sie ruderten schweigend über den flachen See zurück.

Mathilde sah, daß es auch eine Art wehmütigen Glückes sei, anderer Glück zu erdichten, und sie wollte es damit versuchen. Nur beteiligen dürfte sie sich nicht und dachte, falls der blinde Bräutigam noch käme, so sei der ein guter Halt und eine gute Fessel, und im Kleineren könnte sie vielleicht noch einmal anfangen.

Hermann richtete Eysedirk wieder auf. Recht überlegt, sei alles nicht so schlimm. Und er machte Pläne auf Jahre hinaus. Zunächst sollten in den vorhandenen Gebäuden Notwohnungen für die Arbeiter

ingerichtet werden; er schlug vor, die Errichtung des neuen Herrschaftshauses so lange zu verschieben, bis unten im Gutsdorf alles aufgebaut sei. Den Ziegeleibetrieb wollte er dann vergrößern, einen Ringofen einführen und Dampfbetrieb schaffen.

Ensedirk freute sich über diese kühnen, frohen Aussichten, und Mia suchte sich gleich eine Reihe Arbeiten aus, damit auch sie einen gediegenen Anteil an der Zukunft fände.

Obdach zu schaffen war das Nächste. Dabei erwiesen sich auch die feindlichen Brüder Barth gleichmäßig tüchtig. Der Ziegler half die Schuppen in vorläufige Wohnungen umzimmern, zog selbst aus seinem festeren Häuschen herüber und leitete geschickt die Arbeiten auf seinem Hügel, während Hermann, Ensedirk und Kranebuhl auf dem Gutshof ebenso beschäftigt waren. Und Joseph Barth und viele Mitglieder seiner Gemeinschaft für entschiedenes Christentum brachten Kleidungsstücke, Nahrungsmittel und vor allen Dingen Geld. Hermann ließ es nur unter der Bedingung verteilen, daß er es in späteren Jahren zurückzahle. Auf das Honorar für den neuen Betsaal verzichtete er. Einige von den Anhängern Joseph Barths baten, Frauen, Kinder und Greise einstweilen in ihren städtischen Wohnungen beherbergen zu dürfen, während die Männer die dringlichsten Arbeiten verrichteten.

Achtzehntes Kapitel

Beiden, Christian und Mathilde, war das genommen, was sie zutiefst gehegt, dem einen das Sichtbare, der anderen das Unsichtbare, doch sie untereinander waren sich nicht genommen. So strömten sie nun endlich in unverworrenem Sehnen sich zu.

Aber Christian, der zuerst vor Mathilde gezdrgert hatte, weil eine Schwere ihm gefehlt, entsagte ihr nun um dieser Schwere willen. Er hatte es ausgekämpft, während die Blindheit langsam und furchtbar grausam gekommen war: an seiner Blindheit vernichtete er kein anderes Leben! Als ihm die ganze Weite der Erde und des Himmels verloschen war, die letzte Dämmerung auch, hatte sein Vorsatz Feste und Ruhe. Er saß nun zu Hause, ließ sich alles Geschäftliche seines Hotels bis in die Einzelheiten vortragen, überlegte, ordnete, unterschrieb, bestellte, wies zurück; er lernte die Blindenschrift lesen, freute sich an der Treue seines Personals und wollte daran für immer genug haben. Sein herzliches Lachen war alle Tage zu hören.

Allein so sehnte sich Christian nach Mathilde.

Er haßte beim alten Hausknecht wie bei einem Jugendfreunde den Arm ein und ging mit ihm spazieren; sie stolperten über das Pflaster, Christian mit bitter-

glücklichem Gesicht. Er plauderte von Vergangenen, von allem, was ihm durch den Kopf schoß, und einmal vergaß er sich dabei, horchte, hörte einen musizierenden Nachhall, blieb wie aufsehend stehen, zeigte empor und sagte: „Nicht wahr, da fliegt eine Schnur wilder Gänse“ . . . Der Alte fuhr ruhig im angefangenen Gespräche fort.

. . . Oder Christian ging heimlich in den Stall und beklopfte Aldebaran; da bemerkte er, daß man das Tier hatte abmagern lassen, . . . er sagte nichts.

. . . Oder seine Liebe kleidete sich in ein ungestümes Verlangen nach dem verlorenen Tageslicht. Er sah . . . die Sonne huschte wie ein Schreck durch die Stadt, . . . war es Mittsommer? Augustschwüle? . . . Sonnenflecke kletterten, warfen sich lautlos und geschwinde wie eine Herde weißer Affen durch das Blätterdickicht des Dreirüsener Parkes. . . . Als ihn bei diesem Sinnen eine Winterfliege stach, ließ er es zu und schlug nicht nach ihr, denn er hatte plöblich irgendwie das Recht dazu verloren . . . Einmal zog er die Vorhänge des Fensters vor dem Ankleiden zu und gab sich nackt so recht der warmen Morgensonne hin; — und horchte er lang, so hörte er das Licht auch wohl wie ein Lied . . .

Ensedirk und Hermann hatten ihn ein paarmal besucht, und die halben Stunden waren eigentlich

ganz wie früher verlaufen. Doch wenn er wieder in Dreirüfen vorspräche?! Aber nicht als Krüppel, womöglich vom Wagen gehoben und in das Haus geführt — brt! die Zähne klapperten einem! — Mathilde nicht sehen, nur hören und dann Abschied nehmen als der Verlorene, Elende, bei dem zu sitzen peinlich ist.

Niemals!

Überhaupt, er wollte ja niemand fesseln, doch konnte er sich selbst nicht ein einziges Mal entfesseln aus der Hilflosigkeit und der wie Schwefeldunst bestäubenden Pein des Bewußtseins davon?

Einen stolzen Ritt tun wie früher und sich dabei gesund fühlen, . . . auf eine Stunde nur . . .!

Konnte er Aldebaran in der Stadt nicht lenken nach dem Widerhall seiner Hufe an den Häusern? . . . Dieser Einfall war wie ein Blitz und ein schütternder Donner. Die Zähne klapperten einem davon auch! Würden sich die Häuser und Torfahrten und Straßen, die er ohnehin so gut kannte, den Hufschlag nachplappernd, nicht von selbst melden? Und draußen, welchen Weg fand Aldebaran ungelenkt? . . . den einzigen! Hatte er auf der Chaussee nicht immer nach seinem alten Stalle traben wollen und manchmal erst hart den Zügel fühlen müssen, um auf eine andere Straße einzufallen?

. . . O du lieber Wahnsinn! Seine Gedanken graften wohl schon weitab von denen anderer Menschen und gebärdeten sich sehr besonders?

Als er aufatmete und diese Phantasie von sich warf, bemerkte er, daß sie voll von hellen Bildern gewesen war. Übrigens war ihm Aldebaran darin belanglos geblieben, der hätte auch weiß oder schwarz sein können, fast auch, daß er ihn trug, war belanglos, dagegen schwebte ihm die Feier der Ankunft Hermanns und die kotbesleckte Drainageröhre in der Wiese in schmerzlichen Gesichtern vor.

Und eines Morgens ganz früh fand der Hausknecht Christian im Pferdestall, auf einem Schemel sitzend, wie er sich die Sporen an den Stiefeln befestigen wollte.

„Herr Klingspiel, was haben Sie denn in der Hand?“

„Das siehst du doch,“ antwortete Christian mit weher Stimme. „Die Mädchen sind fein scharf, und kein Lüpfelchen Rost ist an ihnen.“

„Nein, kein Rost ist daran,“ erwiderte der Alte, ihm ins verklärte Gesicht sehend, und wischte sich über die Stirn. Die Sporen waren mit Rost rot beladen. Christian hatte sie offenbar befühlt und wußte das . . .

Sie waren beide still, und der Knecht ging furchtsam mit in Christians Zimmer.

„Herr, was haben Sie denn da auf dem Tisch?“

„Ach du, geh,“ sagte Christian jetzt vergnügt.
„Muß ich Blinder einen Sehenden lehren? Kennst du mein Staatszaumzeug nicht? Weiches Leder? Versilberte Ringe?“

„Und da auf dem Stuhle der Sattel!“

„Siehst du wohl? Der ist staubig, . . . nun aber schnell! Abgewischt! Aldebaran gepuzt!“

Er horchte. Was mochte der verstummte Alte wohl denken, welch ein Gesicht machen? So lange hatte Christian halb gespielt, nun brach es wild und verzweifelt in ihm los:

„Alter, wir kennen uns lange genug. . . Ich spüre, daß die Welt heute sehr hell ist! Einem geht das Herz auf. Ich hab' den Fensterkopf befühlt, der glüht. Ich habe mit den Händen in den Spiegel gegriffen, — der glüht auch. Mein Bild darin glüht auch! Und dem das Bild gleicht, der glüht noch hundertmal mehr! Ah, du, ich halt es ja nicht mehr aus! —“

„Aber, Herr, . . . es geht doch nicht.“

Nun fuhr Christian ihn hart an, wiederholte den Befehl und schlug dabei mit den Händen in die Luft, als könnte er das Schwarze dort in Stücke hauen, einen Spalt wenigstens hineinbrechen.

Binnen kurzem waren Christian und der magere,

verkommene Hengst auf verschiedenen Wegen vor die Stadt geführt.

Die Chaussee schrägte lichtschimmernd nach Süden an.

Der Hausknecht war froh, daß Christian wenigstens nicht in der Stadt aufgestiegen und zum Spott oder Erbarmen der Zuschauer mit „Hott“ und „Hü“ einhergetapert war.

Christian hatte diesen Gedanken wohl gespürt und ihn für sich ausgelitten.

Herb lächelnd und am Körper zitternd, stieg er auf. Sie sollten ja sehen . . .!

Er ritt ein paar Schritte langsam, gab dann die Sporen, fiel in Trab, in Galopp.

Er jagte halsbrecherisch die Chaussee hinauf. Der Hausknecht und der Kellerarbeiter, die ihn und Aldebaran hergeführt, sahen ihn über seinem Pferde fliegen und im Sattel schlingern. Er raste dahin, daß niemand hätte daran denken können, ihm nach oder entgegen zu stürzen, die Bäume flogen ja nur so an ihm vorüber. Und er mochte wohl glauben, sein Pferd hielte keine Richtung, denn man sah ihn wütend den Zaum zerrén, so daß Aldebaran einen Chausseebaum hart streifte; und Christians Gesicht peitschten die eschenen Ruten, daß er die Zügel einen Augenblick kurz fahren ließ und schmerzlich mit beiden Händen an den Kopf griff. Dann bückte er sich nach vorn und haschte den Zaum. Im

Nu hatte er die Höhe erstürmt und war von der Stadt nicht mehr zu sehen. Ein Geschwader Krähen hatte er aufgeschreckt, das wie wahnsinnig herunter und der Stadt zugeslogen kam.

Christian ritt mit zusammengebissenen Zähnen, nur in einem wehen, dumpfen Sturm zu toben. Mitten in diesem Sturm kreiselte es wonnig in ihm, . . . er verlor wieder das Gefühl der Richtung und hegte Aldebaran mehrmals über den Graben und zurück, rechts und links der Chaussee. Das unerwartete Aufschlagen nach solch einem Sprung zerstampfte seinen Körper und schüttelte alles, was nicht Knochen war, unbarmherzig durcheinander.

Nach der langen Stallgefangenschaft verwilderte das Tier in dem planlosen Gezucke der Zäume und dem hitzigen Sporenpickern, bäumte auf und ging durch. Die gekalkten Chausseesteine flogen rasend vorbei, als würden sie ihm entgegengeschleudert, und seine glühenden Augen schienen jeden Augenblick davor scheuen und seine Beine jeden Augenblick zurückschnellen zu müssen.

Der Schaum flog bisweilen Christian ans Ohr, einmal sogar in den Mund, so daß er wütend ausspuckte, den Zaum nach rechts riß und in voller Wucht beide Beine dem Hengst in die Weichen schlug. Das Tier sprang in einem tollwütigen Satz in den Chaussee-graben, es stürzte, aber schon stand es wieder und

wirbelte ein paarmal mit den Füßen auf der Stelle. Christian, von den steifen Püffen und Stößgen fast besinnungslos, war völlig preisgegeben und flog aus dem Sattel, blieb aber einen Moment mit dem linken Bein im Bügel hängen. Er schlug nicht auf die Erde, sondern wurde von irgend etwas Federndem getragen und überall am Körper gekragt und gestochen.

Er wußte: er lag in einem der wilden Rosenbüsche. Zum Glück war sein Fuß aus dem Bügel frei gekommen. Sein Anzug war zerrissen, er fühlte sich im Gesicht und an den Händen bluten. Erschöpft blieb er eine Weile in den Rosendornen liegen, und es dauerte dann noch ziemlich lange, ehe er sich aus dem Gestrüpp herausfand.

Das Pferd hatte sich zusammengerafft, galoppierte den Rest des Weges zum Gut und stürmte auf den Hof, daß der Boden unter seinen Hufen donnerte. An der Tür seines ehemaligen Stalles blieb es stehen.

Ein Kuhfuttrak erkannte sofort den Hengst und ahnte, irgendwer, vielleicht gar der blinde Herr Klingspiel sei abgeworfen. Er schrie ein paar Jungen vor die Tür und ging unverzüglich Christian suchen. Der kam ihm die Chaussée entgegen, langsam, eine kühle Nachdenklichkeit im Gesicht, wie lustwandelnd, ein wenig manchmal mit den Füßen längs der Steine

scharrend. Lautere, rosige Sonne lag vor seinen Schuhen. Es war gegen sieben Uhr morgens.

Mathilde hatte das Rufen des Futtraks gehört und Aldebaran gewahrt. Sie lief nach der Bank auf dem Eiskeller und sah Christian mit seinem Führer schon nah. Da schoß ein brennendes, brausendes Glück in ihr auf. Sie lief in ihre Stube und nahm zwei weißseidne Tücher vor, füllte in der Küche einen Holzeimer halb mit warmem, halb mit kaltem Wasser, bog sich nieder, schmeckte, ob es gut gemischt sei, und eilte mit Tuch und Eimer auf den Hof.

Kurz vor der Tür empfing sie Christian. Eysedirk und Hermann waren schon bei ihm und sprachen angelegentlich mit ihm.

Sie tauchte eines der Seidentücher in den Eimer, nahm Christians Hand und wusch sie ab. Er hatte im Gesicht und an den Händen überall kleine Schrammen, aus deren jeder ein roter Tropfen quoll.

„Wer ist das?“ fragte er, aufleuchtend und wissend, als er das linde Waschen fühlte.

Hermann meinte: „Mathilde, das wollen wir drinnen doch lieber.“

„Jetzt laß es nur,“ antwortete Mathilde bebend.

„Ach ja . . . ach ja o . . . gleich . . . so gut . . . ich bitte . . .“ sagte Christian, und ein alles besiegendes Lachen zerbrach ihm den Zusammenhang der Worte.

Darauf aber erbleichte er und ließ wie ein Leb-
loser mit sich geschehen, was Mathilde tat. Sie wusch
ihm erst die rechte Hand rein, dann die linke, nahm
das zweite Tuch und wischte damit das Blut aus dem
Gesichte.

Beim Betrachten und Nachwischen seiner marmor-
toten Züge wurde sie wie er, ließ endlich die Hand
sinken und blieb an ihrem Eimer reglos stehen.

Eine lange Stille entstand zwischen allen.

„. . . Ich habe nicht verstanden,“ sagte Hermann
auf eine zuckende Bewegung der Lippen Christians.

„. . . Ich wünsche mir meinen alten Leichtsin,“
sagte Klingspiel trübe.

„Nun, den haben Sie doch wohl eben bewiesen,“
scherzte Ensedirk.

„Gebt ihn mir doch!“ klagte Christian laut auf.
„. . . Der Mensch von damals hätte es trotz Nacht
und Blindheit fertig gebracht, sich eine Braut zu holen
. . . vor einem Jahr.“

„Holen Sie sich getrost auch jetzt eine,“ antwortete
Ensedirk schwermütig.

„Nein! . . .“ sagte Christian schroff, nachdem es
eine Weile in seinem Gesicht gezuckt und in seiner
Brust gearbeitet. Dann atmete er leichter aus.

„Wir wollen aber doch nicht draußen bleiben,“
sagte Hermann.

Die drei Männer gingen in das Haus, während Mathilde den Eimer aufhob und abseits ausgoß. Keine Eile und keine Schwerfälligkeit war an ihr. Hermann forderte sie auf, nachher auch zu kommen.

„Wir wollen einen Imbiß nehmen,“ sagte Eysedirk.

Mia trat im Flur hinzu und begrüßte Christian leise.

„Wir sind noch immer ein bißchen beengt von der Überschwemmung her,“ sagte sie. „Die Zimmer sind heut' früh noch nicht aufgeräumt, draußen oder auf der Veranda ist es zu kalt. Ich schlage vor, wir gehen in den Saal.“

„Warum nicht?“ erwiderte Eysedirk. „Ein bißchen feierlich kommt mir sowieso heut' alles vor.“

Mathilde kam. Sie setzten sich im Saale. Es war kalt dort, die Worte hallten, und von Christian und Mathilde floß auf alle etwas Bitterliches, aber freundlich spielte die Sonne auf den Rotweinflaschen und den Gläsern, und eine der Wände mit den Drudenfüßen leuchtete silbrig auf.

Hermann sagte beklommen in die Beklommenheit hinein: „Mathilde, erlaubst du, daß ich hier etwas von deiner Geschichte erzähle? Ich denke, wir tragen alle noch von dem Hochwasser her ein bißchen Ernst in uns, und genug, um es anzuhören. Herr Klingspiel, ich habe gesehen, wie es zwischen Ihnen und Mathilde hin und her zuckt, draußen. . . . Ich will nicht gerade

für meine Schwester Werber sein, sondern Ihnen nur etwas erzählen. Also Mathilde, darf ich es vor diesen lieben Menschen?“

Mathilde vertraute ihm, daß er sie nicht des Mordes zeihen und ihr nicht zu sehr wehe tun würde, und obwohl es ihr schwer und heiß wurde, antwortete sie doch: „Ja, Hermann.“

Und Hermann erzählte, schonend und ins Tiefe und Allgemeine schweifend. Stille, staunende Seelen wanderten und kletterten mit ihm in das Unterirdische. Niemand unterbrach ihn, und auch wenn er eine Pause machte, blieben alle still in ihrer Stellung.

Kleine Vögel sängen fern im Park und Hof zu singen an.

Und als draußen Frau Zinke mit einem Mädchen schalt, stürzte es keinen, auch nicht, als sie einmal die Flügeltür öffnete: sie zog sich sofort zurück. Die Stille heiligte die Reglosigkeit.

Hermann kam zum Ende, Christian stand auf und tat einen Schritt. Mathilde erhob sich ebenfalls, ging ihm entgegen, und sie küßten sich.

„Mir ist die eine Welt weggeflogen,“ sagte er, „die große helle, und dir also die andere. Wir wissen beide, daß es grausam ist, wenn einem so die große, große liebe Welt wegfliegt, und man bleibt doch übrig.“

Und nun es vorüber ist, scheint es uns leicht wie das Zerplagen von zwei Seifenblasen.

Daß wir dabei zueinander gekommen sind, ist ja nur ein kleiner Spaß nebenbei.“

„Was wir hatten, ist hin,“ stimmte Mathilde ein. „Ein Leben ist aus — ein Leben geht an.“

„Was daraus wird, kann keiner wissen. Ich glaube aber, wir setzen uns noch nicht zur Ruhe.“

Alle reichten sich die Hände, als Mia damit begonnen, und Eysedirk schlug das Du zwischen allen vor, da sie doch verwandt und einander zugehörig seien.

Eine klingend grüblerische Stimmung ging nicht von ihnen, obwohl sie leichter miteinander zu reden ansingen.

„Und nun könnte ich ja wohl wieder abreiten?“ fragte Christian lächelnd, aber ihm tat offenbar irgend etwas noch weh. . . . „Die Braut hätte ich ja Überhaupt bestehen meine ganzen Heldentaten eigentlich nur darin, daß ich zweimal von meinem Gaul abgeworfen bin.“

„Wir haben Essen und Trinken stehen lassen,“ bemerkte Hermann, und sie setzten sich noch einmal. Beim Anklingen der Gläser verschüttete Christian nichts.

Die Vögel draußen sangen schon in Ehren.

„Was ist nun noch meinem Christian?“ fragte Mathilde sanft. „Daß der große bunte Vogel Welt wirklich ganz fort ist?“

„Nein: Aldebaran muß zum Abdecker,“ antwortete Christian. „Das muß ich noch überstehen. Das tut mir eben weher, als daß der Vogel fortgeschlagen ist, denn du bist bei mir.“ Er streichelte Mathildes Arm. „Soll ich dem armen Kerl gdnnen, ewig im Stall zu stehen? Einem anderen gönne ich ihn erst recht nicht, denn ich habe zu viel Wohlthat von ihm genommen . . . und ich räche mich doch wirklich nicht. Vermagern lassen hat man ihn schon sowieso. Ich gönne ihm dies koddrige Leben nicht mehr.“

„So wollen wir doch alle Aldebaran auf seinem letzten Armesündergang begleiten,“ sagte Mia.

Und nach einer Stunde saß die Tischgesellschaft aus dem Saale in einem mit zwei Rappen bespannten Kabriolett und geleitete Aldebaran zum Schinder.

Der Hengst, noch gesattelt und im Silbergeschirr, dem rostigen, lief als drittes Pferd nebenher, nicht ganz im Takt. Den Schweiß vom Gewaltritt hatte ihm niemand abgewischt, und nun waren seine Haare allenthalben ruppig, Büschel standen rauh und häßlich ab, oder griese Schwänzchen waren zusammengebakken. Er holperte halb schräg, den Kopf zu den Genossen; mit den Hinterbeinen versuchte er abseits zu kommen, denn konnte er auch jetzt neben den blanken runden Rappen nicht bestehen, so lebte wohl in ihm noch eine Erinnerung an seine ritterliche Jugend.

Er, den Christian nach seinem ersten Sturz wie einen Götzen der leichten Kraft angesehen, hatte sein Leben nun auch verfehlt . . .

„Das Tier muß sofort getödtet werden. Es hat den Rog, wie der Arzt sagt.“

Aldebaran wurde abgeführt durchs Abdeckereigehöft gegen das flache Feld.

Christian drehte den Kopf horchend empor, ein wenig seitlich, und tat, als sähe er Aldebaran nach . . . Die Hände legte er vorn zusammen und sagte: „Mein Tier — mein Tier.“

Er blickte aber nach einer verkehrten Richtung, denn der Widerhall der Hufe in der engen Gasse zwischen Scheune und Fellschuppen betrog ihn. Hohl, klappernd, verworren kam dieses letzte Lebewohl des Hengstes an sein Ohr.

Es ergriff ihn, und um über die Minute hinweg zu kommen, die er auf das Todeswiehern des Tieres warten mußte, fing er rasch ein Gespräch an. „Er war doch brav, sollte ich denn nicht einmal von fern dabei sein? Laßt doch nur. Hört mal, Kinder, wir haben zu viele große Worte gemacht, von Wegfliegen der Welt und so. Sie ist noch da. Aldebaran sehe ich, da — da . . .“

Und er zeigte mit dem Finger wieder einen falschen Weg ins leere Feld.

„Wir haben zu große Worte gemacht, wir schaffen die Welt nicht wie Götter.“

„Ja, in jedem Menschen wird die Welt doch auch neu erschaffen,“ warf Eysedirk ein, der versonnen und schweigsam all den heutigen Gesprächen zugehört hatte. „Und Hermann ist an den großen Worten schuld.“

„Wenn die Welt denn von jedem neu geschaffen wird, warum sollten dann die Worte großprozig sein?“ fragte Hermann.

„Christian? weil dich die kleine Bange um dein Tier ganz ausfüllt? — Ja, kann denn in dieser Bange nicht ein gut Teil der Welt stecken? Ein Teil aus dem Heer ihrer Schatten?“

Es gibt Gespenster, die sind weniger als Fleisch und Blut, und Gespenster, die sind mehr, die schaffen unser Blut.

Denk' an Mathildes wider mich gelenkten Schlag. Vielleicht lenkte den der Schatten: Mutter, den sie nicht ausgelebt hatte, der sich verspätet hatte, — und die Mutter wollte mich erschlagen. Vielleicht war darin der Schatten Vater. — Vielleicht fand der Schatten, der bei anderem Wachstum in ihr der Begriff Gott geworden wäre, nicht den Ausweg, — und Gott schlug mich.“

Christian zuckte. Der dumpfe Ton des Hammehammers, womit der Abdecker den gefesselten Aldebaran auf den Schädel geschlagen hatte, um ihn für den

Todesstich zu betäuben, hatte das nervds wache Ohr des Blinden zuerst getroffen. Und fast in demselben Augenblick drang allen das fürchterliche Wiehern durch Mark und Bein.

Christian sagte schauernd: „Nein, nein, ich bin zu feig. Ich laß den armen Aldebaran allein krepieren. Macht, was ihr wollt.“

Mathilde geleitete ihn an den Wagen, die anderen folgten langsam.

Sie warteten, bis der Abdecker kam und meldete, Aldebaran sei tot. Christians Züge hellten sich auf. „Nun wollen wir alle glücklich sein, so gut wir können.“

Sie fuhren weiter.

„Da taucht dein Turm auf, Hermann,“ rief Mia aus.

„Ach, den weihen wir ja in acht Tagen ein,“ meinte Christian, „wir haben ihn fast vergessen . . . Der kann uns allen nun so ein sonderbares Denkmal sein.“

Mathilde sagte: „Ich möchte auch wieder einmal gern in dem Buche lesen, das im Dome liegt und von unfrem harten Lande handelt, unfrem Lande mit dem tückischen Stein, der die drei Müllerburschen schlug, und der kleinen Muttergottes, bei deren Anblick Kinderherden die Knie beugten — und Blinde sehend wurden.“

Ende

Druck von Wilhelm Feder in Gräfenhainichen.

Oskar Loerke: Bineta

Erzählung. Geh. M 2,50, geb. M 3,50.

Das Buch enthält die wehe Geschichte eines jungen Mädchens, das zu sehr den verdeckten Glockentönen ihrer Seele lauscht, deren Blick nach innen gerichtet, der Welt abgewandt ist. Sie wird von den rätselhaften Strömungen ihrer Seele zu sehr beherrscht; Wunsch, Sehnen und Verlangen beirren ihr Denken und Handeln; Glück und Tränen werfen keine hellen Lichter und keine tiefen Schatten auf ihren Weg; ihr Leben irrt in Nebel und Traum. Nur in den Seelentiefen schwillt und gärt das Lichtverlangen, das Glückssehnen. Und da sie der Erfüllung gegenübersteht, vermag sie es vor Schleiern nicht zu erkennen, und wieder geht sie in die Irre und schließt in trugiger Scham alle Tore ihrer Seele. — So heiratet sie einen ungeliebten Mann. Aber die Feuer der Tiefe glühen und brennen ihr Innerstes aus. Nach einem Jahre stirbt sie . . . Ich habe Loerkes Erzählung mit viel stiller Freude gelesen. Zwar klangen mir seine Glockentöne anfangs dumpf und zerrissen, und ich wußte keine Melodie hineinzubringen; da sich dann aber das Ohr daran gewöhnt hatte und sich den Tönen des Alltags verschlossen, empfand ich ihr leises und zitterndes Klingen mit schmerzlicher Süße. Wir müssen in die einsamen Tiefen des Brunnens hineinsteigen, wenn wir bei Lichte die Sterne des Himmels sehen wollen. (Hamburger Nachrichten)

Ein schönes, stilles Buch, in dem die ganze Seele des Poeten in einer innigen Betrachtung dieser reichen kleinen Menschenseele versunken ist. Ein schönes Buch, das wahrscheinlich nicht sehr viele, dafür aber um so bessere und treue Freunde haben wird.

(Frankfurter Zeitung)

Oskar Loerke: Franz Pfinz

Erzählung. Geh. M 2,50, geb. M 3,50.

Diesen Dichter liebe ich, seit ich die ersten Seiten seines dunkelklingenden Erstlings mit staunendem Aufhorchen in mir hörte. Liebe ihn mit allen seinen Eigenheiten, Seltsamkeiten und Schrullen. Mit? Nein, wegen ihrer. Ist das ein wunderbar-wundersames Hören auf den stillen Einklang der verworrenen Dinge dieser Welt, ein eigensinnig-ureignes Sichverlieren an die tiefwirkenden Winzigkeiten unseres Lebens, eine oft bis zur Geschraubtheit gesteigerte, oft gottgewirkte Bildlichkeit der Worte! Ein Dichter-Erzähler ersticht uns in Oskar Loerke, der seinen Platz neben Emil Strauß erhalten wird. Ein Eigener bis in das letzte, winzigste Wort. Einer, in dem das alte Sprachgut nach langem Rinnen in den Tiefen wieder aufquillt, frisch und stärkend wie ein morgenklarer Quell. Versinkende Seelen haben bisher die ganze Liebe Oskar Loerkes. Wie in „Wineta“ gibt auch für Franz Pfinz das Untergehen eines armen Menschleins den stofflichen Inhalt her. Aber nicht in dem simplen Geschehen — es muß auch diesmal gesagt werden — drückt sich Oskar Loerkes Können aus, sondern in der geradezu märchenhaften Fähigkeit, die kleinen und kleinsten Dinge in goldige Poesie umzuwandeln. Was er auch immer berührt, schimmert in seinen Händen wie ein köstlicher Schatz, schimmert um so schöner, je kleiner und unscheinbarer es vordem war. Und so konnte der Dichter in der Tat kein besseres Wort als das Goethes aufs erste Blatt setzen: „Sie meinte, das Herz und mithin endlich das ganze Schicksal des Menschen entwidete sich oft an Begebenheiten, die äußerlich so klein erscheinen, daß man ihrer gar nicht erwähnt, und innerlich so gelenk und heimlich arbeiten, daß man es gar nicht empfindet.“ Loerke läßt uns in Kleinem die große Wunderwelt wie ein Zaubermeister aufleuchten, das macht bisher sein Wesen und seinen Wert aus.

(Neue Hamburger Zeitung)

Karl Bittermann: Der verirrte Vogel

Roman. Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Karl Bittermann ist ein Neuling seiner Kunst, der verirrte Vogel sein erster Roman, ein Buch vom Leben, von heißem Daseinswillen und^o gesunder Kraft beseelt. Die große Stadt gibt den Einzelbildern den mächtigen Hintergrund, Größe und die gesteigerte Stärke der Wirkung. Um eine Frauengestalt aus dem Volke ist dieses Leben zum Bilde geschlossen. In dem, was sie angeht und was sie erlebt, spiegelt sich das flutende Leben in seinen tausendfältigen Äußerungen. Lust und Kraft zu diesem Leben, der heiße Drang nach seinem Glanz und Licht geben ihm Wärme und frische Natürlichkeit. Diese Sehnsucht und das Gespenst der Todesangst, das auf diese Frau lauert, wenn sie ihr nachgibt, ringen einen harten Kampf. Die Sehnsucht zum Leben zeigt sich stärker — und bereitet dem „verirrten Vogel“ das Ende. Psychisch klar geschaute Gestalten ihrer Lebenskreise und solche von überlegener Geistigkeit gruppieren sich zu buntbewegtem epischem und dramatischem Spiel, zum reichen Bilde, in dem helle Lichter mit düsteren Schatten sich mischen. Mit sicherer Beherrschung des Formellen ist es hingestellt, urwüchsig, groß und klar.

(Mannheimer Generalanzeiger)

Hans Kyser: Der Blumenhiob

Roman. Zweite Aufl. Geh. M 3,50, geb. M 4,50.

Ein erschütterndes, ein erhebendes Buch, dieses Buch eines wahrhaftigen Dichters, aus dem auch der Alltagsmensch für seine kleinen Leiden und Schmerzen den Trost und Linderung herauslesen kann, geschweige denn der Besondere, der Einsame, der tiefer Fühlende und schmerzlicher Denkende. Mit einem Idyll beginnt es, mit einem sanften Greisentod im Krüppelwägelchen zwischen Gewittern und abendlicher Junisonne endet es. Dazwischen aber liegt grauenvoll gehäuft und getürmt die Tragik der erbarmungslosen

Unvernunft des Schicksals, das blind wüthet gegen Glück und Leben eines geduldigen Hiob. Das friedliche Häuschen des Landbriefträgers Gottlieb Siebenhimmel zerstört der Bliß; sein Bübchen Raphael, ein kommendes Musikgenie, erfriert im Schneesturm, als es heimlich in den nächtlichen Wald läuft, das silberne Läuten der Schneeglöckchen zu hören; sein Weib stirbt im wahnsinnigen Schmerz über Raphaels Tod, nachdem sie widerwillig ein zweites Kind geboren; Mariechen, die einzige Freude nun Siebenhimmels, wird langsam irrsinnig und stirbt in einer Idiotenanstalt; Gottlieb selbst fährt die Lokomotive bride Beine ab. In einem Wägelchen kutschiert der Blumenhiob zwischen seinen Gräbern und dem Armenhaus hin und her. Und das erlösende Motto des Buches: Was sind doch alles Leiden und Unglück auf der Welt, wenn sie nicht fähig sind, uns das Recht zum Glückseligsein zu zerstören! In Gottliebs großer, gütiger Seele wand alle Trübnis, alle Bitterkeit sich fast zu einem Glück. Kysers außerordentliche Wirkung fußt in seiner seltenen Kunst der Stimmung, in seinem Vermögen, das Alltäglichsste, Niedrigste und Kleinste zu befehlen. Sein sprachlicher Stil ist nur für die Erlesenen unter den Lesern zugänglich. Dann aber erhebend und fortreißend.

(Münchener Post)

Durch dieses Dulderbuch geht man nicht wie durch ein graues, trübsinniges Dunkel, sondern es ist wie eine frohe Botschaft allen denen, denen das Leben die Sonne verhängt hat. Und um uns wandelt ein Gestaltenchor, der uns eine traurig-süße Symphonie von dieser Welt der Schönheit und der Schmerzen vorjauchzt und vorflagt wie Gottlieb, dem Blumenhiob. (Berliner Tageblatt)

Robert Michel: Der steinerne Mann

Roman. Geh. 3 Mark, geb. 4 Mark.

Schon einige Stücke der Novellensammlung „Die Verhüllte“, mit der sich Robert Michel so verheißungsvoll in die Literatur ein-

geführt hat, weisen seine Gabe auf, sich mit seltsamer Innerlichkeit in eine Krankheitsgeschichte der menschlichen Psyche zu versenken. In seinem neuen Werk „Der steinerne Mann“ hat Michel deren Grenzen naturgemäß weiter gesteckt, und es ist ihm in dieser Rundung und Vollendung ein Werk von erschütternder Tragik gelungen. Im Mittelpunkt steht ein junger Offizier, der, von Jugend auf von seltsamen Trieben und Kräften beeinflusst, ein Zerrender, durch das Leben tastet, das ihm die Erfüllung nicht bietet, oder besser: zu dem er in seinem Drange nach schrankenloser Schönheit, der der Grausamkeit nicht entbehrt, das Verhältnis nicht zu gewinnen vermag. Die Chronik vom Steinernen Mann in ihrer düsteren Romantik bietet seine psychologische Vorgabe, und mit derselben Wucht, mit der das Bild aus Stein ihn erschlägt, ist das Schicksal gezeichnet, das seinen Träger erbarmungslos zerschmettert. Es braucht nicht weiter gesagt zu werden, daß Michel in diese düstere Handlung mit reicher Hand die Blüten seiner edlen Dichtkunst gestreut hat. Ich habe aber schon lange nicht mehr eine so fein gezeichnete Szene gelesen wie jene am einsamen Feuer im Walde mit ihren geheimen Unterströmungen zur Szene im Park. Als Ganzes bedeutet aber der Roman ein tief ernstes Werk, von dem mir scheint, als hätte der Dichter schwer mit ihm gerungen und es sei ihm dessen Vollendung eine Befreiung von Mächten und Erlebnissen gewesen, die ihn zwangen, es zu schreiben.

(Ostdeutsche Rundschau, Wien)

Hermann Stehr: Drei Nächte

Roman. Zweite Auflage. Geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Dieser schlesische Volksschullehrer, in seinem Gemüt ein Enkel des Angelus Silesius und ein Bruder des Gerhart Hauptmann, der den „Fuhrmann Henschel“ und das „Hannele“ schrieb, wird ge-

wiß niemals viele Leser unterhalten, aber wer ihn kennt, muß ihm Freund sein und wird ihm über steile, steinige Wege folgen. Stehr ist einer der tiefsten, wahrhaftigsten Menschen unserer modernen Literatur, zugleich ein Raffinierter und ein Primitiver, ein Realist und ein Phantast mit dem sechsten Sinn, der die dunklen Angst- und Wahngelbte der Nacht mit furchtbarer Bestimmtheit erleidet. Ein Volksschullehrer seiner Heimat, dem der Dichter gewiß viel Eigenes gegeben hat, erzählt hier in drei Nächten seine Geschichte; es ist der Kampf mit den „Gespenstern“, ähnlich wie sie Ibsen in seiner Tragödie versteht. Die Toten haben Macht über die Lebenden, namentlich die enttäuschten, unzufriedenen, die nicht zur Ruhe gehen wollten und die ihr Leid den Kindern vermachen. Der alte Faber geht zugrunde, weil er die dunkle Erbschaft nicht von sich werfen kann. Sein Sohn, der hier in drei Nächten die Lebensgeschichte erzählt, entringt sich schließlich dem dunklen Fluche. Auch er glaubt an die Gespenster, allerdings auf minder naive Art, weil er weiß, daß sie im Blute wohnen, aber er bewahrt sich das Erbsungsbedürfnis, das gehemmte, niedergedrückte und schließlich doch unzerstörbare Streben, das uns zwingt, aus unserem kurzen, fragmentarischen Dasein eine heilige Angelegenheit des Weltalls zu machen. „Wir wissen mehr, als uns bewußt wird“; dieses Wort könnte als Motto über dem Buche stehen. Stehr hat seine besondere Hartnäckigkeit, im Unterbewußtsein zu wühlen, und es ist nicht immer leicht, die Visionen festzuhalten, die er in purpurner Finsternis sah. Nicht jeder hat die Natur eines Tauchers, der den Atem in der gepreßten Brust festhält. Aber wenn es auch einige Mühe kostet, wir fahren lieber mit ihm in die Tiefe, als daß wir mit manchen leichten Unterhaltern im rosigen Lichte lustwandeln. Seine Perlen hat dieser Dichter immer noch heraufgebracht.

(Vossische Zeitung, Berlin)

Princeton University Library



32101 066911510

